

Der Plattenbau als Krisengebiet

Die architektonische und politische Transformation industriell errichteter
Wohngebäude aus der DDR am Beispiel der Stadt Leinefelde

Dissertation
zur Erlangung der Würde des
Doktors der Philosophie
der Universität Hamburg

vorgelegt von

Peter Richter
aus Dresden

Hamburg 2006

1. Gutachter: Prof. Dr. Martin Warnke
2. Gutachterin: Prof. Dr. Monika Wagner

Tag des Vollzugs der Promotion: 8. Februar 2006

Inhalt

1. Einführung	5
Plattenbauten als Gegenstand der Kunstgeschichte	7
Zur Methodik	9
2. Der Plattenbau als Problemgebiet	13
2.1. Die Politisierung einer Bauweise	13
Die Vorgeschichte des industrialisierten Bauens	13
Weimarer Republik: Wohnungsfrage und Siedlungsbau	15
Die totalitären Staaten und der technologische Durchbruch der Plattenbauweise	23
Plattenbau in der Bundesrepublik Deutschland	26
Die Industrialisierung des Bauens in der DDR	28
Die Legitimation des Funktionalismus im Zeichen der Systemkonkurrenz	32
Der Sozialistische Wohnkomplex als Generator und Ausdruck einer sozialistischen Lebensweise	34
Die Entwicklung der Plattenbautypen im Kampf gegen die Baukosten	36
Die Monotonie-Debatte	39
Hans Schmidt, Lothar Kühne und die Versuche, eine normative Ästhetik des Plattenbaus zu begründen	44
Die WBS 70 und das Wohnungsbauprogramm der DDR	50
Neubaugebiet und Altstadt	53
Innerstädtisches Bauen und historistische Tendenzen am Plattenbau	56
Das Ende eines Landes und einer Bauweise	58
2.2. 1990ff.: Die Stigmatisierung einer Bau- und Wohnform	62
Die „Platte“ in der Presse	62
Die „Platte“ als Instrument der DDR- und Moderne-Kritik	64
Die Projektion westdeutscher Großsiedlungserfahrungen	69
Der Plattenbau als ostdeutsches Mentalitätsghetto	71
2.3. Plattenbauten als Problemgebiete der Wohnungswirtschaft und Gegenstand staatlich geförderter Aufwertungsmaßnahmen	75
Die erste Phase, 1990 bis 1991	75
Die zweite Phase, 1992 bis etwa 1995	76
Die dritte Phase, 1995 bis etwa 1998	78
Die vierte Phase, 1998 bis etwa 2001	81
Die fünfte Phase, etwa seit 2001	81
Die visuellen Ergebnisse der Aufwertungsstrategien	82
Plattenbau und Denkmalschutz	88

2.4. Schrumpfende Städte und abgerissene Plattenbauten	92
Stadtschrumpfung als Geschichtskorrektur	98
Kritik der Modernekritik und Stadtschrumpfung als Kulturerfahrung	102
2.5. Der Plattenbau als Gegenstand der bildenden Kunst und seine ästhetische Rehabilitierung	107
Plattenbauten als Austragungsort eines Generationenkonflikts	115
Die Folgen der neuen Wertschätzung für den praktischen Umgang mit dem Plattenbau	122
3. Fallstudie Leinefelde	124
3.1. Leinefelde als Modellstadt	125
Der Ausbau Leinefeldes zum Industriestandort im ländlichen Raum und die Deindustrialisierung nach der Wiedervereinigung	126
Das Neubaugebiet Leinefelde-Süd	125
Die Ausgangslage nach 1989	130
Der Wettbewerb „Innerstädtische Verdichtungsstandorte“ (1990)	132
Die wohnungswirtschaftliche Umstrukturierung und die ersten Sanierungen	135
Der städtebauliche Rahmenplan (1995)	138
Leinefelder Negativbeispiele und die Lehren daraus	144
Der Wettbewerb „Modernisierung von Wohngebäuden“ (1996)	146
Die Preisträger	148
3.2. Die Architekten des Stadtumbaus in Leinefelde	152
Der Architekt Muck Petzet	153
Petzets Diplomarbeit zu Plattenbauten in Leipzig (1990)	154
Plattenbau und die Ästhetik der Minimal Architecture: Petzet bei Herzog & de Meuron (1991-1992)	155
Pläne für eine Plattenbausanierung in Oberwiesenthal (1992)	157
Petzets Wettbewerbsbeitrag für Leinefelde (1996)	158
Das Physikerquartier	159
Das Mieterzentrum	166
Der Architekt Stefan Forster	171
Das Dichterviertel	173
Die Stadtvillen	176
3.3. Das Ergebnis des Stadtumbaus in Leinefelde und die möglichen Konsequenzen	181
4. Schlußbetrachtung	187
Quellen	192
Literatur	192

1. Einführung

Eine kunsthistorische Arbeit über ostdeutsche Plattenbauten steht unter einem gewissen Druck, ihr Thema zu rechtfertigen.¹ Die seriellen Produkte des sozialistischen Massenwohnungsbaus gelten bestenfalls als banal und nicht selten sogar als Ärgernis, als „öde Kisten“, die künstlerische Ansprüche eher vermissen lassen und sich an ihren Standorten oft regelrecht geschichtsfeindlich verhalten. Wie die Plattenbauten zu ihrem allgemein schlechten Ruf kamen, wäre indes schon eine erste Fragestellung solch einer Arbeit.

Wenn ihre Qualitäten also zumindest zweifelhaft sind, dann sind es die Quantitäten keineswegs, und ein erster Ausgangsbefund müßte konstatieren, daß Plattenbauten zwar vielleicht nicht schön, dafür aber zahlreich sind: In der DDR wurden zwischen 1958 und 1990 rund 2,2 Millionen Wohnungen und industrieller Bauweise errichtet, davon etwa 1,5 Millionen in der eigentlichen Plattenbauweise; die meisten von ihnen entstanden in Großsiedlungen.² Für diese Dimensionen gab es in der Bundesrepublik vor der Wiedervereinigung keine Äquivalente.³ Ein Viertel aller Wohnungen in den neuen Bundesländern befinden sich in Plattenbauten, im Ostteils Berlins lebt jeder zweite Haushalt in einer industriell errichteten Wohnung aus der Zeit der DDR, in etlichen ostdeutschen Städten, vor allem in den ehemaligen Industrieschwerpunkten, dominieren Plattenbauten den Wohnungsbestand sogar deutlich, in Rostock zu 65 Prozent, in Schwedt zu 85 Prozent und im thüringischen Leinefelde, dem das Hauptinteresse dieser Arbeit gilt, sogar zu 90 Prozent.⁴

¹ Zur Begriffsbestimmung: Plattenbauten sind Gebäude, die aus industriell vorgefertigten, geschosshohen und wandbreiten Platten sowie entsprechenden Deckenplatten montiert sind. Bei den Plattenbauten der DDR bestanden diese Platten grundsätzlich aus Beton. Halász definierte diese Grundmodule als Tafeln und die entsprechenden Bauten als „Tafelbauten“, der Ausdruck Plattenbau sei „sprachlich falsch und begrifflich ungenau“. (Halász 1966, 253.) Diese Terminologie hat sich indes nicht durchsetzen können. Eine verbindliche, exakte Terminologie hat sich auch seitens der Baupraktiker nie entwickelt. (Hannemann 2000 (1996), 26.) Stattdessen wird der Plattenbau, und mitunter sogar sein Grundmodul, die Platte, umgangssprachlich sowohl mit dem industriellen Bauen als auch mit dessen Ergebnissen gleichgesetzt, er beschreibt gleichzeitig eine Bautechnik und einen Bautypus. In der Mehrzahl sind die Plattenbauten Wohngebäude, und auf diese Funktion ist auch die folgende Arbeit fokussiert. In ihr soll weitgehend der sprachlichen Konvention gefolgt werden, deren Assoziationsrahmen unter Plattenbau gleichermaßen technische, bauorganisatorische, ästhetische und soziologische Aspekte subsummiert.

² Vgl. Haller 2002, 7.

³ Es wurden in der DDR fast viermal so viele Großsiedlungen gebaut wie in der alten Bundesrepublik, die zehn größten Neubaugebiete Deutschlands sind ausnahmslos in der DDR errichtet worden. (Ebd.)

⁴ Vgl.: BMBau 1999, I; Hannemann 2000 (1996), 154.

Der Umgang mit diesen Bauten hat sich zu einer der größten baupolitischen Herausforderungen der Bundesrepublik seit der Wiedervereinigung entwickelt; die Sanierung, der Umbau und zuletzt auch der Abriß von Plattenbauten ist seit Beginn der neunziger Jahre ein wesentliches Zielgebiet öffentlicher Fördermittel, und es ist fraglich, ob es überhaupt jemals eine derart umfassende staatliche Bauanstrengung gab, die nicht auf den Neubau ausgerichtet war, sondern auf die Verwaltung eines Bestandes.

Dieser ist eine der sichtbarsten Hinterlassenschaften der DDR und insofern ein besonders problematisches Erbe des einen deutschen Staates an den anderen, als der Plattenbau zum Schluß als bauliches und ästhetisches Abbild der DDR gelesen werden konnte. Der Bau der ostdeutschen Großsiedlungen mit ihren einheitlichen Haus- und Wohnungstypen ist als „die markanteste Realisierung des Gesellschaftskonzeptes der DDR“ aufgefaßt worden.⁵ Diese Lesbarkeit hatte für die Anhänger wie für die Gegner dieses Gesellschaftsbildes gleichermaßen Gültigkeit; die Platte stand sowohl für die sozialpolitischen Ansprüche des Staatssozialismus als auch für dessen Scheitern. Zum einen war der Wohnungsbau in der DDR systematisch zum Grundpfeiler der ideologischen Legitimation ausgebaut worden, was seinen deutlichsten Niederschlag schließlich in der Schlüsselrolle des ehrgeizigen „Wohnungsbauprogramms“ der Ära Erich Honeckers fand, das, gewissermaßen als eschatologische Antwort auf Friedrich Engels, die „Wohnungsfrage als soziales Problem“ bis 1990 lösen sollte. Zum anderen schienen die gebauten Ergebnisse den gesellschaftlichen Konformitätsdruck, den ökonomischen Mangel sowie die planwirtschaftliche und ideologische Erstarrung ganz greifbar vor Augen zu stellen. Der allgemeine Sprachgebrauch in der DDR hat aus der „Platte“ ein Assoziationsfeld gemacht, das weit über die technologischen Aspekte der Bauweise hinausreicht: Es umfaßt nicht nur das einzelne Bauelement, den daraus gefügten Bau und die wiederum daraus zusammenaddierten Wohngebiete, sondern auch das Wohnen darin und letztlich fast in Gänze das Leben unter den konkreten von ihr selbst geschaffenen Bedingungen der DDR.

In diesem Sinne diente die Platte nach der Wiedervereinigung besonders in den Massenmedien als Projektionsfläche für das Bild einer strukturbruchgeschädigten ostdeutschen Nachwendegesellschaft: Plattenbaugebiete galten und gelten als PDS-Hochburgen, Horte des Rechtsradikalismus und Zentren der Arbeitslosigkeit. Der Plattenbau als Architektur- und Wohnform fiel nach 1990 einer umfassenden

⁵ Hannemann 2000 (1996), 14.

kulturellen Entwertung zum Opfer. Das Ende der DDR und der Beitritt zur Bundesrepublik bedeutete für die Plattenbauten den abrupten Übergang von einer Phase des ständigen Zuwachses zu der eines behandlungsbedürftigen Siechtums, den Statuswechsel von der gesellschaftsprägenden Zukunftstechnologie zum technologischen, sozial- und architekturhistorischen Fossil. Wenn das Ende der DDR auch das Ende ihres generativen Daseins markierte, dann haben die Plattenbauten seit der Wiedervereinigung eine zweite Karriere gemacht: In der größer gewordenen Bundesrepublik avancierten sie zu ästhetischen, politischen, sozialen und wohnungswirtschaftlichen Problemfeldern.

Wie sie dazu wurden und welche Gegenstrategien sie seit 1990 provoziert haben - das beschreibt im weitesten Sinne den Interessenhorizont dieser Arbeit.

Plattenbauten als Gegenstand der Kunstgeschichte.

Der verbreiteten Wahrnehmung ostdeutscher Plattenbausiedlungen als bebauter Krisengebiete entspricht symptomatisch der Umstand, daß sie bislang eher das Interesse von Soziologen und Geographen als das von Kunsthistorikern erregt haben. Der sozialistische Plattenbau markiert offensichtlich einen Punkt, an dem das Bauen die Sphäre dessen, was als Architektur unter künstlerischen und ästhetischen Gesichtspunkten mit Gewinn diskutiert und bewertet werden kann, verlassen zu haben scheint – und damit auch den Zuständigkeitsbereich einer auf solche Fragen spezialisierten Geschichtsschreibung.

Dabei scheint diese Zuständigkeit umso dringlicher zu bestehen, als die Plattenbauten der DDR in polemischer Absicht durchaus als Exzeß einer Moderne gedeutet worden sind, der von dieser Warte aus das Urteil gesprochen werden sollte. Auch jede pragmatische Maßnahme am Plattenbau ruft automatisch immer auch die Frage nach seinen architektonischen und städtebaulichen Vorstufen auf. Die Geschichte des Plattenbaus ist zudem stets auch die von ästhetischen Aversionen und Ressentiments, die eines Leidens der Akteure an den Zwängen einer seriellen Bauproduktion und die ihres Ringens um Auswege. Daß der Kampf gegen die spezifischen Erscheinungsformen des Plattenbaus nicht erst unter bundesdeutschem Recht nach 1990 einsetzte, sondern zuvor schon seine Entwicklung nahezu durchgängig begleitet und befeuert hat, ist eine der Thesen, die zu belegen sich diese Arbeit bemüht.

Zugleich ist die Architektur dieser scheinbar in die sprachlose Abstraktion reiner Zweckbauten entrückten Wohnhäuser in einem Maße politisch aufgeladen worden, daß Plattenbauten im Grunde politästhetischen Amalgamen gleichkommen, die nicht nur vor Augen führen, wie politische Determinanten die Architektur prägten, sondern wie umgekehrt auch mit Architektur sichtbar Politik gemacht wurde. Von diesem Umstand wurde und wird auch in hohem Maße der Umgang mit den Plattenbauten seit der Wiedervereinigung bestimmt: Die Sanierungen und Umbaumaßnahmen in den Plattenbausiedlungen sind seit den frühen neunziger Jahren in auffälliger Weise darum bemüht, diese politisch kontaminierte Architektur- und Wohnform im Sinne von „Bau und Gegenbau“ gewissermaßen zu neutralisieren, wobei unter den besonderen Umständen der Transformation eines Bestandes oft sogar der Plattenbau selbst zu seinem eigenen Gegenbau umgepolt wurde. In der Behandlung dieses Bestandes durch die Wohnungsunternehmen und das Bundesbauministerium wurde schon früh die Tendenz deutlich, „der Stigmatisierung dieser Wohnform in der öffentlichen Meinung durch eine positive Imagebildung entgegenzuwirken.“⁶

Dieses Bemühen um neue, andere, positivere „Images“ ist von den mit diesem Thema befaßten Soziologen immer nur vermerkt worden; es wäre aber die Aufgabe einer kunstgeschichtlichen Untersuchung, diese „Images“ auch einmal zu analysieren. Denn worum es bei diesen Anstrengungen letztlich geht, ist der Versuch, diese wohnungswirtschaftlichen Bestände mit einer neuen „Attraktivität“ auszustatten, worunter man durchaus eine zeitgenössische Zurichtung des alten und im Zusammenhang mit Plattenbauten eher ungebräuchlichen Begriffs „Schönheit“ für die Zwecke des Immobilienmarketings verstehen könnte. Solche bildhaften Anreize einer Architektur, die ihre Nutzer gleichsam zum Bleiben überreden muß, bekommen unter den Bedingungen eines durch eklatante Wohnungsüberhänge und die harte Konkurrenz um den Mieter geprägten Marktes einen Stellenwert, den sie vorher beim Plattenbau nie hatten. Damit ist letztlich auch die Frage gestellt, wie eine massiv durch den Staatssozialismus determinierte Architektur- und Wohnform den gravierenden Strukturwandel in Ostdeutschland, den Übergang von der Plan- in die soziale Marktwirtschaft und von der Diktatur in die parlamentarische Demokratie sowie die Wiedervereinigung zweier verschiedenartiger deutscher Gesellschaften, verkraften, abbilden und vielleicht sogar mitgestalten konnte.

⁶ Hannemann 2000 (1996), 146.

Zur Methodik

Die Nähe des Gegenstandes und sein immer noch andauernder Status als ein zu lösendes Problem werfen etliche methodische Probleme auf. Der Plattenbaubestand der DDR ist nie umfassend dokumentiert worden.⁷ Er galt als Teil und Ausdruck des Systems, das es schnellstmöglich zu überwinden galt. Bereits in den frühen neunziger Jahren hatte in diesem Sinne fast flächendeckend seine Überformung schon begonnen. Dieser Prozeß ist auch heute noch nicht abgeschlossen, was zugleich eine endgültige Bestandsaufnahme der Sanierungsergebnisse ausschließt und außerdem dazu führt, daß jegliches Zahlenmaterial über die Bestände, die Abrisse, die Kosten und die Nutzen bereits im Moment der Recherche weitgehend überholt ist.

Dennoch sind zwischen 1990 und heute, 2005, eine Reihe von Entwicklungen und Paradigmenwechseln zu erkennen, die diesen fünfzehn Jahren eine gewisse Abgeschlossenheit verleihen und eine distanzierte Aufsicht erlauben:

Nach der umfassenden Entwertung und Stigmatisierung des Plattenbaus zu Beginn der neunziger Jahre waren am Ende des Jahrzehnts Tendenzen einer ästhetischen und inhaltlichen Rehabilitierung zu verzeichnen, die den eben noch verpönten Plattenbau plötzlich als „schick“ und retrofuturistisch rezipierten und inzwischen einer gewissen Versachlichung Platz gemacht haben.

Im gleichen Zeitrahmen wichen die dominanten Paradigmen postmoderner und traditionalistischer Architektur- und Städtebaupositionen einer moderaten Rückorientierung an den städtebaulichen und architektonischen Leitbildern der Moderne, was auch für die Rezeption und die Behandlung des Plattenbaus nicht ohne Folgen bleiben konnte.

Aus den Wachstumserwartungen, die in den frühen neunziger Jahren noch von einer „Weiterentwicklung“ der Neubaugebiete sprechen ließen, ist die Einsicht in die Faktizität der Abwanderung, des nachhaltigen Bevölkerungsverlustes und der

⁷ Falls das in der DDR nach dem Auslaufen des Wohnungsbauprogramms 1990 geplant war, dann wurden diese Pläne durch die politische Wende von 1989 und die anschließende Selbstauflösung obsolet. Eine zumindest überblicksartige Bestandsaufnahme, wie sie der Kunsthistoriker Thomas Topfstedt und der Fotograf Bertram Kober zu Beginn der neunziger Jahre den alten Stadtkernen Ostdeutschlands mit einem explizit konservatorischen Impetus zuteil werden ließen (Siehe Topfstedt 1994), kam für die Plattenbaugebiete nie zustande und wäre praktisch wohl auch kaum möglich gewesen. Die bis zum Ende der DDR noch produzierten Plattenbauten genossen weder Denkmalschutz noch eine entsprechende Wertschätzung.

„Schrumpfenden Städte“ geworden, die ihrerseits inzwischen kulturell überhöht und dem Städtebaudiskurs dienstbar gemacht werden.

Gerade in diesem Zusammenhang hat auch der innerdeutsche Erfahrungstransfer die Richtung gewechselt; nachdem die Rezepte für den Umgang mit den Plattenbausiedlungen zunächst stark aus den Erfahrungen der westdeutschen Großsiedlungsdebatten gespeist waren, gelten die Schrumpfsstrategien des „Stadtumbaus Ost“ nun als paradigmatisch für entsprechende Herausforderungen, die in naher Zukunft auch dem Westen des Landes prognostiziert werden.

Und schließlich hat die thüringische Stadt Leinefelde gezeigt, wie aus einer beispielhaften Konzentration der Problemlagen innerhalb dieser Zeitspanne ein international gefeiertes Muster für ihre Lösung erwachsen kann. Die Konversion des Plattenstandorts Leinefelde ist der eigentliche Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit. Leinefelde ist erst in der DDR vom peripheren Dorf zum Industrieschwerpunkt und zur modernen fast absolut von Plattenbauten geprägten Stadt im ländlichen Raum ausgebaut worden. Als programmatische industrie- und bevölkerungspolitische Setzung der DDR-Regierung gleicht Leinefelde sozialistischen Musterstädten wie Eisenhüttenstadt oder Hoyerswerda. Wie diese wurde es wegen seiner wirtschaftlichen Monostruktur zum schutzlosen Opfer des Strukturwandels und der Deindustrialisierung nach 1990. An seinem Plattenbaugebiet lassen sich für die erste Hälfte der neunziger Jahre alle typischen Erosionserscheinungen und die üblichen Gegenstrategien nachverfolgen. Ab Mitte der neunziger Jahre übernahm Leinefelde jedoch eine Vorreiterrolle und avancierte in der Folge tiefgreifender städtebaulicher und architektonischer Eingriffe zu einem vielfach preisgekrönten Musterfall eines gelungenen Stadtumbaus, der das modernistische Erbe des Plattenbaus wieder in sein Recht setzt und daraus sogar Vitalitätsschübe für den Rest der Stadt ableitet. Diese Entwicklung soll im Einzelnen rekonstruiert werden. Dabei gilt es die These zu überprüfen, daß der Plattenbau als Produkt einer zentralistischen und diktatorischen Bauideologie durchaus redemokratisiert und für heutige Marktgegebenheiten qualifiziert werden kann, wenn seine zukünftigen Potentiale aus seiner eigenen architekturhistorischen Vergangenheit heraus interpretiert werden.

Zuvor soll jedoch in einem ersten Teil der Arbeit der Rahmen abgesteckt und ausgelotet werden, innerhalb dessen sich diese spezielle Entwicklung vollziehen konnte. Dabei soll zunächst nachvollzogen werden, auf welchen Wegen der Plattenbau als Bauweise und Wohnform zum Inbild des Staatssozialismus ausgebaut und

politisiert wurde. Dieser geschichtliche Abriß wird auch auf die technologischen und ideologischen Vorläufer des Plattenbaus zurückgreifen, sofern sie Bezugspunkte für die späteren Entwicklungen darstellten. Im Interesse einer Eingrenzung des Materials soll der Blick dabei soweit wie möglich auf die Entwicklungen in Deutschland konzentriert werden.⁸ Damit ist nicht intendiert, so etwas wie eine umfassende Geschichte des Plattenbaus darzulegen, vielmehr liegt auch in diesem Teil der Arbeit der Fokus des Interesses vor allem auf den rezeptionsgeschichtlichen Aspekten, die erstens in der Entwicklung des Plattenbaus selbst zum Tragen kamen und zweitens zur Ausformung jenes Bildes vom Plattenbau als politisch und sozial lesbarer Architektur beitragen, das seit der Wiedervereinigung den Umgang mit diesem Baubestand so problematisch und konfliktiv werden ließ. Die Entwicklung des Plattenbaus bis 1989 wird, mit anderen Worten, in diesem Zusammenhang lediglich als Vorgeschichte des eigentlichen Themas behandelt: der Bewertung und Behandlung von DDR-Plattenbauten nach 1990.

Es soll deshalb im Anschluß verfolgt werden, wie der Plattenbau nach 1990 stigmatisiert wurde. Da die Debatten zum Plattenbau seit dieser Zeit überwiegend journalistisch und nicht selten auch explizit polemisch geführt wurden, wird dieser Teil der Arbeit zwangsläufig stark rezeptionsgeschichtlich ausgerichtet sein. Die Betrachtung der baupolitischen und wohnungswirtschaftlichen Gegenstrategien muß schließlich vollends aus einem sehr tagesaktuellen und eher kunstfernen Erhebungsmaterial schöpfen, dieses aber auf die spezifischen Erscheinungsformen und Rhetoriken sanierter Plattenbauten anzuwenden versuchen.

Es werden schließlich die kritischen Reaktionen auf diese offiziösen Praktiken beim Umgang mit den Plattenbauten und nicht zuletzt ihre Rolle in den Debatten um die Stadtschrumpfung sein, die sie wieder zum Gegenstand dezidiert architektonischer Auseinandersetzungen und schließlich sogar zum Thema der bildenden Kunst werden ließen. Die damit einhergehende ästhetische Rehabilitierung soll anhand ausgewählter prägnanter Beispiele diskutiert werden, bevor nach dieser bewußt allgemeinen Betrachtung der Genese der Problematik anhand von Leinefelde exemplarisch konkrete Lösungen untersucht werden.

Die Ermutigung zu dieser dualen Annäherung an das Prototypische einerseits und an das Allgemeingültige andererseits entspringt letztlich der seriellen Struktur des

⁸ Für einen Überblick über die vergleichbaren Entwicklungen in den anderen Ostblockstaaten sei hier vor allem auf Rietdorf, Liebmann, Knorr-Siedow 1994, 9ff. verwiesen.

Gegenstandes selbst. Daß dabei allerdings vom Allgemeinen zum konkreten Fallbeispiel fortgeschritten wird, versucht der Differenzierung gerecht zu werden, der die Plattenbauten als Ergebnisse einer vorherigen Entdifferenzierung seit 1990 unterzogen sind.⁹

⁹ Editorische Vorbemerkung: Die Arbeit folgt angesichts der aktuellen Unwägbarkeiten in der Rechtschreibdebatte den Regeln der sogenannten alten Rechtschreibung; in Zitaten wird indessen diejenige Orthographie beibehalten, in der sie abgefaßt wurden.

2. Der Plattenbau als Problemgebiet

2.1. Die Politisierung einer Bauweise

Die Vorgeschichte des industrialisierten Bauens.

Der Plattenbau ist keine Erfindung sozialistischer Staaten, sondern ein Import aus dem Westen. Daß er trotzdem zum Inbild des Staatssozialismus werden konnte, hat Gründe, die zum Teil bis in die Vorgeschichte der Technologie zurückreichen.¹⁰

Die Vorfertigung von Gebäuden, die während des 19. Jahrhunderts vor allem von England und Frankreich für die Truppenunterbringung im Krieg und die Besiedlung von Kolonien forciert wurde, war von Anfang an mit dem Charakter staatlicher Initiative behaftet.¹¹ Als neben die militär- und kolonialpolitischen Motive der Transportier-, Montier- und Zerlegbarkeit auch das der schnellen und damit billigen Wohnraumversorgung trat, geriet die Vorfertigung in Zusammenhang mit der sozialen Frage.¹² Unter dem Eindruck des Fordismus und Taylorismus der 1920er Jahre schließlich wurde sie besonders in Deutschland zum Experimentierfeld von Architekten, die den technischen Fortschritt programmatisch mit dem gesellschaftlichen kurzschlossen und dabei von sozialdemokratischen Politikern unterstützt wurden.

Rezeptionsgeschichtlich durchwandert das industrielle Bauen das politische Spektrum gewissermaßen allmählich von rechts nach links. Von Anfang an scheint es dabei mit kulturellen und ästhetischen Ressentiments konfrontiert gewesen zu sein, die in den Wahrnehmungsmustern bis heute eine gewisse Kontinuität haben.¹³ Ihre Wurzeln in

¹⁰ Robert v. Halász, als Leiter des Betonwerkes Rüdersdorf und später als Hochschullehrer an der Technischen Universität Berlin selbst sowohl Praktiker als auch Propagandist des industriellen Bauens, setzt den Beginn der Entwicklung zwar erst mit ihrem endgültigen Durchbruch in den 1950er Jahren an und bescheinigt den Versuchen aus den zwanziger Jahren einen „rein dilatorischen Charakter“, weil diese an den wirtschaftlichen und technischen Verhältnissen scheitern mußten (Halász 1966, 253). In diesem Zusammenhang sind aber gerade die Gründe für dieses Scheitern aufschlußreich. Zur Vorgeschichte der Präfabrikation und im besonderen des industriellen Wohnungsbaus, siehe v.a.: Herbert 1979 und 1984, Junghanns 1994, Steinhausen 1994 und Hannemann 2000 (1996), 28ff.

¹¹ Bereits um 1800 gab es in England einen Markt für transportable Kolonialhäuser. Einen frühen Höhepunkt erreichte die Vorfertigung von einfachsten Unterkünften für Soldaten während des Krimkrieges 1854-65; an den entsprechenden Programmen war auch Joseph Paxton beteiligt, dessen Londoner Kristallpalast von 1851 für die Architekturmoderne und das industrialisierte Bauen des 20. Jahrhunderts zum zentralen historischen Bezugspunkt werden sollte. Vgl. Hannemann 2000 (1996), 28ff.

¹² Hannemann 2000 (1996), 30.; sowie Junghanns 1994, 10ff.

¹³ Vgl. Hannemann 2000 (1996), 30ff. Diesen vor allem in Material, Bauweise und Prestige begründeten Ressentiments standen regelmäßig Versuche gegenüber, die neue Technologie

Militär, Kolonialismus und staatlichen Notprogrammen wiesen diese Bauweise schon genealogisch als Provisorium und Notlösung aus, als Gegenteil eines auf Dauerhaftigkeit gerichteten Bauens nach künstlerischen Ansprüchen. Das Nomadische, das die konservative Kritik später der Ästhetik des Neuen Bauens vorwarf, lag der Vorfertigung zumindest in den Genen.

Es gibt keinen genau benennbaren Vater der Plattenbautechnologie, es gibt nur viele Ingenieure, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in England, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und den USA wichtige Vorarbeiten lieferten, deren Experimente mit vorgefertigten Wandsegmenten aus Metall oder Beton, mit rationalisierten Schalungssystemen, Baukastenlösungen oder mechanisierten Baustellenabläufen im einzelnen zwar häufig in technischen und ökonomischen Unzulänglichkeiten, der Konkurrenz mit traditionellen Bauweisen oder Akzeptanzdefiziten versandeten, aber in ihrer Gesamtheit eine kollektive Entwicklungsleistung darstellten, die das bis heute gültige Bild einer gleichsam anonymen Architektur bereits vorprägte, auch wenn sich unter den Vorvätern Namen wie der von Thomas Alva Edison fanden.¹⁴ Die größten Übereinstimmungen mit den späteren Systemen wiesen dabei die geschoßhohen und raumbreiten Betonplatten auf, die von Grosvenor Atterbury in den USA seit 1902 entwickelt worden waren und mit Spezialkränen versetzt werden konnten. (Abb. 1.) Die zweigeschossige Eigenheimsiedlung, die 1918 nach Atterburys Technik in Forest Hills auf Long Island entstanden war, wurde 1924 von Martin Wagner besichtigt; dieses System bildete in modifizierter Form ab 1925 die Grundlage für Wagners Versuchs-Siedlung in Berlin-Friedrichsfelde, die erste in Plattenbauweise errichtete Siedlung in Deutschland.¹⁵ (Abb. 2-4.)

Es waren die Wohnungsbauprogramme der Weimarer Republik, in denen sich, jedenfalls für die weitere Entwicklung in Deutschland, der Beton als Material gegen den konkurrierenden Stahl durchsetzte, und in denen sich die Industrialisierung des Bauens programmatisch mit der Wohnungsfrage verband, nachdem frühere Reformmodelle von traditionellen Bauweisen ausgegangen waren.¹⁶

in traditionelle Formen zu kleiden, statt im Sinne von Material- und Formgerechtigkeit adäquate neue Formen zu finden, was wiederum von der zeitgenössischen Architekturkritik moniert wurde, etwa vom Londoner „Builder“, als Norman Shaw 1878 aus dem Plattensystem von W.H. Lascelles Cottages im Queen-Anne-Stil errichtet hatte. (Junghanns 1994, 20.)

¹⁴ Ausführlich bei Junghanns 1994, 13ff. Der Steinbaukasten von Otto Lilienthal, das beliebtesten Spielzeug der Jahrhundertwende, ist dabei als deutscher Beitrag insofern von Bedeutung, als er zur Referenz für Walter Gropius' spätere Baukastensysteme wurde. Vgl. Junghanns 1994, 43.

¹⁵ Vgl. Steinhausen 1994, 26; Junghanns 1994, 23.

¹⁶ Zur Konkurrenz von Beton- und Stahlbau: Werner und Seidel 1992, 35f.

Weimarer Republik: Wohnungsfrage und Siedlungsbau.

Friedrich Engels Aufsatz „Zur Wohnungsfrage“ von 1872 hat die prekären Wohnbedingungen der Industriearbeiterschaft nicht nur ikonisch mit der sozialen Frage verknüpft, sondern damit auch konkrete Lösungsversuche seitens der politischen Linken zunächst eher gehemmt: „...erst durch die Lösung der sozialen Frage,“ heißt es da, „d.h. durch die Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise, wird zugleich die Lösung der Wohnungsfrage möglich gemacht“ - und nicht etwa umgekehrt.¹⁷ Die Arbeiterbewegung verhielt sich dementsprechend zur Wohnungsfrage bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein gleichsam wie eine weltentsagende Sekte und klammerte sie aus ihrer sozialpolitischen Agenda aus. Noch Ernst Mays Siedlungsprogramme wurden von den kommunistischen Abgeordneten im Frankfurter Stadtrat mit dem Verweis abgelehnt, soziale Bauprogramme dienten lediglich dazu, die Arbeiter an der Errichtung einer wirklichen sozialen Republik zu hindern.¹⁸ Christine Hannemann hat im Rahmen ihrer bausoziologischen Forschungen zum Plattenbau darauf hingewiesen, daß diese Auffassung von Sozialpolitik letztlich bis zum Beginn der Ära Honeckers in der DDR virulent blieb, und zugleich die bürgerlichen Einflüsse auf die Wohnungsreformdebatten betont, namentlich die religiös fundamentierten, konservativen Konzeptionen Victor Aimé Hubers.¹⁹

Eine linke, die Vergesellschaftung des Bodens leitmotivisch einfordernde Vorgeschichte des Siedlungsbaus hätte ihre Fluchtpunkte zunächst eher in Frankreich als in Deutschland, etwa bei Charles Fourier, dessen sozialutopische Kollektivpaläste, die „Phalanstères“, später in den stolz als Entität von der Straße abgerückten Großformen der Wohnungsbaugenossenschaften einen Widerhall finden sollten, oder in Tony Garnier, der mit seiner „Cité Industrielle“ Ebenezer Howards Gartenstadt zur Industriestadt weiterentwickelte, die von einer Vergesellschaftung des Bodens ausging, die Errungenschaften des technischen Fortschritts verbildlichen sowie die soziale

Während in den USA der Stahlbau zur bestimmenden Bauweise werden sollte, wurde ihm in Deutschland durch die Stahlknappheit während des Ersten Weltkrieges, dann durch die gezielte Förderung des Betonbaus seitens der von dem Ideal des möglichst billigen Bauens getragenen staatlichen Wohnungsbauprogramme und in den dreißiger Jahren dann schließlich durch den Stahlbedarf bei der Wiederaufrüstung im Wettbewerb mit dem Betonbau dirigistisch der Boden entzogen. Die Folge mußte eine Konnotation als Behelfs- und Notmaterial sein.

¹⁷ Engels 1971 (1872), 243.

¹⁸ Zit. nach: Andernacht/Kuhn 1986, 58.

¹⁹ Hannemann 2000 (1996), 20ff.

Emanzipation fördern sollte, dabei ostentativ ohne Kirchen auskam und deren bauliche Umsetzung durch den sozialistischen Bürgermeister von Lyon sogar teilweise ermöglicht wurde.²⁰

Vergleichbare Konzepte des Siedlungsbaus hatten in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg indes mit dem Recht auf Wohnen in der Weimarer Verfassung ein politisches Fundament, in der Hauszinssteuer ein finanzielles Instrument und in der Industrialisierung des Bauens ein Rezept, das ihnen von der Architekturavantgarde schon deshalb angetragen wurde, weil sich der Zwang zum möglichst billigen Bauen möglichst vieler Wohnungen idealtypisch mit dem Taylorismus und Fordismus traf, für die, als architekturpolitische Ideologie, international der CIAM und in Deutschland Namen wie Wagner, Gropius, May oder Mies van der Rohe standen – und mit Hermann Henselmann, Richard Paulick und Gerhard Kosel in ihrem Gefolge auch Architekten, die später bei der Industrialisierung des Bauens in der DDR Schlüsselrollen spielten.²¹

„Gelingt es uns, diese Industrialisierung durchzuführen“, schrieb Mies van der Rohe 1924 in einem der damals nahezu inflationären Manifeste über die Rationalisierung des Bauens, „dann werden sich die sozialen, wirtschaftlichen und künstlerischen Fragen leicht lösen lassen.“²² Diese Industrialisierung gelang ihnen damals nur in Ansätzen, dasselbe gilt für die Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Fragen. Was überdauert hat, sind vor allem die Lösungen der künstlerischen Fragen, die heute das Bild vom sozialen Bauen in der Weimarer Republik überproportional bestimmen. Der überwiegende Teil der Wohnungen wurde in diesen Jahren in traditionellen Bauweisen und Formen errichtet, aber es waren die Siedlungen des Neuen Bauens, die

²⁰ Die Forderung, Grund und Boden zu sozialisieren, um dem spekulativen Gewinnstreben die Grundlage zu entziehen, ist Kernbestandteil der Gartenstadtkonzeption von Ebenezer Howard; Düwel und Gutschow 2001, 50, zufolge findet sich die früheste für Deutschland nachweisbare Formulierung schon bei Theodor Fritsch („Die Stadt der Zukunft“. Leipzig 1896), der als einflußreicher Antisemit damit zugleich für die rechtsradikale Wirkungsgeschichte der Bodenfrage steht.

²¹ Zum Einfluß des Amerikanismus und der industriellen Rationalisierungsmethoden von Henry Ford und Frederick Winslow Taylor auf die deutsche Architektur, siehe Nerding 1996 (1985), 9ff. Die erste Anregung zur Übernahme dieser Methoden auf das deutsche Bauwesen findet sich demnach in Martin Wagners 1918, noch während des Krieges, publizierten Schrift „Neue Bauwirtschaft“. Aus demselben Jahr stammen die von Peter Behrens und Heinrich de Fries in ihrer Schrift „Vom sparsamen Bauen. Ein Beitrag zur Siedlungsfrage“ niedergelegten Gedanken über die Grundlagen zu einer „industriellen Massenproduktion“ im Wohnungsbau. Lilian Gilbreth hatte die Studien Taylors bereits ein Jahrzehnt zuvor für die Bauwirtschaft fruchtbar gemacht. Diese Ideen wurden in den zwanziger Jahren vor allem von der von Martin Wagner herausgegebenen Zeitschrift „Soziale Bauwirtschaft“ propagiert. Vgl. Hannemann 2000 (1996), 37f. Zum Fordismus als architekturpolitische Ideologie in den verschiedenen Ländern Europas siehe: Ebd, 37ff.

²² Mies van der Rohe 1924, 18.

Architekturgeschichte geschrieben haben – und mit denen die Sozialdemokraten Symbolpolitik betrieben. Die Entwürfe und Projekte von Gropius, May, Wagner, Scharoun, Bartning oder den Tauts für einen industriellen oder zumindest stark mechanisierten und verbilligten Massenwohnungsbau verdanken ihren Ruhm im wesentlichen ihrer Eigenschaft als Prototypen und visionäre Projekte, nachweisbare ökonomische Erfolge blieben ihnen damals in der Regel versagt.

Nachdem Martin Wagner als Berliner Baudirektor auf der Baustelle der Hufeisensiedlung in Britz zwar den weitgehenden Einsatz von Baumaschinen durchsetzen konnte, nicht aber den Einsatz von Platten, gelang ihm dies 1926 bei der Siedlung, die er für den Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen in Berlin-Friedrichsfelde entwarf, die heute sogenannte Splanemann-Siedlung.²³ Die erwarteten Kosteneinsparungen konnten dort schon deswegen nicht erreicht werden, weil diese Siedlung städtebaulich und architektonisch wesentlich traditioneller angelegt war als die vergleichsweise weiträumige Hufeisensiedlung. Die in engen Karrees stehenden und herkömmliche Straßenfluchten formenden Häuser tragen Satteldächer, haben zurückgesetzte, vom expressionistischen Bauen inspirierte Treppenhaussegmente und waren vom ausführenden Architekturbüro Primke und Goettel zunächst für die Ausführung in Ziegelbauweise projektiert worden.²⁴ Die auf Atterbury beruhende, in den Niederlanden zum „System Bron“ weiterentwickelte und hier nun „Occident“ genannte Bauweise mit geschoßhohen und raumbreiten Betonplatten wurde mit ähnlichen technischen Schwierigkeiten und ökonomischen Nachteilen in ein traditionell gestaltetes, kleinteiliges und verdichtetes Projekt implantiert wie bei den Versuchen in der späten DDR, die Plattenbauweise auf innerstädtische, kleinteilige und verdichtete Standorte in traditionellen Formensprachen anzuwenden.²⁵ Und trotz der städtebaulichen Kleinteiligkeit, der noch geringen Typisierung der Bauteile und der Konventionalität des Entwurfs, die zum Scheitern dieses Projekts beitrugen, war es bereits mit massiver Kritik an der „unerträglichen“ Gleichheit der Häuser konfrontiert.²⁶

In Frankfurt am Main, wo Ernst May das Berliner Plattenbausystem aufgriff, modifizierte und beim Bau von Siedlungen anwendete, die der Technologie

²³ Dieser Name ist erst gebräuchlich, seit die Haupterschließungsstraße in der DDR nach dem Kommunisten Herbert Splanemann benannt wurde. Die offiziell namenlose Siedlung war zuvor als „Kriegerheimstättensiedlung“ bekannt. Vgl. Schwenk 1997, 67.

²⁴ Vgl. Schwenk 1997, 68f.

²⁵ Vgl. Junghanns 1994, 119ff. Schwenk 1997, 70; Steinhausen 1994, 26f.

²⁶ Schwenk 1997, 70.

städtebaulich und architektonisch weit mehr entgegenkamen als in Friedrichsfelde, mußte diese Kritik umso heftiger ausfallen. Mays strenge, langgestreckte, drei- bis fünfgeschossigen Zeilenbauten bildeten keine Straßenräume mehr, sie trugen - wie bei Garniers sozialistischer Cité Industrielle – Flachdächer, sie bezogen ihre Ästhetik nicht aus kostspieligen Dekors sondern aus den grafischen Effekten von präzisen Proportionen, Schattenwürfen und Details; diese Askese mochte, in den Worten des Architekturhistorikers William Curtis, „die Disziplin der Gemeinschaft und deren moralische Kraft zum Ausdruck“ gebracht sowie, im Zusammenspiel der abstrakten Architekturformen mit der vegetativen Freiraumgestaltung, „die Werte des aufgeklärten Sozialismus“ widerspiegelt haben.²⁷ In ihren konsequentesten Beispielen, etwa in Frankfurt-Westheim, verkörperten sie jedenfalls auf denkbar stringente Weise das demokratische Ideal der absoluten Gleichbehandlung aller. Diese langen Zeilenbauten waren allerdings zugleich auch die Form, die ein industrialisierter Bauablauf verlangte, um rationell sein zu können. Aber auch diese großen, als Musterbeispiele einer sozialen Baupolitik damals schon viel publizierten Frankfurter Siedlungen waren, gemessen an den wirtschaftlichen und sozialpolitischen Zielsetzungen, letztlich Mißerfolge. Dabei war May - ähnlich wie Gropius nach dessen Plänen zu einem „Baukasten im Großen“ dann bei seinen praktischen Versuchen in Dessau-Törten – bereits einen Schritt zurückgegangen: vom technologischen Ideal der geschoßhohen Platte zur Blockbauweise mit handlicheren Betonelementen, die witterungsunabhängig in Fabriken hergestellt werden konnten, den Baubetrieb somit saisonal unabhängig machten und vor allem den Möglichkeiten der damaligen Transport- und Baumaschinen besser gerecht wurden.²⁸ (Abb. 5-7.) Trotz der erzielten Bauzeitverkürzungen waren die Gesamtkosten seiner Plattenbauten am Ende nicht geringer als die konventioneller Projekte.²⁹ Mays Versuche, die bei der Einführung einer derart komplexen neuen Technologie unweigerlich auftretenden Mängel nach und nach zu korrigieren, konnten nicht mehr rechtzeitig zum Tragen kommen, sie erstickten in einer abflauenden Baukonjunktur, in der Konkurrenz des mittelständischen Bauhandwerks und in einer immer massiver und allgemeiner werdenden Kritik an der Ästhetik und den Zielen des Neuen Bauens; im Klima der zugespitzten politischen Konfrontation am Ende der Weimarer Republik waren Plattenbauten schließlich zu einem Risiko geworden, dem sich sogar die Banken

²⁷ Curtis 2002, 249.

²⁸ Junghanns 1994, 130; Steinhausen 1994, 27.

verweigerten.³⁰ Die gehässige Polemik, mit der May zu Beginn der dreißiger Jahre von der konservativen Presse als „Lenin des deutschen Bauens“ und die Schließung seiner Plattenwerke als „Plattenpleite“ verhöhnt wurden, verweist auf die vehemente Politisierung, der die Vorfertigung als Technologie, das Neue Bauen als Stil und dessen Architekten und Bauherren als Personen ab der zweiten der Hälfte der zwanziger Jahre unterworfen waren.³¹

Die Frage, auf welchen Wegen die Ressentiments zwischen Bauweise, Materialien, Ästhetik und politischen Programmen metastasierten und in Analogien zueinander traten, sowie das Nachzeichnen der genauen Beziehungen und Einflüsse zwischen Architekten, Bauverantwortlichen, Parteipolitikern und der veröffentlichten Meinung sind noch weitgehend Desiderate der Forschung. Es gibt allerdings Hinweise darauf, daß die Außenwahrnehmung durch die damals stark parteipolitisch orientierten Massenmedien nicht unbedingt der Selbstwahrnehmung der Akteure entsprach, daß sich die Rezeption von den Tatsachen abkoppelte, verselbständigte und dabei eine beträchtliche Eigendynamik entwickelte. Ähnlich wie beim sogenannten Zehlendorfer Dächerstreit, bei dem die Flach- und Spitzdächer gewissermaßen über die Köpfe der beteiligten Architekten hinweg als „links“ oder „rechts“ qualifiziert wurden, wurden die Debatten auch in Frankfurt zunächst eher in der Presse als von den eigentlichen Protagonisten geführt. Dietrich Andernacht und Gerd Kuhn haben darauf hingewiesen, daß bei den Kommunalwahlen von 1928 sogar ein Einzelkandidat antrat, dessen Programm sich auf die Bekämpfung des modernen Wohnungsbaus beschränkte, daß aber in der Stadtverordnetenversammlung selbst zunächst nur der Vertreter der Wirtschaftspartei und damit der Repräsentant der privaten Hausbesitzer gegen Mays „öde Kästen“ und „Strafsiedlungen“ agitierte. Erst als die ersten Häuser gebaut waren, polemisierten auch DNVP und NSDAP gegen die - vom Vertreter der NSDAP so genannten - „Affenkäfige“ und „Maikäferkisten“, während die KPD in ihrer fundamentalen Opposition zur parlamentarischen Republik der sozialdemokratischen Wohnungsbaupolitik grundsätzlich die Zusammenarbeit verweigerte und das Frankfurter Bauprogramm für gescheitert erklärte, weil die Wohnungen für Arbeiter unerschwinglich seien, was die Stilfrage für sie von vornherein sekundär mache.³² Wie dieser Stil, der von den Konservativen zunehmend als kommunistisch gebrandmarkt

²⁹ Steinhausen 1994, 27.

³⁰ Ebd., 28.

³¹ Junghanns 1994, 131.

³² Andernacht, Kuhn 1986, 55ff.

wurde, von den kommunistischen Funktionären selbst gesehen wurde, läßt sich immerhin rekonstruieren – und zwar aus den späteren Anstrengungen der kommunistischen Machthaber in der DDR, die Architektur der klassischen Moderne über ihre (nun rückwirkend auf einmal doch noch konzedierte) sozialistischen Inhalte zu rehabilitieren, und aus dem vorausgegangenen Verdikt Kurt Liebknechts, des ersten Präsidenten der Deutschen Bauakademie in Ostberlin, wonach es einige kommunistische Intellektuelle mit ihrer Begeisterung für die „öden Kisten“ den Faschisten leicht gemacht hätten, die „Bauhausarchitektur“ den Kommunisten anzulasten.³³

Der Unmut über die „Kisten“ oder „Kästen“ dürfte ganz allgemein für die äußeren Formen des Neuen Bauens gestanden haben, der über die „Käfige“ hingegen für die Organisation von deren Innenleben: Neben den Entwürfen für die „Wohnung für das Existenzminimum“ waren es vor allem die Frankfurter Siedlungsbauten mit Grete Schütt-Lihotzkys berühmt gewordenen „Frankfurter Küchen“, die exemplarisch für die Anwendung fordistischer Prinzipien nicht nur auf das Bauen, sondern auch auf das Wohnen selbst standen, für die akribische Analyse des häuslichen Lebens und seine fließbandmäßige Zerlegung in genau berechnete „Wohnfunktionen“. Was Sigfried Giedion als „Wohnford“ bezeichnet hat, tendierte grundsätzlich dazu, die Gewichte von der Rationalisierung des Bauens auf die Rationalisierung des Wohnens zu verschieben: immer dann nämlich, wenn die Kostensenkungen, die beim Bauen nicht erreicht werden konnten, über eine Verkleinerung des rationalisierten Grundrisses ausgeglichen werden mußten. Daß dies bei Mays Siedlungen unter dem Einfluß der Weltwirtschaftskrise geschah, ließe sich als Teil ihrer Tragödie auffassen³⁴; daß sich die Geschichte dann im industriellen Wohnungsbau der DDR wiederholte, war allerdings mehr als nur eine Farce.

Die Festlegung der Wohnfunktionen und die Hierarchisierung der Wohnräume, wonach etwa der größte Raum zwingend das Wohn- und Eßzimmer ist und das kleinste das Kinderzimmer, sollten ihre Gültigkeit bis in die Wohnungsbauprogramme der DDR und in die DIN-Normen für den sozialen Wohnungsbau in der Bundesrepublik hinein behalten und damit letztlich noch folgenreicher sein als ihr technologischer Widerpart, die Plattenbauweise.³⁵ Daß May das Wohnen in diesen für individuelle Ausstattungen zu kleinen und deshalb standardisiert voreingerichteten Wohnungen

³³ Vgl. Hoscislowski 1991, 111 und 299.

³⁴ Vgl. Dreyse 1986, 73f.

nach einem Diktum Hilberseimers betont unsentimental (und, im Hinblick auf seine Klientel, vielleicht auch ein bißchen unsensibel) mit dem Wohnen im Hotel verglich, wo man „im Falle eines Wohnungswechsels (...) nur noch die Koffer zu packen“ brauche: Das war eher eine Bestätigung als eine Widerlegung von Ressentiments, die offenbar weit über das konservative Lager hinaus wirksam waren.³⁶ Die Initiatoren der Stuttgarter Weißenhofsiedlung, die als internationale Leistungsschau der Architekturmoderne für solche Vorwürfe von vorn herein prädestiniert sein mußte, traten diesen schon prophylaktisch mit der Beteuerung entgegen, zeigen zu wollen, daß die Industrialisierung des Bauens nicht „notwendig zu seiner völligen Uniformierung führen muß“ und „nicht einer Vergewaltigung des Individuums gleichzusetzen ist“.³⁷ Es ist ein Kontinuum in der Geschichte des industriellen Wohnungsbaus, daß die Monotoniekritik, mit der es von Anfang an konfrontiert war, nicht nur von seinen Gegnern, sondern, mitunter noch prononcierter, auch aus den eigenen Reihen kam.³⁸ Und es waren, neben dem Unterschreiten der ökonomischen Zielvorgaben, auch diese ästhetischen Vorbehalte und ideologischen Widerstände, die schließlich die bisherigen Förderer und Auftraggeber von den Versuchen des industriellen Wohnungsbaus abrücken ließen und damit in Deutschland ihr vorläufiges Ende besiegelten.³⁹ An diesem Ende stehen in Deutschland nicht nur eine beeindruckende Anzahl innovativer Entwürfe und ehrgeiziger Experimente zur Industrialisierung und Verbilligung des Bauens sowie zur Bewältigung der dadurch aufgeworfenen ästhetischen Fragen, sondern auch die von den Protagonisten immer wieder thematisierte Erfahrung, daß die kapitalistischen Besitz- und Wirtschaftsverhältnisse

³⁵ Vgl. Kähler 1989, 41ff.

³⁶ Dreyse 1986, 74.

³⁷ Zit. nach: Steinhausen 1994, 29.

³⁸ Bruno Taut als Vertreter des Neuen Bauens sprach im Zusammenhang der strengen Wohnzeilen mit ihren festgeschriebenen Nutzungsmöglichkeiten, die Gropius und Haesler in der Karlsruher Dämmerstock-Siedlung errichtet hatten, von „Zuchthausarchitektur“, Adolf Behne als Theoretiker und Propagandist, beklagte, daß der Mensch hier zum „abstrakten Wohnwesen“ reduziert werde. (Vgl. Bätzner 2000, 151.) Die Entwürdigung des Menschen „zur sache“ beklagte auch Hugo Häring im Hinblick auf die Hochhaus-Stadtentwürfe von Le Corbusier und Hilberseimer: „wir wollen ja das einzelne wesen aus der uniformierung, normierung, typisierung befreien, wir wollen ihm seinen lebensraum schaffen, in dem wir seine individuelle entfaltung als die voraussetzung des ganzen ansehen und einsetzen.“ (Zit. nach: Lauterbach, Jödicke 1965, 17ff.) D.W. Dreyse, der in Frankfurt ein Mitarbeiter von May war, rechtfertigte die Rationalisierung des Wohnens später zwar als soziale Errungenschaft, bezeichnete die damit einhergehende Festlegung der Funktionen aber im gleichen Zuge als „Zwangsjacke“. (Dreyse 1986, 47.)

³⁹ Vgl. Steinhausen 1994, 30.: Sogar die Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen, die zuvor Mays Frankfurter Plattenbauten noch mit 300.000 Reichsmark gefördert hatte, rückte bei Gropius' sog. Reichsforschungs-Siedlung in Berlin-

eine konsequente Industrialisierung des Bauens erheblich erschweren, daß solche Projekte eher auf vorstädtischen Brachen als auf den engen Parzellen der Innenstädte möglich sind (was das industrielle Bauen insofern zum Nutznießer des Gartenstadtgedankens und aller dezentralen Reformsiedlungsideen macht, als sich die Forderung nach Licht, Luft und Sonne mit den technischen Erfordernissen eines industrialisierten Baubetriebs trifft), und daß nicht zuletzt eine verlässliche und langfristige politische Unterstützung nötig ist, um eine neue Technologie von dieser Komplexität einführen zu können und dauerhaft durchzusetzen - verlässlicher und langfristiger jedenfalls, als das in einer parlamentarischen Demokratie möglich und vielleicht auch wünschenswert ist. Mit Wagner, Gropius und vor allem May hatte sich ein Typus des Baubeamten hervorgetan, „der gleichzeitig Organisator der Bauwirtschaft ist“ und in bis dahin nicht gekannter Weise „professionalisierte Großstadtplanung“ betreiben konnte.⁴⁰ Die Machtfülle, die Ernst May in Frankfurt auf sich zog, ermöglichte ihm einerseits sein großangelegtes Wohnungsbauprogramm und entfachte andererseits zusätzliche Ressentiments.⁴¹ Was auf diesem Wege entstanden war, sind Versuchs- und Experimentalsiedlungen, die eine wirkliche Serienreife und damit die Amortisierung ihrer Entwicklung nicht mehr erleben konnten. Ihr heutiger Ruhm als frühe Beispiele für ein gelungenes soziales Bauen beruht offensichtlich auf der Tatsache, daß sie in technologischer und wirtschaftlicher Hinsicht letztlich inkonsequent geblieben waren: Die ästhetische Qualität dieser frühen Siedlungen besteht aus heutiger Sicht und in den Worten Walter Prigges darin, daß sie „trotz der eingeführten industriellen Methoden noch nicht von deren Rationalität überrollt“ worden sind.⁴²

Die Monotoniekritik an diesen frühen Siedlungen hat sich inzwischen deutlich relativiert - und zwar unter dem Eindruck der konsequenten Industrialisierung des Wohnungsbaus nach dem Krieg und im Lichte der daran dann vorgebrachten Monotoniekritik. Das wirksame Erbe dieser Siedlungen waren weniger die an ihnen im

Haselhorst von der Plattenbauweise ab; Tauts Auftraggeber bei der GEHAG bestanden schließlich explizit auf traditionellem Mauerwerksbau.

⁴⁰ Prigge 1986, 18.

⁴¹ May hatte als Stadtbaurat von Frankfurt mit Ludwig Landmann einen Oberbürgermeister, der mit seiner Schrift „Das Siedlungsamt der Großstadt“ von 1919 der späteren, als „Machtfülle“ inkriminierten Zentralisierung der Bauverantwortlichkeiten in der Hand Mays theoretisch schon den Boden bereitet hatte, bevor er es auch praktisch tat: May war Leiter des Hochbauamtes, der Baupolizei, des Siedlungsamtes, der Grundstücksverwaltung und des Hypothekendienstes und bekleidete außerdem führende Positionen in zwei während der Inflation durch Kauf der Aktienmehrheit in städtische Organe verwandelte Baugesellschaften. (Junghanns 1994, 125.)

⁴² Prigge 1986, 18.

einzelnen erprobten Bautechnologien als vielmehr die sozialpolitisch und städtebaulich programmatische Verknüpfung der Forderung nach einer Industrialisierung des Bauens mit der nach einer „Wohnung für das Existenzminimum“ und der nach einer „Auflösung der Städte“ – ein Erbe, das sich nach den langen Kämpfen um eine Rückkehr zum Städtischen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts als durchaus ambivalent für die Bewertung des Plattenbaus erweisen sollte.

Die totalitären Staaten und der technologische Durchbruch der Plattenbauweise

Zu den Widersprüchlichkeiten in der Vorgeschichte des industriellen Wohnungsbaus in Plattenbauweise gehören die beinahe gleichzeitige Förderung und Verfemung in der Sowjetunion und im nationalsozialistischen Deutschland.

Nach den Erfahrungen in der Weimarer Republik mußten die totalitären Regimes schon eher geeignet erscheinen, der Industrialisierung des Wohnungsbaus zum Durchbruch zu verhelfen. So hinderlich sich in Deutschland die Wirtschafts- und Besitzverhältnisse erwiesen hatten, so vorteilhaft waren sie speziell in der Sowjetunion: ein vergesellschafteter Boden, eine links-fordistische Wirtschafts- und Gesellschaftskonzeption und eine rigide zentralstaatliche Autorität boten hier die Möglichkeit, gedeckt von einer staatlich abgesicherten Wirtschaftsplanung und nach den Prinzipien des modernen Siedlungsbaus ganze Großstädte zu entwerfen und zu errichten.⁴³ Diese Möglichkeit wurde von den westlichen und speziell den deutschen Architekten, die im Zuge des Fünfjahrplans angeworben wurden, dessen Beginn mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise 1929 koinzidierte, zum Teil enthusiastisch begrüßt. Mit Namen wie Ernst May und Bruno Taut führte damit zwar eine direkte Traditionslinie von den Versuchssiedlungen der Weimarer Republik in das Hinterland der sowjetischen Industrialisierung, wo sie auf umfangreiche theoretische Vorarbeiten zu einem genuin „sozialistischen Städtebau“ traf.⁴⁴ Von dort aber führte, mit Namen

⁴³ Zum Städtebau in der Sowjetunion zwischen 1929 und 1935 und zu den internationalen Beiträgen dazu, siehe vor allem: Bodenschatz, Post 2003. Aber auch Durth, Düwel, Gutschow 1998, Bd. 1, 32ff. Zum spezifisch sowjetischen Taylorismus vgl. Hannemann 2000 (1996), 39f. Eine gewisse Anschlußfähigkeit der architektonischen Diskurse ergab sich dabei auch aus der Tatsache, daß in der Sowjetunion die Suche nach gesellschaftspolitisch adäquaten Bau- und Wohnformen von den kollektivistischen Kommune-Modellen zu dem Leitbild der kleinbürgerlichen Familie, erweitert um die Berufstätigkeit der Frau, zurückgekehrt war und damit zu Typenwohnungen, die bevorzugt mit geschoßhohen Bauelementen zu errichten seien und damit stark den Frankfurter Beispiel ähnelten. Vgl. Ebd., 53f

⁴⁴ Eine Diskussion, die ihre Höhepunkte in den Büchern von Nikolai Miljutin (Das Problem des sozialistischen Städtebaus. 1930) und El Lissitzky (Rußland – Architektur für eine Weltrevolution. 1930) fand.

wie Hans Schmidt und Gerhard Kosel, allenfalls eine indirekte zum industriellen Wohnungsbau der DDR: Denn auch wenn noch nach der sogenannten städtebaulichen Wende von 1931/32 dort, wo im Schatten der offiziellen Baupolitik schnell und billig Wohnungen entstehen mußten, partiell weiterhin industriell gebaut wurde, so entzog diese programmatische Rückkehr zu traditionellen Leitbildern, die bis heute das Bild eines spezifisch stalinistischen Bauens prägen, dem industriellen Wohnungsbau und der Moderne für fast zwei Jahrzehnte die architekturpolitische Legitimation und damit auch den Vorbildcharakter für die späteren Satellitenstaaten wie die DDR.⁴⁵ Diese frühen sowjetischen Erfahrungen standen, nicht zuletzt wieder über Ernst May vermittelt, dem Großsiedlungsbau der Bundesrepublik sogar eher zur Verfügung als dem der DDR.

Im nationalsozialistischen Deutschland entwickelte sich das Verhältnis zum industriellen Wohnungsbau in umgekehrter Reihenfolge: Nach der demonstrativen Rückkehr zum konventionellen Mauerwerksbau, i.d.R. einhergehend mit entsprechend konventionellen Architekturformen, hatten hier die militärischen Erfolge für die Zeit nach dem Krieg einen geschätzten Bedarf an sechs Millionen Neubauwohnungen, vor allem in den eroberten Gebieten, abgezeichnet. Der aus dieser Aufgabe erwachsene Zwang zu rigiden Kostensenkungen reaktivierte letztlich die umstrittenen Normierungskonzepte aus den zwanziger Jahren und ließ sogar Ernst Mays zuvor von den Nazis so bekämpfte Frankfurter Plattenfabriken wieder zum Gegenstand der Debatte werden.⁴⁶ Zu den folgenreichen Ergebnissen dieser technokratischen Nachkriegs-Siedlungsplanung im NS gehörten einerseits die später in der Bundesrepublik gewissermaßen in äußerlich entnazifizierter Form weiterverwendete Begrifflichkeit vom „sozialen Wohnungsbau“ und andererseits Ernst Neuferts „Hausbaumaschine“.⁴⁷ (Abb. 8.) Neufert steht wie kein anderer Name für die Weiterentwicklung der Normung im NS, und seine 1936 erstmals in Berlin erschienene „Bauentwurfslehre“ steht wie kein anderes Buch für die Angstlust, die diese Normung bei Architekten offenbar bis heute auslöst: Das Handbuch, für dessen Titel der Name des Verfassers inzwischen zum Synonym geworden ist, dürfte nach wie vor eines der

⁴⁵ Zur sog. großen städtebaulichen Wende, vgl.: Bodenschatz, Post 2003, 93ff. Zum Fortbestand industrieller Bauweisen und moderner Semantiken im Schatten dieser Moskauer Weichenstellung, vgl.: Kosel 1989, 31f.

⁴⁶ Vgl. Steinhausen 1994, 31.; Hannemann 2000 (1996), 44.

⁴⁷ „Sozialer Wohnungsbau“: Vgl. Harlander, Fehl 1986, 107. Zum Bedeutungswandel des Begriffs in NS und BRD siehe auch: Hannemann 2000 (1996), 44.

ungeliebtesten und gleichzeitig verbreitetsten seiner Art sein.⁴⁸ Die von Neufert in Anlehnung an Gropius' „Baukasten“ entwickelte „Hausbaumaschine“ war vor allem in der unmittelbaren Nachkriegszeit von ähnlich ambivalenter Wirkung: Auf Schienen sollte sich diese Fabrik auf der Baustelle vorwärts bewegen, vorn mit Baumaterialien gefüttert werden und hinter sich, gleichsam als Verdauungsprodukt, mehrgeschossige Häuserzeilen in Gußbeton zurücklassen. Diese Wohnzeilen hätten kaum noch ein anderes städtebauliches und architektonisches Kriterium gehabt als ihre eigene technologische Herkunft; sie wurden später sogar von Gropius, dem eigentlichen Vater des Gedankens, als Auswüchse einer technoiden Rasteritis kritisiert.⁴⁹ Diese Vorbehalte änderten jedoch nichts daran, daß Neuferts Überlegungen nach dem Krieg und im Angesicht seiner Verheerungen zum Ausgangspunkt für Bauingenieure in ganz Europa wurden. Es war mit Hugo Häring ausgerechnet ein Vertreter der organischen Architektur, ein Anwalt für Alternativen zum rechtwinkligen rationalen Raster, der Neuferts Maschine dem Verdikt unterzog, sie sei das Ergebnis „eines ganz und gar von Gott verlassenen Bauwillens“ und gleichzeitig ihre Durchsetzung begründete: „Die heftigen Widerstände, die vordem etwa den fabrikmäßig hergestellten Wohnbauten oder den Großsiedlungen oder Wohnhochhäusern entgegengebracht wurden, sind heute verschwunden. Wer kein Dach mehr über dem Kopf hat, wird nicht zögern, ein Haus zu beziehen, das ihm bezugsfertig aus einer Fabrik geliefert würde.“⁵⁰

Die technokratischen Planungen des Nazistaats waren nach dem Urteil von Tilman Harlander und Gerhard Fehl die Grundlage für den „anschließenden Durchbruch zum genormten, rationalisierten Massenwohnungsbau der Großsiedlung“.⁵¹ Diese These ist im Hinblick auf die Nachkriegsentwicklung und auf die personellen und baupolitischen Kontinuitäten in Deutschland bedenkenswert – im internationalen Rahmen dürfte sie sich dagegen kaum halten lassen.

Es waren vielmehr die Nachbarländer Dänemark und, vor allem, Frankreich, in denen während der 50er Jahre der von Robert v. Halász sogenannte „zweite Durchbruch“ zur Industrialisierung des Bauens gelang: die Plattenbau- und Vorfertigungssysteme des aus dem Automobilbau kommenden Ingenieurs Raymond Camus, des in der traditionsreichen Vorfertigungsfirma arbeitenden Edouard Fougea, von dem auch das Wort von der „préfabrication totale“ stammt, sowie von Larsen & Nielsen aus

⁴⁸ Vgl. Prigge 1999, 7f.

⁴⁹ Siehe Steinhausen 1994, 31.

⁵⁰ Häring 1947, 31.

⁵¹ Harlander, Fehl 1986, 13.

Kopenhagen, sind zur technologischen Grundlage der meisten europäischen Plattenbauten geworden.⁵² In weit größerem Umfang als in der Bundesrepublik sind Großsiedlungen in Plattenbauweise dann vor allem in jenen westeuropäischen Staaten entstanden, die nach dem Krieg stabil sozialdemokratisch regiert wurden: Besonders in Skandinavien, in Großbritannien unter der Labour-Regierung und vor allem in Frankreich, wo diese Form der staatlich gelenkten Wohnraumversorgung direkter Ausdruck des traditionellen Etatismus gewesen sein dürfte, wo von Tony Garnier, Jean Prouvé oder Le Corbusier veritable Vorarbeiten zu einer Ästhetik des industriellen Bauens (und Wohnens) vorlagen und wo entsprechende Versuchsprogramme schon zur Ankurbelung der Baukonjunktur vom Staat unterstützt wurden.⁵³

Plattenbau in der Bundesrepublik Deutschland

Wenn in der Bundesrepublik Großsiedlungen in Plattenbauweise errichtet wurden, dann in der Regeln in Anlehnung an die französischen Systeme Camus und Coignet. Im internationalen wie auch westeuropäischen Vergleich geschah das aber weit seltener, als das die Städtebaudebatten der sechziger und siebziger Jahre vermuten lassen, in deren Verlauf diese Großsiedlungen eine nahezu hundertprozentige Umwertung durchmachten: von der Generallösung zum Schlüsselproblem.⁵⁴

Dieses quantitative Ungleichgewicht sollte nach der Wiedervereinigung einen der Gründe für den Wahrnehmungsschock angesichts des ostdeutschen Plattenbaubestandes darstellen; seine eigene Begründung hatte es u.a. in einer entscheidenden wohnungspolitischen Grundorientierung der Bundesrepublik: der Förderung des individuellen Wohneigentums. Hartmut Häußermann und Walter Siebler, die in ihrer „Soziologie des Wohnens“ die Wohnungspolitiken in den beiden deutschen Staaten als Beispiele dafür lesen, „wie versucht wurde, eine Gesellschaftskonzeption über die Formierung der Wohnbedingungen durchzusetzen“, beschreiben die „Geschichte der Wohnungspolitik in der Bundesrepublik (...) als Schwächung und Eliminierung kollektiver Initiativen zugunsten des individuellen Privateigentums und einer immer stärkeren marktwirtschaftlichen Organisation von

⁵² Halász 1966, 16f.

⁵³ Vgl. Steinhausen 1994, 35ff., Hannemann 2000 (1996), 47ff. In Frankreich reicht diese Tradition letztlich bis zu den traditionalistisch überformten Plattenbauten eines Ricardo Bofill. Nach dem Niedergang des Großsiedlungsbaus in Westeuropa wurden die Plattenwerke von Frankreich in die Kolonien und von Schweden in Entwicklungsländer exportiert, wo bis heute damit billiger Wohnraum produziert wird. Vgl. Steinhausen 1994, 36f.

Wohnungsproduktion und –verteilung“ – gegenüber einer Entwicklung in der DDR, deren Wohnungspolitik als „Zerstörung privater und individueller Wohnungsversorgung“ aufgefaßt werden könne.⁵⁵ Diese Politik der individuellen Wohneigentumsbildung, in deren Funktion letztlich auch der soziale Wohnungsbaustand, wurde im Zweiten Wohnungsbaugesetz von 1956 festgeschrieben. Sie war gekennzeichnet von einem latent großstadtfeindlichen, kleinfamilienorientierten Gesellschaftsmodell, das vor allem von den damals stark katholisch geprägten Unionsparteien propagiert wurde. Sie war in der frühen Bundesrepublik allerdings parteiübergreifend Konsens und verstand sich besonders in den fünfziger Jahren explizit als Gegenposition zum „Kollektivismus“ im anderen Teil Deutschlands.⁵⁶ Der normativ hohe Stellenwert des Eigenheims, mit dem Ostdeutschland beim Beitritt zur Bundesrepublik so folgenreich konfrontiert wurde, war damit von Anfang an gesellschaftspolitisch fundamentiert. Thomas Hoscislawski hat darauf hingewiesen, daß der Eigenheimbau der einzige Baubereich war, in dem die Bundesrepublik einen höheren Industrialisierungsgrad erreichte als die DDR.⁵⁷ Das bedeutet, vorgefertigte Bauteile sind in der alten Bundesrepublik in besonders großem Maße da zum Einsatz gekommen, wo die ihnen innewohnenden ästhetischen Potenzen – Serialität, Massenproduktion, Gleichheit, Erweiter-, Transportier- und Demontierbarkeit – am wenigsten gefragt waren: beim Bau von Häusern, die vor allem über ihre Individuiertheit und Dauerhaftigkeit vermarktet werden. Es scheint, als seien die Krüppelwalmdächer und die nostalgischen Architekturdekors auf den westdeutschen Eigenheimen, gewissermaßen als sentimentale Gegenwehr, proportional zum Vorfertigungsgrad angewachsen.⁵⁸

Diese geringere Industrialisierungsrate im bundesdeutschen Bauen erklärt sich u.a. aus dem kleinteiligen Bodenbesitz sowie aus der Konjunkturabhängigkeit und der privatwirtschaftlichen Organisationsstruktur des Baugewerbes, in dem auch dank der

⁵⁴ Vgl. Steinhausen 1994, 33.

⁵⁵ Häußermann, Siebler 1996, 145.

⁵⁶ Vgl. Ebd., 146f., Schulz 1988, 409ff., Hannemann 1997, o.S. In dieser Unterstützung scheinen durchaus widersprüchliche Motive zusammengefloßen zu sein, neben der vormodernen, katholischen Orientierung der Unionsparteien etwa die latent antikapitalistischen Traditionen der Siedlerbewegung, die in den Arbeiterparteien wachgehalten wurden. (Vgl. Häußermann, Siebler 1996, 146.)

⁵⁷ Hoscislawski 1991, 203.

⁵⁸ Montage- und Fertighäuser, die sich als solche auch zu erkennen gaben, die an Vorarbeiten aus den zwanziger Jahren wie Tauts „allmählich wachsendes Zellenhaus“ anknüpften oder amerikanischen Mustern folgten, waren unmittelbar nach dem Krieg zwar viel propagiert worden, scheiterten auf dem bundesdeutschen Markt aber bereits an ihrem unsoliden,

Mittelstandspolitik des Bundes die Handwerksbetriebe über die Großunternehmen dominierten. Nachdem der frühere Arbeitskräftemangel durch Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer kompensiert war, hatte zudem der arbeitsmarktpolitische Druck seine Richtung eher geändert: vom Zwang, mit weniger Personal zurechtzukommen zum Bauen als Beschäftigungsgenerator.⁵⁹ Wo allerdings Großsiedlungen errichtet und die Industrialisierung des Bauens vorangetrieben wurde, da geschah dies regelmäßig auf Initiative und unter massiver Förderung von Bund und Ländern.

Diese Förderung des sozialen Wohnungsbaus lief Ende der siebziger Jahre aus; der Rückzug des Staates aus dem Massenwohnungsbau war im Westen zehn Jahre früher erfolgt als im Osten Deutschlands – eine zusätzliche Verschärfung von Wahrnehmungsmustern, in denen der industrialisierte Massenwohnungsbau längst mit einem Amalgam aus staatlicher Förderung und bauwirtschaftlicher Korruption, für die symptomatisch der Fall der „neuen heimat“ steht, verbunden war und auch kein gesellschaftliches Ideal darstellte, sondern, im Gegenteil, eine überwundene Etappe wohlfahrtsstaatlicher Fürsorgepolitik.

Die Industrialisierung des Bauens in der DDR

Die Baugeschichte der DDR verlief von Anfang an in permanenter Systemkonkurrenz zu der der Bundesrepublik. Mit großem ideologischen Aufwand wurden Gleichklänge überspielt und tatsächliche Unterschiede überhöht. Für diese Arbeit sind neben den tatsächlichen auch die behaupteten Differenzen insofern von Interesse, als sie dazu beitragen, das Baugeschehen in der DDR und seine Ergebnisse als Ausdruck realsozialistischer Verhältnisse lesbar zu machen.⁶⁰

nomadischen, barackenartigen Prestige. Vgl. Steinhausen 1994, 31f., Hannemann 2000 (1996), 48.

⁵⁹ Vgl. Hoscislowski 1991, 200f.; Hannemann 1997, o.S.

⁶⁰ Diese beiden Aspekte sind in exemplarischer Weise von Thomas Hoscislowski 1991 und Christine Hannemann 2000 (1996) herausgearbeitet worden. Zur DDR-Baugeschichte siehe auch: Palutzki 2000. Barth 1998 und 2001 sowie die zweibändige Darstellung von Durth, Düwel, Gutschow 1998 konzentrieren sich auf andere Aspekte der DDR-Baugeschichte, etwa die Zentrumsgestaltungen und berühren den industriellen Massenwohnungsbau eher am Rande. Topfstedt 1988 beschränkt sich auf die Jahre von 1955 bis 1971, also etwa den Zeitraum zwischen dem Beschluß zur Industrialisierung des Bauwesens und dem Beginn des sog. Wohnungsbauprogramms; dieses Buch ist in der DDR erschienen und den entsprechenden Zwängen und Einschränkungen verhaftet, zugleich ist dies die am stärksten kunsthistorisch und ästhetisch interessierte Arbeit.

Einen wesentlichen Grund für die fast absolute Dominanz, die die Plattenbauweise in der DDR erlangte, sah Hannemann in der „Erhebung des industriellen Bauens zur Staatsdoktrin“.⁶¹ Dies geschah allerdings erst auf sowjetischen Druck, in dirigistischer Weise, gegen heftige Widerstände und aus einer Position des zeitlichen und technologischen Rückstandes gegenüber der Entwicklung in den westlichen Industrieländern. Es war die Revision jener ebenfalls schon auf sowjetischen Druck hin erfolgten baupolitischen und ästhetischen Wende, die der unmittelbaren Nachkriegsmoderne das Urteil gesprochen und die Leitbilder der „schönen deutschen Stadt“ und der „nationalen Tradition“ zu bindenden Paradigmen erhoben hatte. Die „16 Grundsätze des Städtebaus“, die 1950 wie mosaische Gesetzestafeln von der DDR-Delegation um Bauminister Lothar Bolz aus Moskau heimgetragen und vom Ministerrat legislativ verabschiedet wurden, waren ein Gegenentwurf zur Charta von Athen.⁶² Im dritten Grundsatz heißt es zwar, Städte würden „von der Industrie für die Industrie“ gebaut; in der praktischen Auslegung wurde das aber weniger auf eine konsequente und formal auch ablesbare Industrialisierung des Wohnungsbaus bezogen als auf die Rolle, die der Wohnungsbau für die Industrialisierung spielte, vor allem an den neu begründeten Schlüsselstandorten wie StalinStadt (heute: Eisenhüttenstadt).⁶³ Kurt Liebknichts vom Amt des Bauakademiepräsidenten herabdekretierte Ausfälle gegen Ernst Mays Frankfurter Plattenbausiedlungen, gegen Trabantenstädte, gegen den Zeilenbau, der als „ungeeignetste Bauform überhaupt“ verurteilt wurde, die Diskriminierung des sogenannten „Bauhausstils“ als kosmopolitisch, unnational und volksfeindlich sowie die Bewertung der rationalistischen Bauten der zwanziger Jahre als „schmucklose, primitive Kästen, die den Menschen in eine Maschine verwandeln wollen“, stehen für ein Klima, das alle der Industrialisierung des Bauens adäquaten Architekturformen für die erste Hälfte der fünfziger Jahre regelrecht unter politischen Generalverdacht stellte.⁶⁴ Architektur und Städtebau waren zu Waffen im Kalten Krieg geworden, und so vielbeachtete Prototypen der bundesdeutschen Nachkriegsmoderne wie die Hamburger Grindelhochhäuser dienten dabei als Argumente für die Abwertung der westdeutschen Architektur, die als amerikanische „Kolonialarchitektur“ diffamiert

⁶¹ Hannemann 2000 (1996), 47.

⁶² Zur Moskaureise der DDR-Delegation und zum Zustandekommen der „16 Grundsätzen des Städtebaus“ siehe: Durth, Düwel, Gutschow 1998, Bd.1, 142ff. und 162ff.

⁶³ Vgl. Hannemann 2000 (1996), 58.

⁶⁴ Zit. nach Hoscislawski 1991, 104f. Eine Auswahl der von Liebknicht als Präsident der Ostberliner Bauakademie vor allem in der Zeitschrift „Deutsche Architektur“ publizierten Verdikte: ebd, 105ff.

wurde.⁶⁵ Umgekehrt wurde das traditionalistische Bauen in der frühen DDR vom Westen polemisch in die Kontinuität des Nationalsozialismus gestellt, etwa wenn der „Spiegel“ so zentrale Protagonisten der DDR-Architektur wie Richard Paulick mit Albert Speer verglich.⁶⁶ Die beabsichtigte Wirkung des national-traditionalistischen Bauens in der DDR verkehrte sich letztlich ins Gegenteil, schlußfolgert Hoscislawski, „indem es den Sozialismus in der DDR diskreditierte und die Durchsetzung des funktionellen Bauens in der Bundesrepublik förderte.“⁶⁷

Diese ohnehin prekären Positionen der DDR-Baupolitik im Systemwettbewerb mit der BRD mußten durch die „große Wende im Bauwesen“, den neuerlichen Richtungswechsel nach Stalins Tod, vollends in Wanken geraten. Daß Chruschtschow mit seiner Rede an „die zu teuren Herren Architekten“ auf der Moskauer Allunionskonferenz am 7.12.1954 die Abkehr vom sozialistischen Realismus der Stalinzeit und eine umfassende Industrialisierung des Bauens und vor allem des Wohnungsbaus verordnete, war mehr als nur die Legitimierung der Moderne in Folge einer politischen Kurskorrektur: Der Bausektor war hier ein wesentliches Instrument dieses Politikwechsels und der Machtkämpfe an der Spitze der Partei. In der Konkurrenz mit Malenkow um die Nachfolge Stalins hatte Chruschtschow mit dem Wohnungsproblem ein Thema besetzt, das populär und drängend genug war, seinen Führungsanspruch innerhalb der KPdSU zu untermauern.⁶⁸ Der Führungsanspruch der Sowjetunion innerhalb des Ostblocks wiederum verlangte, daß dieser baupolitische Richtungswechsel als Mittel und Symbol der Entstalinisierung auch in den Satellitenstaaten durchgesetzt wurde. In der DDR, die ein besonders höriger Satellit, gleichzeitig aber auch Frontstaat zum Westen war, löste die von außen oktroyierte Wendung eine Legitimationskrise aus.⁶⁹ Die Institutionen und die Organisation des Bauwesens waren zu diesem Zeitpunkt immerhin schon zentralisiert genug, um die allen bisherigen Grundsätzen widersprechende Moskauer Weichenstellung 1955 durch Beschlußfassung einer eigens zu diesem Zweck inszenierten „Baukonferenz“ nachvollziehen und vom Ministerrat als Gesetz verabschieden zu können. Eine ökonomische Begründung fand dieser Schritt zudem in dem quantitativen Rückstand,

⁶⁵ Ebd, 113.

⁶⁶ Der Spiegel 20/1952, 26.

⁶⁷ Hoscislawski 1991, 122.

⁶⁸ Vgl. Martiny 1983, 95f., Hannemann 2000 (1996), 60ff. Eine der ersten Entscheidungen Chruschtschows, der bereits als Assistant bei der Neuplanung Moskaus in den dreißiger Jahren Kontakt zu den Plattenbau-Experimenten Andrej Burows hatte, betraf den Einsatz geschoßhoher Großtafeln beim Wohnungsbau. Vgl. Ebd., 55.

⁶⁹ Vgl. Hoscislawski 1991, 135; Hannemann 2000 (1996), 62f.

den die DDR gegenüber der Bundesrepublik im Wohnungsbau hatte. Dabei war bis 1955 fast ausschließlich die personalintensive Ziegelbauweise zur Anwendung gekommen.⁷⁰ Pilotprojekte mit industriell vorgefertigten Bauteilen wurden, wenn sie im Wohnungsbau stattfanden, in die offiziöse traditionalistische Stilistik eingepaßt, etwa bei den beiden unter Verwendung von Stahlbetonfertigteilen errichteten Hochhäusern „Haus des Kindes“ und „Haus Berlin“ am Straußberger Platz in Berlin.⁷¹ Das beredteste und bedeutendste Beispiel für die Bemühungen der DDR-Architektur um eine Industrialisierung des Bauens unter dem Zwang zur nationalen Form ist der Experimentalbau, den die Deutsche Bauakademie 1953, ein Jahr vor Chruschtschows Rede, nach dem Entwurf eines Kollektivs um Richard Paulick in Berlin-Johannisthal (Engelhardtstraße 11/13) errichten ließ. (Abb. 9-10.) Es war das erste Wohnhaus in Plattenbauweise der DDR. Die geschoßhohen Platten sind allerdings verputzt und mit Pilastern, Andeutungen einer Sockelrustizierung, einem auskragenden Dachgesims und anderem Dekor aus den Arsenalen der „nationalen Tradition“ verkleidet. Sie tauchen dafür in den Reliefs wieder auf, in denen oberhalb der Eingangstüren die Baugeschichte, die materielle Konsistenz und die technologische Herkunft dieses Hauses einen skulpturalen Bildträger gefunden hat, der die versteckte Modernität des Hauses in eine vormoderne Mitteilungsförmigkeit transponiert. In einer eigenartigen Volte werden die Platten erst verborgen und anschließend in miniaturisierter Form symbolisch wieder vorgezeigt.

Die Zwitterhaftigkeit zwischen industrieller Bautechnologie und handwerklicher Architektursprache stellt den Johannisthaler Bau in eine Tradition mit Wagners Splanemann-Siedlung aus den zwanziger Jahren und den historisierend dekorierten Plattenbauten, die am Ende der DDR in deren Innenstädten errichtet werden sollten; mit regelrecht tragischen Bauten also, deren architektonische Widersprüchlichkeit zu Defiziten in der Wirtschaftlichkeit führten, die den versprochenen Effizienzgewinn der Rationalisierung und damit letztlich diese selbst in Frage stellten.

Es war, wie man also zwar nicht von der Fassade, aber immerhin von den Sopraporten ablesen konnte, ein Plattenbau; aber es war eben noch längst nicht das, was Chruschtschow in seiner Rede postuliert hatte, die in der DDR Anfang 1955 unter dem Inhalt sinnfällig bündelnden Titel „Besser, billiger und schneller bauen“ publiziert worden war. Was das sein könnte, das zeigte sich dafür in der Folgezeit in

⁷⁰ Ebd., 58.

⁷¹ Haspel 2001, o.S.

Hoyerswerda-Neustadt, wo ab 1955 die nach Stalinstadt/Eisenhüttenstadt zweite „sozialistische Stadt“ der DDR in Angriff genommen wurde, die zugleich die erste ausschließlich industriell errichtete war, wo die architektonischen Formen im Vergleich zum Johannisthaler Versuchsbau deutlich ernüchterten und sich zunehmend in eine städtebauliche Struktur einpaßten, die einen industrialisierten Bauablauf erleichterten und für die in der westlichen Städtebauteorie den Begriff der aufgelockerten und funktional gegliederten Stadt üblich war.⁷²

Die Legitimation des Funktionalismus im Zeichen der Systemkonkurrenz

Das legitimatorische Problem für die SED-Führung bestand darin, daß diese Entwicklung zwar von Moskau angestoßen worden war, aber im Ergebnis aussah, als käme sie aus dem Westen. Und im Kern stimmte das sogar: Den neuen sowjetischen Direktiven hätte in der DDR ohne Orientierung an den oben erwähnten internationalen Technologieschüben kaum gefolgt werden können.⁷³ Chruschtschows Initiative hatte im Baugeschehen DDR vorübergehend eine regelrechte Öffnung zur Bundesrepublik hin bewirkt, die 1956 in dem von Hermann Henselmann angeregten gesamtdeutschen Wettbewerb für den Fennpfuhl in Berlin kulminierte. Daß dabei mit Ernst May einer der prominentesten Vertreter des funktionalistischen Siedlungsbaus erst der Weimarer- und jetzt der Bundesrepublik den ersten Preis gewann, mußte als politisches Signal für die Orientierung an der westdeutschen Architekturmoderne aufgefaßt werden und zumindest zeitweilig zu einer Haltung führen, die den Leiter eines staatlichen Entwurfsbüros der DDR 1957 offiziell verlautbaren ließ: „Wir haben’s geschafft. – Unsere Architektur können Sie von der westdeutschen nicht mehr unterscheiden.“⁷⁴

In der Tat weisen die Wohngebiete der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre oft starke Ähnlichkeiten mit zeitgenössischen Anlagen in der Bundesrepublik auf. In dem

⁷² Eine Überblick über die Baugeschichte Hoyerswerdas bietet Topfstedt 1988, 31ff.

⁷³ Nach Aussage des an diesen Wissenstransfers beteiligten Architekten Günther Hirschfelder spielte die Sowjetunion bei der Entwicklung der technisch-konstruktiven Grundlagen „keine Rolle“. Die Bauakademie der DDR habe sich vielmehr an dem dänischen System Larsen & Nielsen und an den französischen Systemen Coignot und Camus orientiert. Die Vermittlung dieser Grundlagen sei vor allem durch die Arbeiten von Robert v. Halász erfolgt, der zu diesem Zeitpunkt bereits an der Technischen Universität in Westberlin lehrte. „Im Gegenzug zum Osten beherrschte der Westen die technischen Grundlagen des Plattenbaus.“ (Hannemann 2000 (1996), 67f.) Auch die Betonfertigteile, die beim Bau der Hochhäuser am Straußberger Platz 1951/52 zum Einsatz kamen, stammten aus dem damals noch von v. Halász geleiteten Betonwerk Rüdersdorf. Hannemann weist darauf hin, daß diese Sachverhalte in der DDR-Baugeschichte regelmäßig verschwiegen wurden. (Ebd, 68.)

⁷⁴ Zit. nach Hoscislawski 1991, 150f.

Maße, wie die DDR zu den technischen, städtebaulichen und architektonischen Standards des Westens aufschloß, drohte sie allerdings zu einem lupenreinen Beispiel für die Anfang der sechziger Jahre aufgekommene Konvergenztheorie zu werden. Die Entdifferenzierungsprognosen, die den Industrieländern beider politischer Lager von Fourastié in wirtschaftlicher und von Doxiades schließlich sogar in architektonisch-städtebaulicher Hinsicht gestellt wurden und die auf eine Art Weltindustriegesellschaft jenseits der Ideologien hinausliefen, hatten eine für die SED-Herrschaft heikle Konsequenz: daß unter diesen Umständen der sozialistische Charakter des Bauens in der DDR nivelliert und das emanzipatorische Ziel des Kommunismus zur Disposition gestellt würde. Zu den Mitteln der rhetorischen und theoretischen Gegenwehr gehörten, erstens, die Betonung der „Wissenschaft als Produktivkraft“ und des wissenschaftlich-technischen Fortschritts als Movens des Sozialismus; in der Folge auch der schiere Umstand, daß der Wohnungsbau unter den politischen und eigentumsrechtlichen Bedingungen in der DDR zu einem wesentlich höheren Industrialisierungsgrad als etwa in der Bundesrepublik getrieben werden konnte.⁷⁵ Und zweitens die zum Teil waghalsige propagandistische Umwertung architektonischer und städtebaulicher Formen: Die offensichtliche Orientierung an der Architektur des Westens wurde rückwirkend umgekehrt - als Orientierung des Westens am Osten, an der Sowjetunion, die den Funktionalismus in den zwanziger Jahren erfunden habe.⁷⁶ Das eben noch als volksfeindlich verfemte Bauhaus wurde in jene „progressiven“ deutschen Traditionen integriert, als deren einzig legitime Erbin und Sachwalterin sich die DDR zunehmend verstand.⁷⁷ Die Rehabilitierung von Zeilenbau und aufgelockerten städtebaulichen Strukturen wurde als sozialistisch legitimiert, indem die Hofbebauung jetzt zum Merkmal des Kapitalismus erklärt wurde: Hofbildungen ermöglichten „dem schwachen, kleinbürgerlich denkenden Menschen, sich der Gemeinsamkeit, unserer Sache und unseren Ideen zu entziehen.“⁷⁸ Die „16 Grundsätze des Städtebaus“ wurde von einer Gegenthese zur „kritischen Verarbeitung“ der Charta von Athen uminterpretiert.⁷⁹ Als in den sechziger Jahren das Schlagwort von der „Urbanität durch Dichte“ aufkam, wurde das als Ausdruck und Folge kapitalistischer Bodenspekulation gedeutet, der eigene Nachvollzug der städtebaulichen

⁷⁵ Für diese letztlich technokratische Position stand insbesondere Gerhard Kosel, der 1961 Kurt Liebknecht als Präsident der Ostberliner Bauakademie ablöste. Vgl. Hannemann 2000 (1996), 80ff., Siehe auch Hoscislowski 1991, 199ff.

⁷⁶ Vgl. Hoscislowski 1991, 301f.

⁷⁷ Ebd, 307.

⁷⁸ Bächler in: Deutsche Architektur 4/1960, 198.

Verdichtungsparadigmen wiederum wurde mit Verweis auf die Zersiedlungstendenzen durch Eigenheime im Umland westdeutscher Städte gerechtfertigt.⁸⁰

Mit diesen technizistischen und formalen Argumenten zunächst einhergehend und diese dann zunehmend überlagernd wurde drittens schließlich das Sozialistische im „gesellschaftlichen Inhalt“ dingfest zu machen versucht, in dem Leben, das sich in und zwischen den Erzeugnissen des industriellen Wohnungsbaus abspielte. Das entscheidende Schlagwort dafür war „die sozialistische Lebensweise“.⁸¹

Der Sozialistische Wohnkomplex als Generator und Ausdruck einer sozialistischen Lebensweise

Dem sogenannten Sozialistischen Wohnkomplex kam dabei der Charakter einer symbolischen Form zu. Als städtebauliche Ordnungseinheit war dieser Begriff in direkter Übersetzung aus der sowjetischen Architekturtheorie übernommen und als Leitbild schon in den „16 Grundsätzen des Städtebaus“ festgeschrieben worden. Er bezeichnete ein Wohngebiet mit dazugehörigen Infrastruktureinrichtungen, dessen Ausdehnung sich aus den größten zumutbaren Fußweg-Entfernungen zu diesen Infrastruktureinrichtungen errechnete und dessen Einwohnerzahl an der Kapazität einer Schule bemessen war; diese Zahl konnte zwischen 3000 und 4000, im Extremfall auch 7000 changieren.⁸² Die Verwandtschaft zu den Größenparametern der Gartenstädte, Werks- und Reformsiedlungen vom Beginn des Jahrhunderts, zu den an NSDAP-Ortsgruppen orientierten NS-Siedlungen sowie zu dem im Westen gebräuchlichen Äquivalent der „Nachbarschaft“ verlangte offensichtlich noch rückwirkend nach Distanzierungen und Urheberrechtsbekundungen, wie sie etwa Hans Schmidt 1958 in der Zeitschrift „Deutsche Architektur“ formulierte: „Der westliche Städtebau übernahm den ihm bis dahin unbekanntem Begriff des Wohnkomplexes erstmalig in den Jahren nach 1930, verwandelte ihn dabei jedoch praktisch in sein Gegenteil, indem er daraus die auf eine Auflösung der Großstadt zielende „Nachbarschafts-Einheit“ machte.“⁸³ Der sozialistische Wohnkomplex, dessen Besonderheit darin bestehe, daß er „als Einheit, als Ganzes“ gedacht, gebaut und bewohnt werden sollte, habe

⁷⁹ Hoscislowski 1991, 308.

⁸⁰ Ebd. 274 und 303.

⁸¹ Vgl. Ebd. 212ff.

⁸² Zum Wohnkomplex: Topfstedt 1988, 158f., Hoscislowski 1991, 84ff.; Schmidt 1965, 146. Hannemann 2000 (1996), 123. Zu den Grundlagen in der sowjetischen Architekturtheorie und -praxis, vgl. Rietdorf 1997, 17f.

demgegenüber in sich die Qualität einer ganzen Kleinstadt - Schmidt spricht von der „Marktplatzidylle eines märkischen Landstädtchens“. Die Größe und Einheit dieser Komplexe spiegelte dabei die wachsenden Produktivkräfte und die veränderten Produktionsverhältnisse wider.⁸⁴

Faktisch entsprachen diese Wohnkomplexe ab der Mitte der fünfziger Jahre dem internationalen Leitbild der aufgelockerten und funktional gegliederten Stadt mit einer Bebauung in Wohnzeilen und wiesen damit endlich eine dem industriellen Bauen im Sinne des „form follows fabrication“ adäquate Struktur auf; die offene Bebauung war eine technisch determinierte Raumgestaltung.⁸⁵ (Abb. 11.) Auf private Freiflächen wurde dabei allerdings vollständig verzichtet; die Freiräume sind durchweg als Grünflächen (mit Spielplätzen und Wäschestangen) ausgebildet. Es war ein undifferenzierter, monostruktureller Raum, der sich dadurch ergab - aber auch ein konsequent öffentlicher, den Besitzverhältnissen und dem Versprechen des Systems durchaus entsprechender. Die Leere dieser Räume definierte die Freiheit vor allem als Anspruch, etwas Sinnvolles damit anzufangen. Es wurde damals jedenfalls erwartet, daß sie mit den Inhalten einer „sozialistischen Lebensweise“ auszufüllen wäre, mit einem Leben in verschiedenen Gemeinschaften: Familie, Hausgemeinschaft, Schule, Arbeit, Sportgemeinschaft, sogenannten gesellschaftlichen Massenorganisationen etc.⁸⁶ Mit der gemeinschaftsbildenden Aufgabe, die den Wohnkomplexen in der Folge Chruschtschows zugewiesen wurde, schlossen sie durchaus an die sowjetischen Konzeptionen von Kollektivhäusern aus den zwanziger Jahren an, allerdings ohne die Familie wieder grundsätzlich zur Disposition zu stellen; vergesellschaftet wurde vor allem die Haushaltsführung.⁸⁷ Waschstützpunkte und Wohngebietsgaststätten sollten diese Funktionen aus der Wohnung auslagern. Mit der Berufstätigkeit der Frauen und der ganztägigen Unterbringung der Kinder in schulischen Einrichtungen und bei sogenannten gesellschaftlichen Aktivitäten war dieses sozialistische Familienkonzept von einer regelrecht normativen Aushäusigkeit geprägt, die sich in den Grundrissen fast aller Plattenbauwohnungen niederschlug: in innenliegenden minimalen Küchen

⁸³ Schmidt 1965, 146.

⁸⁴ Ebd., 146f.

⁸⁵ Vgl. Topfstedt 1988, 18. „Der Verlauf der Kranbahn, der Aktionsradius der Hebezeuge, die Lagermöglichkeit der Platten, die Zufahrtswege der für ihren Transport notwendigen Tieflaster und viele andere Faktoren hatten den Vorrang vor raumgestalterischen Überlegungen aller Art.“ (Ebd.)

⁸⁶ Vgl. Hannemann 1997, o.S.

⁸⁷ Vgl. Hoscislowski 1991, 216ff.

und Bädern sowie in normierten Kinderzimmergrößen von 10 Quadratmetern – für zwei Kinder.⁸⁸

Das Wohnen in den Plattenbauten eines sozialistischen Wohnkomplexes bedeutete die weitestgehende Funktionalisierung des Alltags und des sozialen Lebens. Mit der Überhöhung dieses Umstandes zur „sozialistischen Lebensweise“ war die funktionalistische Kleinstwohnung der zwanziger Jahre, die von den Kommunisten noch bis in die fünfziger Jahre hinein als sozialdemokratisches Appeasement abgelehnt worden war, ideologisch endgültig in die Gesellschaftspolitik der DDR integriert. Deren Plattenbauten erwiesen sich dabei allerdings auch insofern als Erben derjenigen Ernst Mays in Frankfurt, als auch bei ihnen die Verkleinerung der Grundrisse und die dadurch erzwungene funktionale Hierarchisierung letztlich einer Kosteneinsparung diente, die durch die Bautechnologie allein nicht erreicht werden konnte.

Die Entwicklung der Plattenbautypen im Kampf gegen die Baukosten

Ökonomische Zwänge zur Verbilligung des Wohnungsbaus ergaben sich für die DDR schon von Anfang an aus dem ererbten Wohnraumdefizit, das 1946 auf 1,2 bis 1,4 Millionen fehlende Wohnungen geschätzt wurde.⁸⁹ Technische Vorarbeiten zu einer Industrialisierung des Bauens hatte es deswegen auch schon während der frühen fünfziger Jahre gegeben. Mit der Vereinheitlichung der Maßordnungen wurden die Voraussetzungen für erste Standardisierungen geschaffen. Auf diesen Grundlagen wurde 1953 an der Deutschen Bauakademie unter Leitung von Otto Englberger die Grundrißreihe W 53 projektiert, die 1956 zur Grundrißreihe W 56 fortgeschrieben wurde. Es wurden die Typenserien L 4 (1958), Q 3 (1958) und Q 6 (1960) entwickelt, stets in dem Bestreben, die Effektivität zu steigern.⁹⁰ (Abb. 12-14.) Gefertigt wurden diese Häuser immer noch vorrangig in der traditionellen Ziegelbauweise, die von der Blockbauweise als Vorform des eigentlichen Plattenbaus nur zögerlich abgelöst wurde. Dabei kamen Großbetonblöcke zum Einsatz, die als vorgefertigte, aber grundsätzlich noch variabel einsetzbare Bausteine eine technologische Zwischenstufe auf dem Weg vom Ziegel zur geschoßhohen Wandplatte darstellten. Diese Bauweise sollte für den Wohnungsbau der DDR in den ersten beiden Jahrzehnten so prägend werden, wie es

⁸⁸ Hannemann 2000 (1996), 116. Zur soziologischen Entität der „sozialistischen Kleinfamilie“: Ebd., 113ff.

⁸⁹ Ebd., 46.

⁹⁰ Zu den technischen Details dieser Baureihen siehe Hoscislawski 1991, 76 und 159ff.

die vergleichsweise kurzen und technisch auf drei Stockwerke limitierten Wohnblocks, die damit errichtet werden konnten, für die frühen Wohnkomplexe waren. Die Plattenbauweise übertraf die Großblockbauweise quantitativ erst um 1970.⁹¹ Die ökonomischen Effekte blieben dabei hinter den Hoffnungen und Prognosen zurück, und die Entwicklung dieser Typen wurde von einer fortwährenden Erstarrung der Grundrisse sowie von Forderungen nach ihrer Verkleinerung begleitet. Die Einführung der 1961 an der Technischen Universität Dresden entwickelte Typenserie Qx (auch: Typenserie Dresden), die variabelere Raumbreiten erlaubt hätte, wurde 1962 in Folge eines Ministerratsbeschlusses über die Verringerung der durchschnittlichen Wohnungsgrößen wieder zurückgezogen.⁹² Die Wohnungsgrößen waren auch ein zentraler Punkt auf dem 33. Plenum des Zentralkomitees SED 1959 gewesen, von dem die für die Folgezeit entscheidenden Maßgaben für die weitere Industrialisierung des Bauwesens der DDR ausgingen.⁹³

Von der Einführung der Plattenbauweise wurde eine Einsparung des Gesamtarbeitsaufwandes um 62% erwartet.⁹⁴ Es ist vielleicht kein Zufall, daß dies ausgerechnet 1961 geschah, dem Jahr des Mauerbaus, der der DDR vorübergehend einen blutig erkaufte wirtschaftlichen und kulturellen Modernisierungsschub bescherte. Etwas Entsprechendes ließ sich nun auch in der ersten zentralen Plattenbauserie ablesen; sie hieß P1, fußte auf den ersten Typisierungserfahrungen von Eisenhüttenstadt und Hoyerswerda und war durch eine beträchtliche Erhöhung der Laststufe auf der Basis der Grundrißlösung Q6 erarbeitet worden.⁹⁵ (Abb. 15-17.) Da die innerhalb des starren Fugenrasters im Prinzip mögliche Varianz der Fensterformate den ökonomischen Vereinheitlichungszwängen der Werksvorfertigung zum Opfer fiel, sind ab diesem Zeitpunkt die Plattenbautypen der DDR vor allem an den jeweils charakteristischen Fugenrastern zu erkennen. Bei Bauten der Serie P1 sind das 2,40 m und 3,60 m breite Außenwandplatten sowie halbgeschossig versetzte 2,40 m Treppenhausmodule. Deren Fehlen ist, mehr noch als das Fugenraster von einheitlich 6,00 m, das wesentliche Kennzeichen der 1966 eingeführten Nachfolgeserie P2. (Abb. 18-20.) Alle Räume, die nicht unmittelbar dem Wohnen dienten, waren hier nach innen verlegt: Treppen, Bad, Küche. Die oben erwähnte Auslagerung der

⁹¹ Ebd. 170.

⁹² Ebd. 169.

⁹³ Vgl. Hannemann 2000 (1996), 73. Zur weiteren Diskussion über zu geringe Effizienzgewinne und zu große Wohnungsgrößen während der fünfziger Jahre: Ebd. 72ff.

⁹⁴ Hoscislawski 1991, 170.

⁹⁵ Zu den technischen Details: Ebd., 172.

Haushaltsfunktionen diente zur Rechtfertigung einer radikalen Verkleinerung von Bädern, Küchen und Kinderzimmern. Auf der Fläche einer früheren Zweiraum-Wohnung wurde jetzt eine Dreiraum-Wohnung untergebracht.⁹⁶ Diese Bauten sind der Ausdruck eines systemimmanenten Dilemmas: Als Baukastensystem mit variabel einsetzbaren Elementen konzipiert, hätten sie eigentlich der Uniformität entgegenwirken sollen, die nie zuvor und selten danach strenger war als gerade bei ihnen.

Daß sie die Industrialisierung als technologische Ahnenurkunde im Gegensatz zu dem verschleierte Johannisthaler Experimentalbau plakativ in ihrer Fugenraster-Fassade vor sich her trugen, läßt sie einerseits auf der Höhe der technik- und fortschrittsfreudigen sechziger Jahre stehen; im Kontext der DDR-Wirtschaft war das aber immer noch eher ein Versprechen als seine Erfüllung. Wenn diese Fassaden den Betrachter über den Stand der technischen Entwicklung sowie der gesellschaftlichen Gleichheits- und Emanzipationshoffnungen aufklärten, dann ließen Grundrisse und Kosten weder die Mieter noch die Bauträger darüber im Zweifel, daß hier ein grundlegendes Problem noch immer nicht gelöst war: Die Senkung der durchschnittlichen Wohnungskosten war seit 1955 vor allem auf Reduzierungen der Geschosßflächen und Geschosßhöhen sowie auf die Erhöhung der Geschosßzahlen zurückzuführen gewesen.⁹⁷ Nachdem die durchschnittliche Wohnungsgröße trotz der Forderungen nach Verkleinerung in den Aufbaujahren zunächst beträchtlich gewachsen war, sollte sie sich ab den sechziger Jahren ständig verringern: von den staatlich vorgegebenen 67 Quadratmetern im Jahr 1967 auf 57 Quadratmeter 1989.⁹⁸ Unter diesen Umständen mußte der Plattenbau am Ende eher zum betonierte Abbild des allgemeinen wirtschaftlichen Mangels werden als, wie erhofft, zum Symbol seiner Behebung. Es gehört zur Tragik der Gesellschaftspolitik der DDR, daß sie in ihrem ambitionierten und zunehmend symbolpolitisch betriebenen Bestreben, das Wohnungsproblem zu lösen, diesem erst zu einem architektonischen und räumlichen Ausdruck verholfen hat: mit Wohnungen, die von denen, die sich damit begünstigt fühlen durften, zugleich als zu eng und zu klein empfunden wurden. Das ambivalente Gefühl von Größe und Enge zugleich sollte sich umsomehr mit den Plattenbauten verbinden als die Großsiedlungen später auch städtebaulich zunehmend verdichtet wurden. Ziel dieser Dichte war eher die Kostensenkung als das im Westen zum

⁹⁶ Ebd., 255.

⁹⁷ Ebd., 262.

Schlagwort gewordene Gefühl einer größeren Urbanität. Diese war aber immerhin ein weiteres Motiv. Denn die normativen ökonomischen Determinanten wurden von ästhetischen Debatten zumindest begleitet.

Die Monotonie-Debatte

Der Leipziger Kunsthistoriker Thomas Topfstedt hat die ästhetische Zäsur zwischen den traditionalistischen Vorzeigebauten der Stalinallee und den Plattenbauten der sechziger Jahre, 1988 so beschrieben:

„Die industrielle Technologie veränderte das Erscheinungsbild insbesondere der Großplattenbauten von Grund auf, weil die Außenwände dieser aus geschoßhohen Platten montierten Wohnhäuser keine statische Funktion im Sinne des traditionellen Hausbaues mehr hatten. Damit wurde ein baukünstlerisches Gestaltungsthema mit einem Male gegenstandslos, (...) nämlich die sinnfällige Veranschaulichung des Kräftespiels tragender und lastender Bauglieder bei der architektonischen Durchbildung der Hausfassaden. Außerdem hatte der traditionelle Haustein- und Ziegelbau eine differenzierte plastische Gliederung und fein abgestufte Proportionierung erlaubt, so daß bei Wahrung übergreifender architektonischer und städtebaulicher Ordnungsprinzipien jedem Gebäude ein individuelles Antlitz verliehen werden konnte. Diese außerordentliche Mannigfaltigkeit baukünstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten mußte mit der Einführung industrieller Baumethoden aufgegeben werden. Sie wurde durch eine bislang unbekannte, geradezu erdrückende Uniformität des Häuserbaus abgelöst. Als konstitutiver Gestaltungsfaktor trat das strenge Raster des Montagebaus, das anfänglich noch durch nachträgliches Verputzen der Hauswände gemildert werden sollte, jetzt dominierend in Erscheinung. Sieht man von Balkons, Loggien und den durch vorgezogene Rahmungen sparsam betonten Hauszugängen ab, so ist der Gesamtcharakter von neutraler Flächigkeit. An die Stelle einer plastischen Fassadendurchbildung rückte das grafische Linienspiel der Großblock- oder Großplattenfugen. Wo früher allein durch Zurücksetzen des Fensters eine verhaltene Stufung des Wandreliefs bewirkt wurde, unterstrichen jetzt fast bündig mit der Wand abschließende Fenster den gleichsam unkörperlichen Charakter der Gebäude. Die Lösung von der traditionellen Gestalt-Vorstellung des Wohnbaues wurde folgerichtig vollendet mit der Ausbildung einer dem Montagebau konstitutiv

⁹⁸ Hannemann 2000 (1996), 74.

gemäßen Dachform. In wenigen Jahren vollzog sich die Entwicklung vom immer flacher werdenden Satteldach zum Schmetterlingsdach, bis schließlich das Flachdach und damit der purifizierte Hausquader obsiegte, der in jede Landschaft und in jede Stadt hineingestellt wurde und in keine sich organisch einfügen konnte.“⁹⁹

Man könnte auch sagen: Der industrielle Wohnungsbau der DDR kam in den Bauten dieser Jahre architektonisch ganz zu sich selbst. Die „purifizierten Hausquader“, die nun als Industrieprodukt so serienfähig wie ein Auto tatsächlich in jede Landschaft und jeden Stadt gestellt werden *konnten*, lösten gewissermaßen das ein, was sich May, Gropius, Le Corbusier und andere in den zwanziger Jahren vorgenommen hatten. Zwischen diesen beiden Etappen der Industrialisierung des Wohnungsbaus lag allerdings ein verstörender Qualitäts-, Quantitäts- und Maßstabssprung. Und der galt auch für die entsprechende Monotonie-Kritik, die auch den industriellen Wohnungsbau der DDR durchgängig begleitete und in den sechziger Jahren zu besonders breiten Diskussionen führte. Die Positionen, die Topfstedt kurz vor dem Ende des Massenwohnungsbaus der DDR dazu einnahm, wirken dabei zum Teil wie ein Echo derjenigen, die an seinem Anfang standen.

Nachdem der Begriff „Baukunst“ in der national-traditionalistischen Phase einen überaus hohen Stellenwert genossen hatte, war das Wort, in seine Einzelteile zerlegt, regelrecht als Gegensatzpaar aus der baupolitischen Wende von 1954/55 hervorgegangen: die Kunst als der Grund, warum das Bauen zu teuer war. Ästhetische Ansprüche schienen danach in einem kaum auflösbaren Spannungsverhältnis zu den wirtschaftlichen Zielvorstellungen zu stehen. Bei der Umsetzung der Direktive „Besser, billiger und schneller bauen“ lagen die Akzente eindeutig auf „billiger“ und „schneller“. Der Protest, mit dem sich die Architekten von Anfang an, etwa durch die Forderung nach „Gleichrangigkeit von Kunst und Wirtschaftlichkeit“, vor allem gegen die Typisierung zu wehren versuchten, erklärt sich schon aus der prekären Lage, in die der Berufsstand durch die Industrialisierung getrieben wurde.¹⁰⁰ Daß der Architekt unter den Bedingungen des industriellen Bauens nicht mehr Künstler-Individuum sein könne, sondern zwangsläufig in einem mehr oder weniger anonymen Planerkollektiv aufgehen müsse, das wurde auch im Westen prognostiziert.¹⁰¹ In der DDR bestanden

⁹⁹ Topfstedt 1988, 16.

¹⁰⁰ Vgl. Hoscislawski 1991, 147 und 157f.; Hannemann 2000 (1996), 68ff.

¹⁰¹ Robert v. Halász: „An Stelle des Nacheinander von Idee, Planung, Konstruktion, Fertigung, Montage und Restausbau wird das Miteinander der alles umfassenden „totalen“ Planung treten. Die Planenden werden auf der Basis der absoluten Gleichberechtigung zu Teams, zu engem und stetigem Gedankenaustausch zusammenkommen. Der Koordinator wird vom

aber die Möglichkeiten, dies gegen den Widerstand der Architekten administrativ auch durchzusetzen und die anfangs noch offen geführten Diskussionen mit der Zeit soweit zu unterbinden, bis sie nur noch nichtöffentlich oder im Rahmen der Fiktion verhandelt werden konnten. Das berühmteste und wirkungsvollste Beispiel einer in Belletristik kanalisierten Architekturdebatte war Brigitte Reimanns posthum 1974 erschienener Roman „Franziska Linkerhand“, in ein fiktionalisierter Hermann Henselmann/Richard Paulick als Chefarchitekt eines fiktionalierten Hoyerswerda-Neustadt zur Sicherheit sogar unter fiktivem Alkoholeinfluß ausführt, was in nüchternen Debatten offenbar nicht mehr beklagt werden konnte: „Was Sie hier sehen, (...) ist die Bankrotterklärung der Architektur. Häuser werden nicht mehr gebaut, sondern produziert wie eine beliebige Ware, und an die Stelle des Architekten ist der Ingenieur getreten. (...) Wir sind Funktionäre der Bauindustrie geworden, für die Gestaltungswille und Baugesinnung Fremdwörter sind, von Ästhetik ganz zu schweigen. Wir haben unseren Einfluß verloren in dem Augenblick, als wir den Bauherrn verloren, den Auftraggeber, der einen Namen und ein Gesicht hatte. (...) haben Sie jemals in einem der hundert Gremien, Aktivs, Fachberatungen, Ausschüsse, an die wir unsere Zeit verschwenden, auch nur einen einzigen Verbraucher unserer Ware bemerkt? Und wozu auch, da der Wohnende vom Wohnen ja noch unklarere Vorstellungen hat als der Bauende...“¹⁰² Stefan Heyms in den sechziger Jahren geschriebene und noch expliziter auf die Auswirkungen der baupolitischen Wende eingehende Roman „Die Architekten“ konnte sogar erst nach dem Ende der DDR erscheinen. Als Metapher für Monotonie und Anonymisierung ist die industrielle Architektur bis zum Ende der DDR immer wieder zum Gegenstand von Literatur und Film geworden. Daß dabei die Architektur nicht nur als Mittel der Gesellschaftskritik diene, sondern, umgekehrt, die belletristische Gesellschaftskritik oft auch als einzig verbliebenes Mittel der Architekturkritik, ist eine These, die einmal interdisziplinär überprüft werden müßte. Die berufsständischen Widerstände und die fehlende gesellschaftliche Akzeptanz drohten das industrielle Bauen zu diskreditieren und seine flächendeckende Durchsetzung zu gefährden.¹⁰³ Die SED-Führung reagierte darauf insofern taktisch, als sie die Montoniekritik Anfang der sechziger Jahre aufgriff und sich kurzerhand an ihre

Team zu wählen sein und oft sich selbst am besten aus der eigentlichen Planung heraushalten.“ (Halász 1966, 17.)

¹⁰² Reimann 1998, 154f.

¹⁰³ Dies äußerte sich z.B. in Leserbriefen an die Lokalpresse, in denen Bewohner von Neubaugebieten ihren Unmut über die Eintönigkeit zum Ausdruck brachten. Vgl. Hoscislawski 1991, 208.

Spitze setzte. In den Auseinandersetzungen unmittelbar nach der Baukonferenz von 1955 war der Architektur unter Berufung auf die sowjetische Architekturtheorie und namentlich die Theoreme A. I. Burows ihr Kunstcharakter noch pauschal abgestritten worden, jetzt wurde in der Folge einer Beratung des Zentralkomitees 1962 die künstlerische Bewältigung der industriellen Architektur gefordert.¹⁰⁴

Die Kritik an der monotonen Erscheinung der typisierten Wohnblöcke, an den erschlagenden Dimensionen, an der mechanischen Addition gleichförmiger Elemente, sowohl innerhalb der einzelnen Häuser als auch im städtebaulichen Gesamtbild, kulminierte in den sechziger Jahren nicht nur – sie provozierte in dieser Zeit auch die vielleicht avanciertesten Überlegungen zu den ästhetischen und gesellschaftlichen Potentialen des industriellen Bauens. Dabei standen die Theoretiker der DDR in besonderem Maße unter dem Druck von Systemkonkurrenz und Konvergenztheorie, während etwa Robert v. Halász gegen die entsprechenden Widerstände im Westen gänzlich ideologiefrei und technokratisch anargumentieren konnte. Der Städtebau beschäftigte sich ohnehin zuviel mit gestalterischen, ideologischen und geschichtlichen Fragen, befand er in seinem auch im Osten einflußreichen Lehrbuch zum industriellen Bauen; da die „der industriellen Baufertigung wesensgemäßen Formen (...) noch gar nicht gefunden“ seien, traf seine Kritik zunächst einmal alle Formen, die ihr nicht wesensgemäß seien, nämlich alles individuelle, kleinteilige, betont abwechslungsreiche oder an historischen Reminiszenzen festhaltende: „Hinter dem Trend zum Großformat stehen unwiderlegbare Natur- und Wirtschaftsgesetze, gegen die zu verstoßen sich immer rächen wird. (...) Ich sehe auch nicht ein, warum nicht eine ganz neue Stadtwelt aus dem Geist unserer Zeit entwickelt werden kann, allein mit Großformaten, ja mit Raumelementen, mit Kuben.“ Die kompromißlose Anerkennung der technisch-wirtschaftlichen Zwänge werde zu „neuen erregenden Formen führen.“¹⁰⁵ Wenn Halász im folgenden vom „Problem des Individuellen“ schreibt, dann besteht dieses Problem nicht wie für die von ihm kritisierten Architekten im Fehlen des Individuellen sondern vielmehr gerade in deren Streben danach: „Zur Zeit sucht der moderne Städtebau den gesellschaftlichen Bedürfnissen möglichst weitgehend gerecht zu werden, indem er Mobilität anstrebt. So gibt es eine Angst vor Monotonie, auch dann, wenn das alte künstlerische Prinzip der Wiederholung sinnvoll wäre. Insoweit mischt und variiert der heutige Städtebau vielfach aus Prinzip, nicht immer aus

¹⁰⁴ Vgl. Palutzki 2000, 213ff.; Hoscislawski 1991, 147 und 209.

¹⁰⁵ Halász 1966, 282f.

Notwendigkeit. Er mischt Hoch- und Niedrigbebauung, Bauten verschiedener Funktionen und sucht die Grundrisse der Wohnungen den vielen Formen unserer Gesellschaft in allen Einzelteilen anzupassen. Man entwirft veränderliche Grundrisse, obwohl die technischen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit noch keine gültigen Lösungen zulassen; man wandelt die Grundrisse sogar von Stockwerk zu Stockwerk ab, was mit ungeheurem Mehraufwand, aber auch mit Minderung der technischen Güte verbunden ist, statt die verschiedenartigen Grundrisse in einzelnen Bauten zusammenzufassen.“¹⁰⁶

Was sich in der Darstellung v. Halászs in erster Linie widersinnig zu den technologischen Erfordernissen verhielt, ließ sich aus östlicher Sicht umso einfacher als immanentes Wesensmerkmal eines Bauens unter kapitalistischen Bedingungen interpretieren, als der durch den Kalten Krieg beiderseits ideologisch überhöhte Gegensatz von Individualität und Einheitlichkeit das sozialistische Lager scheinbar ganz automatisch auf der Seite des technischen Fortschritts verortete. Wenn Ulbrichts paradoxes „Überholen ohne Einzuholen“ jemals irgendwo verwirklicht werden konnte, dann am ehesten hier, wo nach dem Ende der anti-funktionalistischen „deutschen Architektur“ ein Rückstand aufgearbeitet und neue Differenzen behauptet werden mußten. Der sozialistische Charakter eines Bauwerkes wurde ab Anfang der sechziger Jahre umso nachdrücklicher an seiner uniformen, technischen Gestalt und im rigiden Fugenraster festgemacht, das zu diesem Zweck mitunter sogar noch farblich hervorgehoben wurde, als die „individualistischen modischen Wohnbauten“ des Westens - namentlich die des demonstrativ als Schaufenster des Westens im Berliner Hansaviertel errichteten - als „Ausdruck des anarchischen kapitalistischen Städtebaus“ hingestellt werden konnten.¹⁰⁷ In dem Maße wie sich die Kritik am westdeutschen Bauen von den „öden Kästen“ auf die „individualistischen“ Entwürfe umorientierte, rief die SED ihre einheimischen Architekten dazu auf, die Neigung zum individuellen Projektieren gewissermaßen wie eine schlechte Angewohnheit zu überwinden. Ohnehin schon weitgehend in das Exil des Gesellschaftsbaus abgedrängt, rückten dadurch alle Versuche, an individuellen, künstlerischen Entwurfshaltungen festzuhalten, zwangsläufig in die Nähe politischer Diversion.¹⁰⁸

¹⁰⁶ Ebd., 284.

¹⁰⁷ Kurt Liebkecht in: Deutsche Architektur, 8/1957, 418. Vgl. Hoscislawski 1991, 204f.

¹⁰⁸ Daß ausgerechnet Unter den Linden in Berlin, gewissermaßen dem touristischen Schaufenster des Ostens, von diesen Prinzipien abgewichen und durchaus künstlerisch anspruchsvolle und abwechslungsreiche Geschäftsbauten errichtet wurden, worin die zeitgenössische Kritik eine Rückkehr zur Fassadenarchitektur beklagte, belegt die Friktionen,

Hans Schmidt, Lothar Kühne und die Versuche, eine normative Ästhetik des sozialistischen Plattenbaus zu begründen

Innerhalb dieses weitgehend ex negativo und mit Verdikten operierenden Diskurses war es am ehesten noch Hans Schmidt, der auch die positiven Möglichkeiten einer industriellen Ästhetik herauszuarbeiten versuchte. Als Veteran der Avantgarde, CIAM-Mitbegründer und Wegbegleiter Ernst Mays in der Sowjetunion war Schmidt, der sich 1955 in Ostberlin angesiedelt hatte, eine zentrale Figur für die gerade beginnende Rehabilitation der Moderne in der DDR; als Leiter des Instituts für Typung, Direktor des Instituts für Theorie und Geschichte der Bauakademie und schließlich als Cheftheoretiker des Instituts für Städtebau und Architektur hatte der Schweizer für die DDR-Architektur dann fast anderthalb Jahrzehnte lang gleichsam die Funktion einer Gouvernante.¹⁰⁹ Den Ängsten vor der Monotonie der industriellen Architektur war Schmidt schon 1956 bei der Gründung des Instituts für Typung vor allem dadurch entgegengetreten, daß er sie zunächst einmal enthusiastisch bekräftigte und in die Tradition typisierter, gleichförmiger Architekturen früherer Epochen stellte: in die der Renaissance-Städte oder des Haussmannschen Paris. Die Typenprojektierung könne demnach schon deshalb nicht das Ende der Architektur sein, weil sie diese unter den Verschüttungen durch den Zierrat des 19. Jahrhunderts eigentlich erst wieder hervorhole. Es sei dabei klar, „daß die industriellen Baumethoden zu strengen Gesetzen des räumlichen Aufbaus und des plastischen Ausdrucks führen müssen – Gesetzen, die auf einem unerbittlichen Kanon der Zahlen und Maße aufgebaut sind und uns zwingen, das Momentane, Willkürliche, Zufällige auszuschneiden.“ Eine „Milderung durch ‚gestalterische‘ Mittel“ laufe auf eine Zweiteilung von Kunst und Technik hinaus, auf eine Entfremdung gewissermaßen. Wenn Schmidt dann allerdings schreibt, wie denn dies beides zur Einheit und damit zu Architektur werden könne, nämlich „nur aus dem Willen, diese Einheit zu schaffen, aus dem Willen zum Stil, zur Gesetzmäßigkeit“ – dann ist es vielleicht nicht verwunderlich, daß diese Mischung aus calvinistischer Strenge und nietzschesierendem Willens-Pathos noch nicht unmittelbar einladend und motivierend wirkte.¹¹⁰

die sich aus der Rigiditäts-Rhetorik einerseits und den erzählfreudigen Zentrumsgestaltungen der sechziger Jahre andererseits ergaben. Vgl. Hoscislowski 1991, 206.

¹⁰⁹ Zur Rolle und Wirkung Schmidts in der DDR: Flierl 1998, 76ff.

¹¹⁰ Schmidt 1965, 138ff.

Hans Schmidt hat seine Positionen in der Folgezeit immer wieder konkretisiert und auch außerhalb der Fachöffentlichkeit publizistisch propagiert, etwa in der „Nationalzeitung“, wo er 1962 unter dem Titel „Muß industrielles Bauen langweilig sein?“ den auch in der Bevölkerung verbreiteten Unmut aufgriff und gegen die Architekten wendete: „Selbst heute noch kostet es die Architekten viel Mühe, im Material, in der Form und in der Ausführung die Präzision, die Eleganz und Leichtigkeit zu erreichen, die dem industriell gebauten Haus das neue Gesicht geben müßten.“¹¹¹ Vor allem aber trifft seine Kritik den Städtebau, er folgt darin der Bewegung der Monotoniekritik, die sich Anfang der sechziger Jahre vom einzelnen Haus auf die Wohnkomplexe ausgeweitet hatte. Die Stadtplaner, schreibt Schmidt, hätten „richtig Angst vor der Ordnung (...), vor Ausblicken, die, statt immer wieder Häuser verstellt, ins Grüne führen, vor Straßen, die den Blick ins Weite lenken, vor Alleen, die ein Wohngebiet in ähnlicher Weise ordnen würden, wie sie durch die Landschaft führen.“¹¹² Die „Langweiligkeit“ führte Schmidt in seinen publizistischen Einlassungen grundsätzlich auf eben die Versuche zurück, ihr mit städtebaulichen Mitteln zu entgehen; er forderte statt dessen „große, eindruckliche, räumliche Zusammenfassungen und Beziehungen“, er verlangte, „das Gesellschaftliche, Besondere (öffentliche Bauten, Straßen, Grünzüge, Plätze) und das Private, Allgemeine (Wohnhäuser mit ihren Freiflächen und so weiter) als Kontrast und Zusammenspiel wirksam zu machen.“¹¹³ Diese offensichtlich am Siedlungsbau der zwanziger Jahre und an den sowjetischen Neubaustädten der frühen Dreißiger geschulte Ordnungsästhetik, die Schmidt dem von ihm kritisierten „Chaos“ entgegenstellte, war, anders als bei Robert von Halász, nicht nur technologisch sondern auch ideologisch fundamntiert: In den „überall sich wiederholenden Schrägstellungen, den fächerförmig angeordneten oder in einzelne Staffeln zerrissenen Häuserblocks, den als dekoratives Element eingestreuten Teppichsiedlungen der Einfamilienhäuser, den unvermeidlichen, in irgendeine bizarre Form gezwängten Hochhausdominanten“, die v. Halász als wesensfremden Irrweg des modernen Städtebaus beklagt hatte, sah der Marxist Schmidt eine gewollte Widerspiegelung der „gesellschaftlich bedingte(n) Unordnung, Uneinheitlichkeit und Zusammenhanglosigkeit“ im Kapitalismus: Die Auflösung der Städte und Siedlungen in ein unverbindliches Spiel isolierter Elemente, die Negierung des Räumlichen als Ausdruck der gesellschaftlichen Beziehungen, die

¹¹¹ Ebd., 164.

¹¹² Ebd.

Überbewertung des Plastischen in der Form der Hochhäuser und der Mischbebauung – alles das ist mehr als nur Formalismus. Es ist der bewußte ästhetisch idealisierte Ausdruck einer gesellschaftlichen Situation“ Demgegenüber betrachtete er „die Einheit räumlichen Komposition als Ausdruck der Einheit der Gesellschaft.“¹¹⁴ Erst der sozialistische Städtebau, folgerte er, öffne den Weg, „gestützt auf das sozialistische Bodenrecht und die sozialistische Bauwirtschaft, an die Stelle der Unordnung und Uneinheitlichkeit der kapitalistischen Stadt die Einheit und die Zusammenfassung zu setzen.“ Daß sich im Sozialismus die gesellschaftliche Isolation des Menschen auflöse, müsse sich in der Architektur und ihrer räumlichen Komposition nicht nur ausdrücken - es könne dies mit den Mitteln des industriellen Wohnungsbaus auch besser denn je: „Das Bauen in ganzen Komplexen, die einheitliche Ordnung der Bebauung und der Bauweise, die klare Tektonik der Baukörper und Fassaden, die einfachen, aus der Maßordnung hervorgehenden Maßbeziehungen – alle diese aus dem industriellen Bauen erwachsenden Forderungen sind geeignet, die baukünstlerischen Aufgaben des sozialistischen Städtebaus, der, ausgehend vom Wesen der sozialistischen Gesellschaft, nach Größe, Klarheit und Reichtum der Beziehungen strebt, wirksam zu unterstützen.“¹¹⁵

Das Ceterum Censeo in Schmidts publizistischer Rhetorik wider die Monotoniekritik war die abschließende Verankerung der Typenbauten in der Architekturtradition. Daß er dabei bevorzugt Bezugspunkte wählte, die sich unzweifelhafter touristischer Beliebtheit erfreuten - Milet, Ludwigslust, Karlsruhe, die Rue de Rivoli, den Markusplatz oder den Londoner Beadford Square: Das klang vermessen und zeugte zugleich von der Hoffnung, daß auch diese neue, als unarchitektonisch gescholtene Architektur der „Kulturfunktion“ gerecht werden würde, um deren Definition sich zeitgleich der kommunistische Kunsttheoretiker Lothar Kühne bemühte.¹¹⁶

Kühne war es schließlich auch, der das Wort von der „kommunistischen Potenz der Serie“ prägte. In seiner den Ausgangspunkten der amerikanischen Minimal Art zunächst nicht unähnlichen Analyse des Seriellen, erscheint das absolut Gleichförmige, nur durch seinen Ort oder durch spezifische Gebrauchsspuren noch zu Unterscheidende als Ausdruck des Kommunistischen schlechthin: „Die Exklusivität des Gegenstandes ist im Serienprodukt technologisch und phänomenal verneint, die

¹¹³ Ebd., 162.

¹¹⁴ Ebd., 160.

¹¹⁵ Ebd. 159.

Potenz des Gegenstandes, gesellschaftlich allgemein zu werden, tritt provokativ hervor.“¹¹⁷ Zwar strebe auch das Kapital nach Serienproduktion, aber es strebe zugleich danach, diese Serialität durch Differenzierung der Produktion des gleichen Grundtyps und durch ästhetische Gestaltungsmittel wieder abzuschwächen: „Das bürgerliche Unbehagen gegenüber der Standardisierung individueller Lebensbedingungen äußert sich besonders in der Behauptung, hierdurch sei eine Desindividualisierung des Milieus der Menschen erzwungen. Obgleich auch in der sozialistischen Gesellschaft die Erfahrungen vieler Menschen das zu bestätigen scheinen, trifft dem Wesen und der Möglichkeit nach das Gegenteil zu. Auf der Grundlage moderner ästhetischer Gestaltungskonzeptionen können Wohnräume mit standardisierten Elementen und entsprechender Erscheinungsweise charakteristischer auf individuelle Bedürfnisse hin gebildet werden, als es in allen bisherigen kulturellen Perioden der Fall war.“¹¹⁸ Was Kühne - der hier die Monotoniedebatte sogar noch ins Innere der Häuser verlängert - dieser Möglichkeit voraussetzt, ist allerdings etwas, was man als vorgelagerte ästhetische und soziale Erziehung der Bewohner bezeichnen müßte, denn ein Wohlbefinden in derartigen Räumen ist zwingend an „die Anerkennung und den individuellen Genuß der darin erscheinenden gesellschaftlichen Allgemeinheit oder doch der Potenz dieser Allgemeinheit“ gekoppelt: „Es ist ein Genuß des Raumes, der individuell, aber nicht mehr exklusiv ist.“¹¹⁹ Und Kühnes Befürchtung, „daß die Monotonie in der architektonischen Erscheinung der in industrieller Bauweise errichteten neuen Wohngebiete den Drang zu individuierter Gegenständlichkeit in der Wohnung verstärkt“, ist später in soziologischen Untersuchungen bestätigt worden.¹²⁰ Es liegt daher bei Kühne selbst schon ein Schatten des Zweifels über den emanzipatorischen Hoffnungen, wenn er andeutet, daß diese Wohnungen den Menschen vor allem deshalb nicht genügen, weil die Menschen diesen Wohnungen nicht genügen: „Während die Wohnung, welche mit handwerklichen oder so erscheinenden, aber industriell hergestellten Gegenständen gestaltet ist, als Stauraum von Gegenständlichkeit gebildet ist, verlangt die moderne Gegenständlichkeit einen gegenständlich entlasteten Raum. Die ästhetische Wirkung der seriellen Gegenständlichkeit erfordert ein völlig gewandeltes Raumempfinden und

¹¹⁶ Ebd., 150f.; 186. Zur Rolle Kühnes in den theoretischen Debatten der sechziger Jahre siehe auch: Palutzki 2000, 214f. und Flierl 1998, 34ff.

¹¹⁷ Kühne 1981, 199.

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ Ebd., 200.

¹²⁰ Siehe: Dörhöfer 1994, Kahl 2003.

versagt sich tradierten Organisationsformen des Raumes. Die Gestaltung des individuellen Raumes verlangt somit auch eine entwickelte ästhetische Sinnlichkeit und ausgebildetes Gestaltungsvermögen.“¹²¹ Gerade hierin liege für die Menschen im Sozialismus aber letztlich die Möglichkeit einer neuen Freiheit zu ihren Gegenständen: „Sie sind durch ihr Gemüt an den seriellen Gegenstand nicht gefesselt wie an den individuierten.“¹²²

Daß es dieses unsentimentale, erfrischte und entlastende Freiheitsgefühl partiell tatsächlich gab, daß es physisch und visuell erlebbar war in und zwischen diesen neuen Gebäuden, und daß es in den sechziger Jahren von einer Generation, die nach dem Aufbau jetzt den Aufbruch wollte, auch gelebt wurde, das hat der Soziologe Wolfgang Engler in seiner Studie über die „Ostdeutschen“ sehr plausibel rekonstruiert.¹²³ Allerdings vornehmlich anhand der Berliner Karl-Marx-Allee, wo die vornehm strengen, weiß verkachelten, an Skulpturen von Donald Judd erinnernden Wohnblöcke einen großzügigen, aber immer noch städtischen Straßenraum flankieren und von opulent verglasten Pavillons und Restaurants sowie Kinos kontrastiert werden, die sehr wohl nach eminent individuellen künstlerischen Entwürfen errichtet worden sind.¹²⁴ (Abb. 21-22.) Und das war auch innerhalb der Hauptstadt die Ausnahme. Allenfalls bei derart ambitionierten und aufwendigen Zentrumslösungen war, wie Engler schreibt, „die Schlichtheit gediegen, Reduktion nicht Armut, sondern Zugewinn an Klarheit.“ In der Provinz und den randständigen Großsiedlungen dagegen gab sich das Neue „eher spröde. Seine einfache Syntax und sein reduziertes Vokabular erlaubten keine komplexeren Ansprachen.“¹²⁵

Am Ende lag die wirkliche Potenz der Serie eher in der Differenzierung des Gleichen nach Standortqualitäten: die Bautypen waren im Prinzip ubiquitär, das Leben und das Lebensgefühl, das sie umrahmten, waren es weniger. Es war ein Unterschied, ob die Platte, in der man wohnte, in der Nähe des Berliner Alexanderplatzes stand oder an der Peripherie einer Provinzstadt. Dieser Umstand sollte noch bittere Konsequenzen haben bei der ästhetischen Rehabilitierung und lebensgefühligen Zweitverwertung der Plattenbauten in den späten neunziger Jahren.

¹²¹ Kühne 1981, 200.

¹²² Ebd., 202.

¹²³ Engler 1999, 35ff. und 57ff.

¹²⁴ Das Kino International von Heinz Aust, Günter Kunert und Horst Bauer, 1961 – 1964, gilt bis heute als eines der elegantesten Premierenkinos Berlins; das Filmtheater Kosmos von Josef Kaiser und Herbert Aust, 1960 – 1962, steht architekturgeschichtlich für eine beispielhafte Schinkel-Rezeption mit den Mitteln der architektonischen Moderne.

¹²⁵ Engler 1999, 59.

Das Verhängnis des industriellen Massenwohnungsbaus der DDR bestand in der Folgezeit auch darin, daß sich von damals bis heute damit die Vorstellung einer rigiden, kargen, uniformen und undifferenzierten architektonischen und städtebaulichen Erscheinung verbindet, obwohl er den ebenso stringenten wie strengen ästhetischen Programmen eines Hans Schmidt oder eines Lothar Kühne nie wirklich umfassend gefolgt ist. Eher war das Gegenteil der Fall. Das Bedürfnis nach dekorativer Schönheit hat an den ostdeutschen Plattenbauten zu einer merkwürdigerweise bisher gänzlich unerforschten Besonderheit geführt: zu hochgradig ornamentalen Sonderformen, die als großflächige Schmuckelemente den Giebeln der Wohnblöcke appliziert wurden, als Verbindungselemente über Eck gesetzte Baukörper in den Obergeschossen zusammenschlossen oder als kleinteilige Formsteine dem Schmuck von Sockelzonen und Mauern dienten. (Abb. 23-25.) Für die bildenden Künstler, die diese Entwürfe lieferten, waren ausgerechnet die Wände des sozialistischen Wohnungsbaus der Ort, an dem sie die Vokabeln der ansonsten indizierten Weltsprache Abstraktion durchdeklinieren konnten. In der Moderne der DDR war das Ornament kein Verbrechen mehr, es wurde in staatlichen Plattenwerken industriell in Beton gegossen und mitunter sogar mit Keramik überzogen.¹²⁶

Die Wohnungsbaukombinate der einzelnen Bezirke entwickelten, unterstützt von Architekten, die durch die zentrale Typenprojektierung die Unverwechselbarkeit ihrer Städte und den kreativen Spielraum ihres eigenen Berufs beeinträchtigt sahen, eigene Typen, was zu einem gewissen Plattenbau-Regionalismus führte, der seine sichtbarsten Ausprägungen im Bezirk Rostock erreichte.¹²⁷ Sie arbeiteten an Systemen, die endlich die alten Versprechen des Baukastens nach Variabilität, Abwechslungsreichtum, Anpassungsfähigkeit einlösen sollten. Und sie beantworteten den wirtschaftlichen Zwang zur Verdichtung dankbar mit der Abkehr vom Zeilenbau, mit der Rückkehr zu Hofformationen und schließlich mit dem Bemühen um kompakte, städtische Strukturen; in der offiziellen Terminologie wurde der sozialistische Wohnkomplex vom komplexen Wohnungsbau abgelöst. All das verkörperte sich in keiner Plattenbauserie deutlicher als in der Wohnungsbauserie 70. Und gerade diese ist es, die heute das Bild von den stadtfreundlichen, uniformen, grauen und austauschbaren Plattenbauwüsten Ostdeutschlands schon durch die schiere Quantität am nachhaltigsten prägt.

¹²⁶ Das von Cornelius Mangold 2000 herausgegebene Quartettspiel „Plattenbauten“ bietet eine Auswahl genau datierter und recherchierter Beispiele dieser Sonderformen.

Die WBS 70 und das Wohnungsbauprogramm der DDR

Die Wohnungsbauserie (WBS) 70 war der tragisch in sein Gegenteil umgeschlagene Versuch, der Monotonie zu entgehen. (Abb. 26-28.) Fast die Hälfte aller Plattenbauten der DDR, 42 Prozent, wurde damit errichtet. Die 1972 eingeführte WBS 70 sollte differenzierte Gebäudeformen und Grundrißvarianten sowie abwechslungsreiche, variable und anpassungsfähige städtebauliche Lösungen ermöglichen. Sie war mit kompatiblen Systemen der SU und der anderen RGW-Staaten abstimmt. Die Grundlagen waren von Wilfried Stallknecht und Achim Felz an der Bauakademie erarbeitet worden und beruhten auf einem entwicklungsfähigen Baukastensystem. Die Grundrisse trugen der soziologischen Erkenntnis Rechnung, daß sich die sozialistische Lebensweise nicht im erwarteten Maß herausgebildet hatte, daß die Mahlzeiten eben nicht in kollektiven Großgaststätten, sondern weiterhin vorwiegend zuhause im Familienkreis eingenommen wurden, und daß die Mieter die innenliegenden Funktionsräume als einengend empfanden. Das Bad verblieb zwar im Inneren, aber die Küchen wurden nun mit einer sogenannten Durchreiche an die Wohnzimmer angeschlossen oder, seltener, auf Kosten des übrigen Wohnraums wieder nach außen verlegt. Die bei der Serie P2 nach innen verlegten Treppenhäuser rückten als Zweispänner wie beim Siedlungsbau der zwanziger Jahre wieder an die Außenwand, waren an der durch Vor- und Rücksprünge nun auch gliederbar gewordenen Fassade ablesbar und hielten die Erdgeschoßzonen für die Funktionsunterlagerung durch gesellschaftliche Einrichtungen offen. Keilförmige Segmente ermöglichten Richtungsänderung, später kamen auch Ecksegmente hinzu.¹²⁸

Dieses Bausystem wurde zum Träger und zum Insignium des „Wohnungsbauprogramms der DDR“, das auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 beschlossen worden war. Als Kernstück der neuen „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ sollte mit diesem Programm die „Wohnungsfrage als soziales Problem bis zum Jahre 1990“ gelöst werden. Es war bis zum Schluß die legitimatorische Basis der Ära Erich Honeckers, der damit auf den Anfang der siebziger Jahre immer noch akuten Wohnungsmangel reagierte und da, wo Ulbricht bereits von einer sozialistischen Menschengemeinschaft gesprochen hatte, weiterhin

¹²⁷ Vgl. Hoscislawski 1991, 175f.

¹²⁸ Zur WBS 70: Palutzki 2000, 290ff.; Hoscislawski 1991, 328ff.

Klassenunterschiede sah, die besonders in den Wohnbedingungen zum Ausdruck kämen und mit sozialpolitischen Maßnahmen erst noch abzubauen seien.¹²⁹ Die auf Friedrich Engels zurückgreifende Formulierung von der „Wohnungsfrage als soziales Problem“ und der Anspruch „ein altes Ziel der Arbeiterbewegung“ zu verwirklichen, stehen für eine Gesellschafts- und Geschichtskonzeption, die den Sozialismus gewissermaßen vom Zustand wieder zur Aufgabe werden ließ.¹³⁰ Diese Aufgabe war mit dem ehrgeizigen Wohnungsbauprogramm als eine in sehr wesentlichen Teilen baupolitische Anstrengung definiert, und dieser Anstrengung wurde fast alles andere untergeordnet. Mehr als 200 Milliarden Mark der DDR sollten zwischen 1976 und 1990 ausgegeben werden für das Ziel, rund 3 Millionen Wohnungen neu zu bauen oder zu modernisieren.¹³¹ In einem weitgehend industrialisierten Bauwesen, in dem handwerkliche Traditionen kaum noch gepflegt werden konnten, lag der Akzent dabei ganz überwiegend auf dem Neubauen und nicht auf dem Modernisieren.

Unter diesem wirtschaftlichen und quantitativen Druck mußte die Variabilität des Baukastensystems WBS 70 beinahe automatisch erstarren und verarmen.¹³² Das Elementesortiment war zwar theoretisch groß, in der Praxis der Plattenwerke aber aus Gründen der Effizienz so klein wie möglich; entsprechend verhielten sich die daraus zusammengesetzten Baulösungen. Die Oberflächen dieser in den sechziger Jahren oft noch verkachelten oder dekorierten Platten wurden im Laufe der Jahre immer grauer und rauher. Das Umfeld, der Außenraum und die infrastrukturellen, in den sechziger Jahren schon verdächtig euphemistisch sogenannten „Nachfolgeeinrichtungen“ folgten immer später nach, wenn sie es denn überhaupt noch taten. Zwischen den fertigen Häusern bestimmten jahrelang unwegsamer Schlamm, Wildnis und verlassene Baustellen das Bild. Die Höhe der Wohnblöcke betrug aus wirtschaftlichen Gründen fast überall nur noch sechs Geschosse, die Maximalzahl, bei der aufgrund des eigens geänderten Baurechts keine Aufzüge eingebaut werden mußten.¹³³ Städtebauliche Akzente durch die auf der Basis des WBS 70 möglichen Wohnhochhäuser (WHH 70) wurden nur noch in Ausnahmefällen gesetzt. Diese Sechsgeschosser dominierten das

¹²⁹ Vgl. Palutzki 2000, 291; Ders. 1999, 69ff.; Hoscislawski 1991, 287; Hannemann 2000 (1996), 96ff.

¹³⁰ So Honecker auf der 6. Baukonferenz der SED 1975. Vgl. Hoscislawski 1991, 287. Zu dem grundlegenden Paradigmenwechsel in der Gesellschaftskonzeption, zum Wandel des Sozialismusbegriffs beim Übergang von Ulbricht zu Honecker und den Auswirkungen auf die Wohnungsbaupolitik, siehe auch: Flierl 1999, 85f.

¹³¹ Hannemann 2000 (1996), 96.

¹³² Vgl. Steinhausen 1994; 35, Hannemann 2000 (1996), 103; Hoscislawski 1991, 328 und 336ff.

¹³³ Vgl. Rietdorf 1997, 31.

Bild der Großsiedlungen vor allem in der Provinz und an der Peripherie. Die bisher ungekannte Quantität dieser überall in ähnlicher Weise auftauchenden Formen schlug insofern in eine eigene visuelle Qualität um, als die zaghafte Regional-Qualitäten, mit denen die einzelnen Wohnungsbaukombinate ihre jeweiligen Plattensortimente spezifiziert hatten, in der Masse kaum noch wahrnehmbar waren.

In Berlin-Marzahn, dem größten Neubaugebiet der DDR, das in den 80er Jahren schon nicht mehr als vorstädtische Großsiedlung, sondern dem Selbstverständnis nach als eigenständige, größere Stadt errichtet worden ist, mußten sich die Wohnungsbaukombinate auch der anderen Bezirke wie tributpflichtige Vasallen beteiligen. Sie trugen zu diesem Vorzeige-Plattenbaubezirk nicht nur ihre Bauarbeiter sondern auch ihre regionalen WBS-70-Varianten und Bebauungskonzeptionen bei. Die jeweiligen Bauabschnitte fügten sich dabei nach der Art regional-folkloristischer Musterdörfer zusammen, blieben allerdings sehr willkürlich. Die Abweichungen in der Vor- und Rücksprüngen der Fassaden und die unterschiedlichen Mäanderformationen standen in keinem ursächlichen, erkennbaren Zusammenhang mit ihrer Herkunft aus Dresden, Schwerin oder Erfurt und waren als regionale Sondertypen allenfalls für Eingeweihte lesbar. Der beherrschende Eindruck ging von dem überall sechs mal drei Meter großen Plattenraster der meist sechsgeschossigen Blöcke aus.¹³⁴

Da die angestrebte Angleichung der Klassen und Schichten ganz wesentlich durch die Angleichung der Wohnverhältnisse definiert war, ergab sich zudem ein sozialpolitischer Vereinheitlichungsdruck, der 1972 beim Bau von Halle-Neustadt propagandistisch so beschrieben wurde: „Es gibt keinen sozial bedingten Vorrang für die Anlage von Wohnkomplexen oder einen aus diesem Grunde begünstigten Standort von Wohngebäuden innerhalb des Wohnkomplexes. Jeder wohnt unter gleichen Bedingungen in gleichen Wohnungen: Es wohnen der Generaldirektor im gleichen Haus wie der Anlagenfahrer aus dem großen Chemiekombinat, die Oberbürgermeisterin im gleichen Block mit dem Schaltwart aus der Wärmeversorgungszentrale und dem Städtebauer, der die Stadt mitgeplant hat.“¹³⁵

Obwohl sich durch die staatlich gelenkte Vergabepolitik dennoch gewisse Segregationsprozesse einstellten, die u.a. dazu führten, daß in jüngeren Großsiedlungen mehrheitlich auch jüngere und höher qualifizierte Familien lebten als in älteren

¹³⁴ Zu Marzahn vgl. u.a. Hubacher 2000.

¹³⁵ Autorenkollektiv: Halle-Neustadt. Plan und Bau der Chemiarbeiterstadt. Berlin 1972, 85.

Siedlungen, wurde der Städtebau offiziell als Instrument der sozialen Angleichung betrachtet und propagandistisch verwertet.¹³⁶

Hannemann bilanzierte in ihrer Analyse: „Ausgehend vom grundlegenden Gleichheitspostulat der SED-Ideologie ist folgerichtig im Laufe der DDR-Wohnbaugeschichte ein immer gleicher Wohnungstyp im Rahmen des komplexen Wohnungsbaus in den immer gleich strukturierten Neubauwohngebieten angewandt worden. Den seit Beginn der achtziger Jahre offensichtlich gewordenen Differenzierungserfordernissen der DDR-Gesellschaft auch beim Wohnen konnte nicht entsprochen, dem eklatanten Verfall der Altbausubstanz auf Grund der Unumkehrbarkeit der Entscheidungen zur Industrialisierung des Wohnungsbaus in den sechziger Jahren nichts mehr entgegengesetzt werden.“¹³⁷

Neubaugebiet und Altstadt

Das Wohnungsbauprogramm der DDR, das den Bau von Plattenbaugroßsiedlungen im folgenden Jahrzehnt quantitativ auf seine Spitze treiben sollte, fiel zeitlich mit der Rehabilitation der gründerzeitlichen Stadt im Westen zusammen. 1973, ein Jahr nachdem in Neubrandenburg die WBS 70 erstmals erfolgreich zur Anwendung gekommen war, und im selben Jahr, das als Jahr des Denkmalschutzes zu einem geschichtlichen Fixpunkt für die internationale Rückbesinnung auf die Werte der gewachsenen, alten Stadt geworden ist, wurde in der DDR ein Film gedreht, der in seiner staatlicherseits bewußt kurz gehaltenen Laufzeit zum bis heute populärsten DEFA-Film überhaupt avancierte. Heiner Carows „Legende von Paul und Paula“ beginnt mit der Sprengung eines alten Berliner Mietshauses, eine Szene, die sich in dem Film etwa aller zwanzig Minuten wiederholt. Immer wenn der Rauch und Staub sich über den Trümmern gelegt haben, werden im Hintergrund schon die kühlen, klaren weißen Plattenbauten sichtbar, die an ihre Stelle treten. Was noch zehn Jahre zuvor in der Tradition des Kampfes gegen die unhygienisch enge Mietskasernenstadt als Befreiungsschlag begrüßt worden wäre, löste hier nun Gefühlsambivalenzen aus, die konstitutiv für diesen Film sind. Der Zuschauer wird im Zweifel gehalten darüber, wie er sein Verständnis und seine Sympathie auf die Protagonisten verteilen soll, denen diese beiden Lebenswelten metaphorisch zugeordnet sind: den bis zur

¹³⁶ Vgl. Hannemann 2000 (1996), 112.

¹³⁷ Ebd., 112f.

Selbstverleugnung rationalen Funktionär Paul, der sich in seinem Plattenbau ein allerdings recht konventionelles Normglück eingerichtet hat, und die uferlos romantische, spontane Alleinerziehende Paula, die mit ihren absolutistischen Glücksansprüchen am Ende allerdings genauso dem Untergang geweiht ist, wie die geschichts- und kohlerußgeschwärtzten, von Lebensspuren zernarbten Altbaumauern, in denen sie vergeblich von privater Entfaltung träumt. Der Film wäre nicht so wahrhaftig, wenn nicht auch hier zum Schluß die normativen Notwendigkeiten obsiegen würden, also der Plattenbau. Die kalkulierte Beklemmung, die das auslöste, und der Erfolg, den der Film hatte, verweisen auf einen historischen Moment der Unentschiedenheit, auf eine Eintrübung des emanzipatorischen Aufbruchsoptimismus durch erste Zweifel an der Normierbarkeit des Lebens, die sich offenbar immer auch an der gebauten Umwelt festmachten.

Das Unbehagen an der „unwirtlichen“ funktionalistischen Stadt und am Verlust der vertrauten Dimensionen von Straßen, Plätzen und Höfen, das in den sechziger Jahren in den Gesellschaften des Westens um sich griff und u.a. von Jane Jacobs, Kevin Lynch, Alexander Mitscherlich oder Wolf-Jobst Siedler folgenreich artikuliert wurde, war auch an der DDR nicht vorübergegangen, wo bereits in den sechziger Jahren Kritik an der räumlichen Funktionstrennung oder an der Sterilität und Verödung der Neubaugebiete geübt wurde.¹³⁸ Die seit den siebziger Jahren allmählich auch auf den westdeutschen Immobilienmarkt durchschlagende Rehabilitierung der gründerzeitlichen Altbauten, die zu diesem Zeitpunkt schon fast ein Jahrhundert lang als „Mietskasernen“ in Verruf gestanden hatten, war, wie Gerd Kähler angemerkt hat, nur unter der Bedingung möglich, daß diese Altbauten jetzt viel weniger dicht belegt waren als früher.¹³⁹ Wenn das nun wieder zunehmend beliebte Wohnen in diesen Altbauten ein Gegenentwurf zum Leben in den funktionalistischen Großsiedlungen war, dann verdankte es diesen, gewissermaßen als Druckableiter, offensichtlich auch einen Teil seiner Qualität.

In der DDR, wo das Wohnraumdefizit zu Beginn der siebziger Jahre wesentlich größer war als in der Bundesrepublik, galten die Altbauwohnungen in den engen, jahrzehntelang dem allmählichen Verfall ausgesetzten Mietshäusern mit ihren Kohlenöfen und Außentoiletten bis zum Schluß durchaus als Grund, im Komfort einer Neubauwohnung eine erhebliche Verbesserung und in der Zuweisung solch einer

¹³⁸ Vgl. Hoscislawski 1991, 312ff. Zur Fundamentierung westdeutscher Funktionalismuskritik, siehe auch: Berndt et al., 1968.

Wohnung ein Privileg zu sehen.¹⁴⁰ Hier kam die neue Wertschätzung der räumlichen und atmosphärischen Qualitäten der alten Städte diesen nicht einmal zugute. Im Gegenteil: Sie wurden weiterhin vernachlässigt zugunsten von immer neuen Plattenbausiedlungen, denen man solche Qualitäten durch städtebauliche Verdichtung abzurufen versuchte. Immerhin wurden sie in der Ära Honeckers nur vernachlässigt und nicht mehr wie zuvor demonstrativ zum flächendeckenden Abriß ausgeschrieben. Diese Altbaufeindlichkeit war hochgradig ideologisch bedingt und betraf vor allem den Bestand aus dem 19. Jahrhundert, die sogenannten Gründerzeitviertel. Während zu Beginn der fünfziger Jahre mit der Fokussierung auf die nationalen Bautraditionen zumindest die Altstadtkerne noch eine gewisse Wertschätzung und als Zeugnisse des Feudalismus eine Art historischen Sicherheitsabstand genossen, standen die historistischen Gründerzeitviertel von Anfang an als Erbmasse des zu überwindenden Kapitalismus wie gebaute Klassenfeinde im eigenen Haus. Sie zu ersetzen, war bis in die sechziger Jahre hinein immer wieder ein baupolitisches Kernanliegen.¹⁴¹ Es war Honeckers Wohnungsbauprogramm, die Konzentration auf die möglichst schnelle, möglichst billige Errichtung möglichst vieler Wohnungen, die die Aktivitäten eher wieder vor die Städte verlagerte und den Altbauten zumindest eine Gnadenfrist einräumte.

Der neben dem Neubau zweite Strang des Programms, die Modernisierung, kam nie in größerem Umfang zum Tragen. Eine denkmalgerechte Sanierung, wie sie von 1971 bis 1973 der gründerzeitliche Baubestand um den Berliner Arkonaplatz erlebte, war ein erstaunlicher Sonderfall und als Prototyp für die Westberliner Altbau-Sanierungen der achtziger Jahre letztlich vielleicht folgenreicher als für die DDR selbst, wo solche Sanierungen in der Folgezeit nur so selten durchgeführt werden konnten, daß sie im Vergleich kaum ins Gewicht fielen. Zu den Gründen gehörte mitunter auch die Skepsis gegenüber dem latent oder offen dissidentischen Milieu, das sich in den fast schon aufgegebenen Altbauvierteln wie Berlin-Prenzlauer Berg seine Nischen gesucht hatte und dort zunehmend für den Erhalt der Substanz auch eigenmächtig engagierte. Selbst wo von offizieller Seite ein Wille bestand, fehlte es jedoch in der Regel an den Kapazitäten für die personalintensiven Aufgaben der Altbausanierung. Die DDR wurde hier auch ein Opfer ihrer eigenen Baupolitik, die mit ihrer Fixierung auf die

¹³⁹ Kähler 1989, 39.

¹⁴⁰ Zu dem Phänomen der hohen „Wohnzufriedenheit“ bei gleichzeitiger Kritik an der Erscheinung der Neubaugebiete, vgl.: Hannemann 2000 (1996), 132ff.

¹⁴¹ Vgl. Hoscislowski 1991, 92ff.

Industrialisierung alle erforderlichen handwerklichen Kompetenzen bereits weitgehend wegrationalisiert hatte.¹⁴²

In diesem die siebziger und achtziger Jahre bestimmenden Kontrast aus perpetuierter Neubauaktivität bei gleichzeitigem Verfall des Bestandes erhielt der Sozialismus der DDR seinen vielleicht eindrücklichsten und plastischsten Ausdruck als manövrierunfähig gewordenenes zentralistisches Wohlfahrtssystem.

Innerstädtisches Bauen und historistische Tendenzen am Plattenbau

Erst etwa ab Beginn der achtziger Jahre erhielten die Altbauquartiere der Innenstädte einen gewissen ideologischen Bestandsschutz, der sich aus der Aneignung auch älterer Geschichtssedimente herleitete, mit denen die DDR nun in Systemkonkurrenz zur Bundesrepublik ihre historischen Erbensprüche wieder stärker betonte. In diesem Falle waren das die Traditionen der Arbeiterklasse, die aus diesen Vierteln hervorgegangen waren.¹⁴³ Die Baulücken, die der Krieg, der Abriß oder der Verfall in sie hineingerissen hatten, wuchsen jetzt etwas langsamer und wurden ausgerechnet mit dem gefüllt, was bisher immer als Gegenentwurf fungierte: mit Plattenbauten, die sich betont um gute Nachbarschaft bemühten. In dieser letzten Dekade des Wohnungsbaus der DDR schloß sich insofern der Kreis zu seinen Anfängen, als er in die Innenstädte und zu Werten wie Schönheit, Regionalität und Tradition zurückkehrte, dabei die industrielle Bautechnologie aber mitbrachte.¹⁴⁴ In den Blockrandbebauungen, den Aufteilungen größerer Blöcke in scheinbare Parzellen, den Sockel- und Mansardenelementen, stehenden Fensterformaten, pseudotektonischen Gliederungselementen oder dem gänzlichen Verbergen des Fassadenrasters, in dem Versuch also, die Montagebauten in die städtebauliche Syntax der alten Stadt einzugliedern und schließlich sogar deren Fassadenmorphologie in das Raster der Außenwandplatten zu integrieren, lassen sich diese innerstädtischen Plattenbauten der achtziger Jahre als reuige Heimkehr eines verlorenen Sohnes lesen – oder auch als Scheitern eines emanzipatorischen Aus- und Aufbruchs.

¹⁴² Zu den Berliner Sanierungsgebieten Arkonaplatz und Arnimplatz und ihrer Vorbildrolle für die Westberliner Altbausanierung, besonders der achtziger Jahre und die Schwierigkeiten, dieses Modell wirksam auch in der DDR selbst zu implementieren, siehe: Hain 2000, 340f. Zu dem bürgerschaftlichen Engagement gegen den Abriß gründerzeitlicher Quartiere, vgl.: Wetzel 1996, Blankenburg 2001 und Ladd 1998.

¹⁴³ Vgl. Hoscislowski 1991, 316 und 320f.

¹⁴⁴ Zum innerstädtischen Plattenbau siehe vor allem: Ebd., 350ff. und Palutzki 2000, 382ff.

Daß diese Neubauten künftig eine Gestalt haben mögen, „die durch emotionale Wirkung bei den Bürgern unserer Republik Lebensfreude, Schönheitsempfinden, gesellschaftliche Aktivität und Leistungsbereitschaft fördert und deren Verbundenheit zur sozialistischen Heimat vertiefen hilft“, war ein Beschluß von Ministerrat und ZK der SED, der einem Eingeständnis der Tatsache gleichkam, daß sich diese Effekte offenbar in den bisherigen Plattenbauvierteln trotz ihrer materiellen Anreize nur bedingt hatten hervorrufen lassen.¹⁴⁵ Diese mehr denn je auf Gemütswerte und emotive Stimulanzien zielende Neuorientierung zwang die Plattenbautechnologie in Gefilde, in denen sie nur noch schwerlich ihre Effektivitätspotentiale entfalten konnte. Die Friktionen, die sich dabei ergaben, waren allerdings nicht nur baupraktischer und ökonomischer Natur.¹⁴⁶ Sie betrafen auch das Selbstverständnis der Planer. Zum Streitfall wurde insbesondere das Nikolaiviertel in Berlin, das neben dem Platz der Akademie (heute wieder: Gendarmenmarkt) bekannteste und prestigeträchtigste Beispiel dessen, was - so die jeweiligen Positionen - mit den Mitteln der Platte an Stadtverträglichkeit, historischer Rekontextualisierung und Schönheit oder auch an Selbstverleugnung möglich war.¹⁴⁷ (Abb. 29-31.)

In welchem Verhältnis diese Tendenzen zur postmodernen Architektur des Westens standen, war damals umstritten und ist bis heute noch nicht abschließend geklärt.¹⁴⁸ Der für den Diskurs in der DDR zentrale Begriff war Individualisierung und wäre im weitesten Sinne mit Rekontextualisierung zu übersetzen.¹⁴⁹ Daß sich darunter auch etwas anderes vorstellen ließ als die traditionalistische Überformung des Plattenbaus, eine Veränderung, Weiterentwicklung, Flexibilisierung des erstarrten und in seinen Möglichkeiten offensichtlich unbewältigten Systems, das versuchten in diesen Jahren Architekten wie Peter Meyer zu beweisen, der 1985 bis 1987 in Berlin an der Friedrichstraße, in unmittelbarer räumlicher Nähe und in schärfster inhaltlicher Abgrenzung zum historisierenden Pracht-Plattenbau des Grandhotels ein Wohn- und Geschäftshaus errichtete, das sich nahtlos in die Straßenflucht und die Traufhöhe der

¹⁴⁵ Grundsätze für die sozialistische Entwicklung von Städtebau und Architektur in der Deutschen Demokratischen Republik. Beschluß des Politbüros des ZK der SED und des Ministerrats der DDR. In: Neues Deutschland. 29.5.1982, 9-10, 9.

¹⁴⁶ Hierzu siehe: Hoscislawski 1991, 355ff.

¹⁴⁷ Eine Übersicht über die Genese des Plattenbautraditionalismus und des Nikolaiviertels sowie der daraus erwachsenen Konflikte gibt Hain 2000, 341.

¹⁴⁸ Vgl. Schädlich 1982, 340ff. Die Bezüge sind jenseits der heiklen architekturphilosophischen Komponenten der Postmoderne jedoch offensichtlich. Zur direkten Rezeption etwa Ricardo Bofills durch die Protagonisten dieser ostdeutschen Variante des Plattenbautraditionalismus, siehe Hain 2000, 342.

¹⁴⁹ Zum Begriff der Individualisierung in der Architekturdiskussion der DDR, siehe: Ebd., 345f.

Nachbarschaft einpaßte, mit einem zweigeschossigen Gewerbesockel aus Ortbeton unterlagert war und darüber aus sechs Wohngeschossen bestand, die aus Platten der WBS 70 montiert und durch verglaste Loggien gegliedert wurden. (Abb. 32-33.) In seinen strukturellen Bezügen zum Bauen der zwanziger Jahre, etwa zu Tauts nahem „Haus der Buchdrucker“, versuchte dieser Bau gleich zwei Beweise zu führen: daß, erstens, die Limitationen des herkömmlichen Plattenbaus im Prinzip überwindbar waren, und daß, zweitens, ein Plattenbau auch ohne Rückgriffe auf Pilaster und Architrave historisch aufgeladen werden kann, nämlich mit der eigenen Vorgeschichte. Die sentimentale Orientierung an vormodernen Bauformen und die Rückversicherung in der klassischen Moderne als die beiden bestimmenden Umfangsmuster mit den Plattenbauten in der Neunziger Jahren waren ein Jahrzehnt zuvor in der Friedrichstraße bereits vorformuliert worden.

Man kann das eine als Versuch begreifen, den Plattenbau zu popularisieren, und das andere als Versuch, ihn vor sich selbst zu retten. Beide Versuche mußten mit dem Jahr 1989 als gescheitert angesehen werden.

Das Ende eines Landes und einer Bauweise

Auch die dekorative Aufladung der Platte mit vormoderner Semantik konnte nichts mehr daran ändern, daß die jahrzehntelange Alltagserfahrung des sozialistischen System mit seinen Gleichheitsversprechen und Gratifikationsdefiziten im Fugenraster des Plattenbaus zu einem ästhetischen Ausdruck und politischen Symbol von hoher Lesbarkeit geronnen war. Das geht nicht zuletzt auch aus den Schrebergärten und Kirchenbauten hervor, die sich als Gegenentwürfe an die Lebenswelt der Plattenbauten angelagert hatten. Der sogenannten „Datschenkultur“ kam dabei nach Werner Rietdorf die Funktion einer „komplementär existierenden Freizeitidylle“ zu.¹⁵⁰ Die kirchlichen Bauten, die seit den siebziger Jahren regelmäßig an den Rändern der Großsiedlungen entstanden, zeichneten sich in der Regel ostentativ durch jene freie, individuelle Entwurfssprache und die eher handwerklichen Bauweisen aus, die im Wohnungsbau nicht mehr möglich waren. (Abb. 34.) Gemeinsam mit den naturhaften Wucherungen der Datschen-Siedlungen rahmten sie die Plattenbaugebiete - die im Inneren durch das Raster und im Äußeren durch großräumige Quader, im ganzen also weitgehend durch Orthogonalität bestimmt waren - regelrecht widerständig ein. Diese ästhetischen

¹⁵⁰ Rietdorf 1997, 19.

Fluchtpunkte entsprachen dabei insofern auch den gesellschaftlichen, als die private Nische und das Dach vor allem der evangelischen Kirche seit den siebziger Jahren immer mehr zum letzten Refugium des Individuums und des Individuellen geworden waren.

Die politische Lesbarkeit der Platte ergab sich zudem daraus, daß sich die Agenda der DDR-Staatsführung in den von ihr gelenkten Wohnungsbau jeweils unmittelbar eingeschrieben hatte: das Aufbruchspathos der Fünfziger in die traditionalistisch dekorierten „schönen Städte“, die Ankunft im sozialistischen Alltag und das Primat des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in die minimalistischen, technoiden Baublöcken der Sechziger, die sozialpolitische Kraftanstrengung der Siebziger in die WBS-70-Großsiedlungen und die neuerliche Reklamation von Erbensprüchen auf die populäreren Teile der deutschen Vergangenheit in den Achtzigern schließlich in die postmodernistisch dekorierten Innenstadtplattenbauten. Die Politik und die Propaganda der DDR hatten sich, Jahrzehnt für Jahrzehnt, in ihren Wohnhäusern sedimentiert. Die Konnotation von staatlicher Allmacht ergab sich auch aus einer Wohnungsverteilung, die nicht von Marktkräften bestimmt war, sondern von politischen Parametern. Neubaugebiete dienten der Ansiedlung bestimmter Facharbeiter an Orten, wo sie gebraucht wurden. Die bevorzugte Zuweisung von Wohnungen für junge Familien stand auch im Interesse der Nachwuchsförderung des an Arbeitskräften armen Staates. Und das Privileg einer innenstadtnahen, an intakte urbane Gefüge angeschlossene Neubauwohnung kam, besonders in Berlin, vor allem politischen Funktionsträgern zu.¹⁵¹

Die im Interesse des industriellen Wohnungsbaus, aus Gründen des Mangels und mit politischen Absichten vernachlässigte Altbausubstanz wurden im Gegenzug zu einem Refugium dissidentischer Milieus und der Kampf um ihren Erhalt zu einem zentralen Kondensationskern der Bürgerbewegung.¹⁵² In welchem hohen Maß das Staatswesen der DDR ein Synonym in seinem Baubestand gefunden hatte, zeigte sich dementsprechend deutlich in der Revolution von 1989, in deren Zuge Wolfgang Junker, jahrzehntelang Bauminister der DDR, verhaftet wurde und kurz darauf Selbstmord beging, in deren Folge die Altbausanierung zur vordringlichen Aufgabe avancierte und der Plattenbau, nach kurzen und verzweifelten Debatten über die innere

¹⁵¹ Hannemann 2000 (1996), 136.

¹⁵² Zur Rolle der Bürgerbewegung in der Stadterneuerung der DDR erschien im April 1990 ein eigenes Sonderheft der Architekturzeitschrift „Archplus“. Vgl. hierzu auch Ladd 1999 und Wetzel 1996.

Reformierbarkeit des Systems, als wirtschaftlich defizitäres, sozial unverträgliches und politisch diskreditiertes Modell schließlich ganz entsorgt wurde.

In technischer Hinsicht hatten sich für die Funktionsüberlagerungen von Gewerbe- oder Gesellschaftseinrichtungen mit Wohnungen, für die kleinräumigen innerstädtischen Baugrundstücke und für die Lückenbebauungen bereits in der späten DDR Verfahren als effektiver erwiesen, die hinter den hohen Industrialisierungsgrad der Großplattentechnologie wieder zurückfielen.¹⁵³ Nach dem Wegfall der Zensur war die Fachzeitschrift „Architektur der DDR“ ab dem Jahresbeginn 1990 zu einem Forum geworden, in dem die Gesellschaft für Denkmalpflege feststellen konnte, „daß sich der Einsatz der Plattenbauweise in Stadtkernen nicht bewährt und zu erheblichen Verlusten geführt hat“.¹⁵⁴ In dem außerdem dem unter der Überschrift „Was wird aus der Plattenbauweise?“ eine weitestgehende Flexibilisierung der Vorfertigung und damit eine Wiederannäherung an westeuropäische Standards gefordert wurde.¹⁵⁵ Und in dem zugleich von einem Protagonisten der DDR-Architektur wie Günter Andres erklärt werden konnte, daß der Plattenbau schlechthin „volkswirtschaftlich unökonomisch und kulturfeindlich“ sei, „da er doppelten Transport- und Energieaufwand erfordert, da er den Standort und Genius loci vergewaltigt, da er internationale, regionale und städtische Kultur mißachtet, da er Inhumanität, Isolierung, Asozialität und Morbidität verursacht.“¹⁵⁶

Man kann dieses Engagement der DDR-Architekten, sich vom bisherigen Plattenbau zu emanzipieren, auch als den Versuch einer Berufsgruppe lesen, sich aus einer professionellen Anonymität zu befreien, die schon semantisch aus einem Bauwesen sprach, in dem „Planerkollektive“ nur noch „Wohnungsbauprodukte“ zu projektieren hatten und die Architekten in der Hierarchie unter den Bauingenieuren und Stadtplanern rangierten.¹⁵⁷

¹⁵³ Vgl. Hoscislawski 1991, 354ff. Für die Errichtung von Neubauten in der mittelalterlichen Altstadt von Quedlinburg wurde in den achtziger Jahren sogar eigens eine sog. Quedlinburger Monolithbauweise entwickelt.

¹⁵⁴ Helmut Caspar in: Architektur der DDR 1/1990, 3.

¹⁵⁵ Till Dorst in: Architektur der DDR 2/1990, 53f.; Vgl. hierzu mit noch weitergehenden städtebaulichen Überlegungen: Hunger 1990, 4ff.

¹⁵⁶ Günter Andres in: Architektur der DDR 2/1990, 4.

¹⁵⁷ Vgl. Hannemann 2000 (1996), 120, und Betker 1999, 11ff. Zum Berufsbild der Architekten in der DDR siehe auch: Barth, Topfstedt et al., 2000. Eine Übersicht über das Wettbewerbswesen in der DDR liefert die vom Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung in Erkner 1998 herausgegebene Dokumentation „Prämiert und ausgeschieden. Dokumentation eines IRS-Sammlungsbestandes zu Städtebaulichen Wettbewerben in der DDR“.

Das Ende der DDR bedeutete für Deutschland auch das Ende des Plattenbaus als Technologie. Was blieb, waren die Plattenbauten, die von den neuen Ländern und Ostberlin als Hypothek in die Bundesrepublik eingebracht wurden. Mit dem Jahr 1990 waren diese Bauten übergangslos von der Phase ihrer Produktion in den Zustand von bauhistorischen Hinterlassenschaften eines untergegangenen Staatswesens gewechselt, mit dem sie weitgehend identifiziert werden konnten – und von dessen Bewertung hing zwangsläufig auch der Umgang mit den Häusern ab.

2.2. 1990ff.: Die Stigmatisierung einer Bau- und Wohnform

Als 1990 die ehemalige DDR in Form der fünf neuen Länder und Ostberlins der Bundesrepublik beitrug und damit auch ihren Plattenbaubestand dem Urteil der westdeutschen Fach- und Massenmedien unterwarf, bestand das Ergebnis zunächst in einer weitergehenden Politisierung sowie in der Projektion westdeutscher Großsiedlungserfahrungen. „Aufgrund der Erfahrungen mit der Entwicklung des westdeutschen Großsiedlungsbestandes zu sozialen, städtebaulichen und baulich-technischen Problemgebieten wurde auch die Perspektive der ostdeutschen Großsiedlungen, deren Dimensionen in der alten Bundesrepublik bis dahin nur latent wahrgenommen worden war, ausschließlich unter negativen Vorzeichen diskutiert“, bemerkte Hannemann zum Schicksal der Platte nach 1990, „verstärkt wurde diese Tendenz durch den äußeren Eindruck, den die grauen, einheitlichen und reizlosen ‚Betonschlafstädte‘ bei ihren Begutachtern hinterlassen haben, eine Wahrnehmung, die durch die Art und Weise, wie die Massenmedien über diese Siedlungen berichten, verstärkt wird. Tageszeitungen und Fernsehsendungen berichteten gerade nach den Krawallen in Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda-Neustadt über die ‚Arbeiterschließfächer‘ als Zentren des Rechtsradikalismus oder zu Wahlzeiten als PDS-Hochburgen.“¹⁵⁸

Man kann diesen Prozeß, der einer später noch genauer darzustellenden latent ironischen Aneignung und ästhetischen Rehabilitierung unmittelbar vorausging, als Stigmatisierung beschreiben und ins Verhältnis setzen zu der zeitgleich verlaufenen Dämonisierung fast aller Teilbereiche der DDR und den anschließenden Rehabilitierungserscheinungen im Zuge der sogenannten Ostalgiewelle; die entsprechenden Kurzschlüsse zwischen Städtebaulichem und Gesellschaftspolitischem, zwischen Befund und Befindlichkeit, waren integrale Bestandteile dieser Debatten.

Die „Platte“ in der Presse

„Die Plattenbausiedlungen der alten DDR sind öde Ghettos“ befand etwa der Publizist Dieter E. Zimmer 1992 in der Wochenzeitung „Die Zeit“.¹⁵⁹ Knapp zwei Jahre nach der Wiedervereinigung beschrieb Zimmer damit die inzwischen verbreiteten

¹⁵⁸ Hannemann 2000 (1996), 150.

¹⁵⁹ Zimmer 1992

westdeutschen Wahrnehmungsmuster angesichts einer „der problematischsten Hinterlassenschaften der versunkenen DDR“; er kam zu dem Schluß: „Westdeutsche befällt beim Gedanken an diese Neubauwohngebiete Ostdeutschlands meist ein sozusagen polit-ästhetischer Schauer. Wie häßlich und wie kommunistisch, denken sie. Allenfalls meldet sich noch der Amateursozialpsychologe in ihnen: Das müssen ja Brutstätten der Gewalt sein, souffliert er.“¹⁶⁰ In diesem „polit-ästhetischen Reflex des Westmenschen“ stecke indes „ein Gutteil Hochmut“, wendet Zimmer selbst ein und plädiert für eine Art „ästhetische Eingewöhnung“ und eine Einordnung der DDR-Plattenbausiedlungen in den Kontext des internationalen Funktionalismus – „in diesem Sinne ist Leipzig-Grünau bloß eine Parodie auf Le Corbusiers ‚Charta von Athen‘“. Zimmer beschreibt die ablesbaren Bemühungen, sich der Uniformität zu entziehen, die versetzten Reihungen, die individuellen Balkon-Ausgestaltungen und die „Standardschnörkel“ an den Giebelwänden; er wendet sich gegen die inzwischen aufgetauchten Forderungen, die Plattenbausiedlungen „am besten abzureißen“ und schreibt: „45 Prozent der Bewohner leben gern dort. Wohin sollten sie auch ziehen? Abreißen ist deshalb keine Lösung. Sanieren und Urbanisieren muß die Devise lauten.“¹⁶¹ Damit ist Zimmers Artikel einer der wohlwollendsten und am ehesten um Versachlichung bemühten Texte, die zu diesem Thema in der unmittelbaren Nachwendezeit in einem westdeutschen Massenmedium erschienen sind. Zugleich zeigt sich aber hier bereits eine fatale rhetorische Tendenz, die bis heute den medialen Umgang mit der Plattenbauthematik prägt: Die vermeintlichen oder tatsächlichen Ressentiments, um deren Widerlegung oder Versachlichung es geht, werden regelmäßig zunächst erst einmal in plakative, einprägsame Worte gefaßt, assoziativ untermauert und dadurch letztlich fortgeschrieben, wenn nicht sogar verstärkt. Noch im Jahr 2002 wird im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ über dem Bild einer Stendaler Plattenbausiedlung die fettgedruckte Überschrift „Da hilft nur noch Dynamit“ stehen und wie eine schon aus dem Augenschein sich ergebende Schlußfolgerung wirken, auch wenn sich dieser Satz im Text dann als Zitat des Geschäftsführers einer Wohnungsbaugesellschaft erweist, der seine Wohnungen aufgrund der anhaltenden Abwanderung nicht mehr wirtschaftlich verwalten kann.¹⁶² Auch da, wo es eher um wirtschaftliche als um ästhetische oder politische Fragen geht, und sogar bei den Anwälten einer unideologischen, pragmatischen Problemlösung

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Alle Zitate: Ebd.

schieben sich fast immer polemische Sarkasmen wie Abstandshalter zwischen die Schreibenden und ihren Gegenstand. Der Sprache, in der seit der Wiedervereinigung über die Plattenbauten gesprochen und geschrieben wird, haftet deshalb auch im wohlwollendsten Fall oft ein pateranalistischer Zug an.

Typischer noch für die Jahre nach 1990 ist aber die unverholene Polemik gegen die „bedrückende Monotonie“, „Uniformität“ und „Menschenfeindlichkeit“ des sozialistischen Städtebaus im Allgemeinen und der „Plattenbaughettos“, „-wüsten“ oder „-silos“ im Speziellen. „Hand aufs Herz: Sollten in den Plattenbauten nicht besser Transformatoren wohnen als Menschen?“, wird etwa Kurt Borges, unter dessen Leitung 1951 in Dresden der erste Plattenbau der DDR für Industriezwecke errichtet wurde, 1993 vom Magazin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung gefragt – eine Frage, die weniger auf Erkenntnis als auf die Vermittlung einer vorgefertigten (um nicht zu sagen: stereotypen) Meinung aus ist.¹⁶³

Die „Platte“ als Instrument der DDR- und Moderne-Kritik

Wenn allerdings auch Michael Mönninger, der damals als Kritiker der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ zu den einflußreichsten Architekturpublizisten der Bundesrepublik gehörte, 1991 im Einleitungssessay zu der Ausstellung „Berlin morgen“ feststellte, die „Monokultur der Fertigteilbauweise“ habe in Ostberlin „gesichtslose Wohnkästen mit winzigen Fenstern geschaffen, in denen mehr als eine halbe Million leben müssen“, dann kommt darin nicht nur eine populäre Gefängnis-Metaphorik zum Ausdruck, die die DDR auch ihren sozialpolitischen Bauanstrengungen mit Zwang und Repression assoziiert.¹⁶⁴ Im Zusammenhang mit den ehrgeizigen Metropolenplänen, von denen diese Ausstellung und dieser Katalog Zeugnis ablegten, belegt das auch, wie wenig Zukunftsfähigkeit den Plattenbauten ein knappes Jahr nach der Wiedervereinigung noch zugestanden wurde - und wie sehr diese bereits als Problem und Ärgernis wahrgenommen wurden, jedenfalls im Hinblick auf die weitere Ausgestaltung Berlins.

¹⁶² Koelbl 2000, 88f.

¹⁶³ Das am 3.12.1993 im Magazin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte Interview trägt den Titel „Warum sind Plattenbauten nichts für Menschen, Herr Borges?“ Daß Plattenbauten nichts für Menschen seien, war dabei allerdings keine Behauptung von Borges, sondern eine Unterstellung des Interviewers.

¹⁶⁴ Mönninger 1991, 17.

Kondensationspunkt aller Polemiken war zunächst vor allem Ostberlin, wo die Neubauten der DDR-Zeit nicht nur die Hälfte des Wohnraums stellten, sondern auch weite Teile des Zentrums prägten, das mit der Vereinigung wieder zur Gesamtberliner Mitte und damit zu einem neuralgischen Punkt von hohem Symbolwert geworden war. Zudem traten die offenen Strukturen der industriellen Bauens der DDR-Moderne hier in ein besonders konfliktives Verhältnis zu einem im Westen inzwischen paradigmatischen Stadtverständnis, das in hohem Maße vom Leitbild der kompakten, „europäischen“ Stadt bestimmt war.¹⁶⁵ Friedrich Dieckmann schrieb im Berliner Architekturjahrbuch 1992 von einem Städtebau, der „in jene gigantische Destruktivität ausartete, die der unmittelbare Ausdruck monopolsozialistischer Hybris war“, und weitete die zu diesem Zeitpunkt noch vor allem ästhetisch und politisch motivierten Abrißforderungen auf den Berliner Fernsehturm aus.¹⁶⁶ Auch Dieter Hoffmann-Axthelm fand hier „nichts, was so bleiben könnte.“¹⁶⁷ Daß „die neue Zeit“ vor allem „in der wiedervereinigten Hauptstadt (...) mit dumpfer Bilderstürmerei“ begann, wie Manfred Sack diese martialischen Diskurse am Ende des Jahrzehnts in der „Zeit“ rekapitulierte, lag zum einen wohl schon daran, daß die DDR-Moderne dem Westen schon rein räumlich am deutlichsten vor Augen stand, und zum anderen hielt sie die, aus westlicher Sicht, wiedergewonnene historische und symbolisch bedeutsame Mitte der alten deutschen Hauptstadt besetzt.¹⁶⁸

Von diesen Verdikten ausdrücklich nicht ausgenommen waren auch die Bemühungen der späten DDR, den Plattenbau innenstadtverträglich zu rekontextualisieren, etwa mit Messelschen Hofbildungen und postmodernen Fassadengliederungen wie bei den ab 1987 errichteten „Sonderplatten“ in den Ministergärten. Im Gegenteil. Wolfgang Schäche sah 1992 gerade hierin „ein städtebauliches Desaster erster Ordnung. Phantasielos aneinandergereiht mäandern die banalen Serienprodukte des ‚sozialistischen Wohnungsbaues‘ entlang der derzeitigen Otto-Grotewohl-Straße“.¹⁶⁹

Die „Postmodernisierung der Großtafel“ konnte das negative Echo auf die Platte nicht nur nicht abwenden – sie galt westlichen Analytikern sogar als ein absoluter Tiefpunkt in der Baugeschichte der DDR: „So zeichnet sich an der benutzten Bilderwelt die Lebenskurve des Regimes ab: Während Henselmann noch über die Stadtkrone das

¹⁶⁵ Für eine anthologische Übersicht über die Karriere und die Probleme des Leitbildes der „europäischen Stadt“ seit den achtziger Jahren im deutschen Städtebaudiskurs, siehe: Siebel 2004.

¹⁶⁶ Dieckmann 1992, 27 und 31.

¹⁶⁷ Hoffmann-Axthelm 1995, 42.

¹⁶⁸ Sack 1999, 56.

Ideal zur Erscheinung bringen wollte, sind Nikolaiviertel und Friedrichstraße der verklemmte Versuch, durch die Absurditäten der eigenen Bauproduktion hindurch den Protz des gemeinsten Wilhelminismus zu reproduzieren. Tiefer hinab konnte es nicht mehr gehen.“¹⁷⁰ Dieses Urteil stammt von dem Westberliner Theologen und Städtebautheoretiker Dieter Hoffmann-Axthelm. Dessen explizit aus dem Unmut über den Verlust der Mitte, und zwar der Mitte des alten Berlin, gespeisten Einlassungen sind nicht nur die vielleicht wortgewaltigsten und grundsätzlichen Abrechnungen mit der Architektur und dem Städtebau der DDR, seine Polemiken und Schlußfolgerungen sind für den weiteren Umgang mit der DDR-Moderne auch insofern von zentraler Bedeutung, als sie durch das von ihm erarbeitete „Planwerk Innenstadt“ zur gesetzlichen Planungsgrundlage für Berlin und darüber hinaus zur dankbarsten Reibungsfläche des städtebaulichen Diskurses der späten neunziger Jahre wurden.¹⁷¹ Zu dieser Reibungsfunktion dürfte die apodiktische Note seiner Sätze zumindest beigetragen haben: „Die Platte“ zum Beispiel definierte Hoffmann-Axthelm rückblickend als „das angemessene Instrument jener gesellschaftlichen Sprachlosigkeit, die die Stadt wieder aufgebaut hat.“¹⁷² Was auf dem Boden der DDR fehle, sei „kurz gesagt: Baukultur“, worunter vor allem „ästhetische Subjektivität“ zu verstehen sei: „Es gibt keine subjektiven Entscheidungen, keine Deutlichkeit, für die eine Person mit ihrer ganzen Anstrengung eintritt. Es ist Apparatchitektur, wo keine Person Verantwortung übernommen hat. Es regiert nicht nur die Produktionsstraße, sondern auch die Angst, oder das Verbot, sich als Subjekt greifbar zu machen.“¹⁷³ Diese Einschätzung überträgt einen für die meisten gesellschaftlichen Bereiche der DDR erhobenen Befund auf die Architektur, bzw. liest ihn aus dieser erneut heraus. Hoffmann-Axthelms Diktum, daß es die DDR-Bauorganisation fertiggebracht habe, „eine (!) Beruf einzusparen, den des Architekten“, an dessen Stelle der „voll vergesellschaftete Entwerfer“ getreten sei, dem „alles Subjektive“ fehle.¹⁷⁴ Das

¹⁶⁹ Schäche 1992, 67.

¹⁷⁰ Hoffmann-Axthelm 1989a, 68, und ders. 1995, 39.

¹⁷¹ Hoffmann-Axthelms Text „Rückblick auf die DDR“ ist in zwei Varianten erschienen: zuerst im Oktober 1989 in der Zeitschrift „Archplus“ (Hoffmann-Axthelm 1989a), bezeichnenderweise aufgemacht mit einem Bild von Neuferts Wohnungsbaumaschine; eine zweite, überarbeitete Version erschien 1995 unter dem Titel „Rückblick auf Berlin-DDR“ (Hoffmann-Axthelm 1995). Die von Hoffmann-Axthelm im Vorsatz selbst eingeräumte Befürchtung, als „Feldzug eines Westlers in das östliche Territorium“ mißverstanden zu werden, dürfte sich erfüllt haben..... Zum „Planwerk Innenstadt“: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 1999; eine kritische Analyse seiner Auswirkungen und seiner diskursiven Sprengkräfte bei: Lenhart 2001.

¹⁷² Hoffmann-Axthelm 1989a, 66.

¹⁷³ Ebd., 66 und 68.

¹⁷⁴ Ebd., 68.

pointiert einen Topos, der in den Kollektivierungsappellen des industriellen Bauens und in den daraus folgenden Verlustängsten der Architekten bereits angelegt war. Für eine differenziertere Analyse einzelner Architektenleistungen und Gestaltungsspielräume, wie sie später u.a. Barth und Topfstedt herauszuarbeiten versuchten, war zu diesem Zeitpunkt und bei diesem verallgemeinernden Zugriff bestenfalls am Rande Platz.¹⁷⁵ Dieser Subjektivitätsverlust erscheint bei Hoffmann-Axthelm als ebenso tragische wie zwangsläufige Folge einer „subjektiven Seite“ der Typisierung: „den Wunsch, als Architekt Konstrukteur der neuen Gesellschaft zu sein. (...) Aus der schwärmerischen Ernennung zum Weltverbesserer folgte wiederum (...) die a(s)ketische Tendenz zum Arbeiten im Kollektiv, zum Verschwinden hinter der Aufgabe, zur Existenz als Rädchen im Apparat.“¹⁷⁶ Es handelt sich hier um zeittypische Kommunismuskritik angewandt auf das Bauwesen, und schließlich auch auf das Bauen selbst. Hoffmann-Axthelm bestätigt den von den deutschen Funktionalisten seit den zwanziger Jahren unterstellten Zusammenhang von „Platte und Planwirtschaft“ und interpretiert den sozialistischen Plattenbau vom Instrument der Entstalinisierung zum Ausdruck des Stalinismus um, eine Wortwahl, die sich in den frühen neunziger Jahren als Instrument zur endgültigen Diskreditierung der ohnehin legitimationskrisengeschüttelten Linken bewährt hatte: „Die DDR-Linie ist nun zweifellos die einer ungebrochenen stalinistischen Kontinuität, weil hier mit aller wünschenswerten Reinheit politische Entmündigung, staatliche Monopolwirtschaft, ideologischer Dogmatismus und zunehmende Verschränkung von Mängelverwaltung und technischer Rückständigkeit den Zusammenhang von Planwirtschaft und Platte unausweichlich machten. Von Hoyerswerda (1957ff.) über die WBS 70 bis zum jüngsten Plattenbarock geht da auch eine klare Entwicklungslinie.“¹⁷⁷ Daß auch Frankreich ein Zentrum des Plattenbaus war (der es mit den Bauten Ricardo Boffils Ende der achtziger Jahre noch einmal zu internationalem Aufsehen gebracht hatte), dabei allerdings nicht stalinistisch, sondern allenfalls zentralistisch regiert wurde, das kommentierte Hoffmann-Axthelm mit der Folgerung: „Offenbar braucht die industrielle Vorfertigung großen Stils wenn nicht den Stalinismus, so doch zumindest

¹⁷⁵ Vgl. Barth, Topfstedt 2000; einige Einzelbetrachtungen mit zum Teil als positiv bewerteten Beispielen (etwa Heinz Mehlers Stadtbibliothek) bei Hoffmann-Axthelm 1995, 40ff.

¹⁷⁶ Hoffmann-Axthelm 1995, 30. Hoffmann-Axthelm diagnostiziert dieses „Bedürfnis nach Selbstaufgabe“ auch anhand ähnlicher oder sogar noch weitergehender Tendenzen zur Vergesellschaftung und zur Kollektivierung von Architekturaufgaben im Zuge von 1968 im Westen, wo die kapitalistische Baupraxis derartige Theorien allerdings kaum zur Verwirklichung kommen ließ. (Ebd.)

¹⁷⁷ Hoffmann-Axthelm 1995, 32.

eine autoritäre Führungs- bzw. Verwaltungsideologie, um auf längere Sicht gedeihen zu können.“¹⁷⁸ Es ist eine Auflistung genau jener Konnotationen (staatliche Initiative, Bodenfrage, Effizienz aus Massenhaftigkeit), die der industrielle Wohnungsbau von seinen Anfängen an auf sich gezogen hat, nur diesmal gegen ihn gewendet.

Entsprechendes gilt für den Konnex aus Funktionalismus und Sozialismus: Was die DDR-Propaganda seit den sechziger Jahren nur behauptet hatte, wird von der westdeutschen Architekturtheorie ab Beginn der neunziger Jahre bestätigt: daß nämlich das eine erst auf dem Boden des anderen in vollem Umfang gedeihen konnte. Der Bonner Stadtplaner und Theoretiker Thomas Sieverts schrieb 1995 in einem Artikel für die Tageszeitung „Frankfurter Rundschau“: „Im Westen blieb die Umformung der alten Stadt im Geiste der Moderne eine Zeitströmung unter anderen, im Osten wurde sie „mit Gewalt“ als allgemein geltendes Prinzip durchgeführt: Die Plattensiedlungen der neuen Bundesländer sind gewissermaßen ein umfassend realisierter Traum der Moderne, der heute zum Alptraum geworden ist. Die osteuropäischen Staaten konnten das realisieren, wovon viele im Westen – Gott-sei-Dank – nur träumen konnten: So gesehen, halten uns die Großplattensiedlungen z.B. der alten DDR einen Spiegel vor, in dem wir die Fratze der auch bei uns als verallgemeinerbar gedachten Strukturen des Städtebaus, mit Schrecken erkennen können. Diese gemeinsame geistige Grundhaltung legt uns eine besondere Verantwortung im Umgang nicht nur mit unseren westeuropäischen Großsiedlungen, sondern auch mit denen Osteuropas auf: Beide sind späte Kinder der Aufklärung!“¹⁷⁹

In Texten wie diesem scheint es, als habe das angesammelte Unbehagen an der „Unwirtlichkeit“ der neuen Städte und die Kritik am Funktionalismus auf dem Boden der ehemaligen DDR ein noch größeres Ventil gefunden als zuvor in der Bundesrepublik. Die „Diktatur der Philanthropen“, als deren Zeugnis die funktionalistischen Großsiedlungen jetzt üblicherweise interpretiert wurden, war dort, wo das „Diktatur des Proletariats“ Ziel und Grundlage staatlichen Handelns war, quantitativ und qualitativ umso deutlicher ablesbar.¹⁸⁰ Zugleich wird damit der ungeheure Maßstabsprung erklärt, der sich unweigerlich dann einstellt, wenn die

¹⁷⁸ Ebd., 33, Ders. 1989a, 70.

¹⁷⁹ Thomas Sieverts: Der Traum der Moderne, der zu einem Alptraum geworden ist. Die „Neue Stadt“, die großen Würfe der Architekten und Stadtplaner und die Plattensiedlungen im Osten. In: Frankfurter Rundschau vom 6.5.1995.

¹⁸⁰ Sieverts verwendet diese Formulierung, die in diesem Sinne ein Jahr später auch der Titel eines Buches von Gerd de Bruyn sein wird, im Zusammenhang mit der ideengeschichtlichen Tradition der Großsiedlungen aus den Konzeptionen der Utopisten von Campanella bis Garnier. Vgl. Ebd.

ostdeutschen Großsiedlungen als wesensverwandt mit den westdeutschen (und Westberliner) Großsiedlungen verglichen werden. Diese waren für gewöhnlich die Folie des Bekannten, durch die die östlichen Gegenstücke nicht nur gesehen sondern schnell auch hinsichtlich ihrer Problemlagen und der Lösungsmöglichkeiten bewertet wurden. Hoffmann-Axthelm endete mit der relativierenden Pointe, daß „das städtebauliche Desaster Marzahn (...) mit Sicherheit keine Lösung, sondern eine Aufgabe“ sei: „Aber das kann man ja von Gropiusstadt und Märkischen Viertel ebenfalls sagen.“¹⁸¹

Die Projektion westdeutscher Großsiedlungserfahrungen

Zu den Erfahrungen, die die Großsiedlungsthematik in der alten Bundesrepublik hinterlassen hatte, gehörte neben der Kritik, die sich ab den späten Sechzigern von konservativer wie auch von linker Seite (vor allem am Märkischen Viertel in Westberlin) entzündet hatte, neben bauwirtschaftlichen Skandalen wie den um die „neue heimat“ und neben spektakulären Abrissen wie in der „Meta-Stadt“ Wulfen auch die, daß durch „Nachbesserungen“ und eine, wie Sieverts meinte, für jede Generation typische „Uminterpretation“ prinzipiell Rehabilitierungen möglich sind.¹⁸² Diese, eher praktischen, Aspekte der westdeutschen Großsiedlungserfahrungen sollen weiter unten noch Berücksichtigung finden. Unmittelbareren Einfluß auf Image und Prestige der ostdeutschen Plattenbausiedlungen hatten zunächst eher die im Westen eintrainierten soziologischen Verknüpfungen von Großsiedlungen mit sozialer Depravation, Arbeitslosigkeit, hohem Ausländeranteil und Jugendgewalt. Nur vor diesem Hintergrund ist etwa der Alarmismus zu verstehen, mit dem Michael Mönninger 1991 von einer „Verslumung“ des Ostberliner Plattenbaubestands ausging: „In den Wohnsilos von Marzahn, Hellersdorf und Hohenschönhausen werden sich nicht nur verstärkt Immigranten aus Osteuropa niederlassen, sondern auch Bewohner Westberlins, die dem Verdrängungsdruck in den prosperierenden Vierteln nicht standhalten können.“¹⁸³

So ungünstig und verbreitet derartige Sozialprognosen waren, so wenig hatten sie zunächst mit den Verhältnissen in den Siedlungen zu tun, an die sie herangetragen

¹⁸¹ Hoffmann-Axthelm 1995, 44.

¹⁸² Sieverts 1995. Zu den Großsiedlungen der Bundesrepublik grundlegend: Olaf Gibbins 1988; zur Geschichte und Rehabilitation des Märkischen Viertels, siehe u.a.: Jacob und Schäche 2004, zur Gropiusstadt: Federbusch 1997.

wurden, denn gerade die genannten Ostberliner Großsiedlungen weisen bis heute stabilere Sozialwerte auf als große Teile des Westberliner Altbaubestandes; es waren Deduktionen aus westdeutschen Erfahrungen, die im Osten allenfalls im Sinne einer *self fulfilling prophecy* wirksam wurden. Der negativen Wahrnehmung durch die Außenwelt entsprach, wie Hannemann feststellte, anfangs noch keine „analoge Binnenwahrnehmung“, denn der vergleichsweise hohe Status der Plattenbaugebiete war in der Selbsteinschätzung der Bewohner auch nach der Wiedervereinigung noch ungebrochen.¹⁸⁴ Die soziologisch erhobenen Zufriedenheitsquoten, das „Wohnbewußtsein“ dürfte sich aus dem für die DDR vergleichsweise hohen Ausstattungsstandard der Wohnungen erklären: Die „ideologische Aufladung der Neubaugebiete und des ‚Vollkomfortstandards‘, den die Neubauwohnungen tatsächlich boten, führte zu einer kulturellen Überbewertung des Wohnens in der Neubauwohnung im Neubauwohngebiet und bewirkte bei seinen Bewohnern die Entstehung eines spezifischen Wohnbewußtseins, das sich mit den Begriffen Fortschrittlichkeit, hoher Wohnstandard, gesellschaftskonforme Wohnform charakterisieren läßt.“¹⁸⁵ Dieses Bewußtsein, sozial privilegiert zu sein, wurde offenbar durch die mediale Entwertung des Sozialprestiges dieser Siedlungen massiv unterminiert, was dazu führte, daß Akademiker und gutverdienende junge Haushalte tatsächlich abzuwandern begannen; insofern war die massenhafte Flucht ins zudem stark propagierte und staatlich subventionierte Eigenheim auch eine Flucht vor dem dramatisch verschlechterten Sozialstatus der Wohnform Plattenbau.¹⁸⁶ „Das ‚Selbstbewußtsein‘ vieler Ostberliner ist ‚schwer angeschlagen‘ – nicht zuletzt durch das von den Medien systematisch überzeichnete Graubild vom Leben im Ostteil der Stadt“, konstatierte 1992 der Weimarer Stadtsoziologe Bernd Hunger, der die Thematik der Großsiedlungssanierung zugleich in den weiteren Zusammenhang ostdeutscher Fremdbestimmungsgefühle stellte: „Der Import Westberliner Sachverstandes für die Stadterneuerung – nach gründlicher Entwertung des Erfahrungswissens der Ostberliner Fachleute – bringt zwar neues Wissen und neue Verfahrenkenntnisse ein, hat aber auch eine nachteilige Kehrseite. Gerade Stadterneuerungskonzepte setzen genaue Ortskenntnis und Sensibilität für die besonderen Verhältnisse jedes Stadtteils voraus. Dazu sind lokale

¹⁸³ Mönninger 1991, 16.

¹⁸⁴ Hannemann 2000 (1996), 146.

¹⁸⁵ Ebd., 154.

¹⁸⁶ Vgl. ebd., 146, ausführlicher bei Haller 2002, 44ff.

Fachleute gefragt, die häufig von den rasch erstellten Routinekonzepten und besseren Verfahrenskennnissen der Westberliner Planungsbüros verdrängt werden.“¹⁸⁷

Der Plattenbau als ostdeutsches Mentalitätsghetto

Daß gerade die Plattenbausiedlungen Ostdeutschlands schon früh auf dem Weg waren, auch zu Problemgebieten bei der sogenannten Ausgestaltung der inneren Einheit Deutschlands zu werden, wird von Hannemann ebenfalls mit solchen Traumatisierungserfahrungen erklärt: „Nach der Wende mußte dieselbe (d.h. sich zuvor als privilegiert empfindende, P.R.) Bevölkerung einen dramatischen Verfall der Bewertung ihrer Wohngebiete ertragen, die bis heute zu großen Problemen bei der Identifikation mit der neuen Gesellschaftsordnung führt, was z. B. in Wahlergebnissen ablesbar wird.“¹⁸⁸

Genau diese Kausalität stellte sich in der medialen Spiegelung der ostdeutschen Plattenbaugebiete seit den frühen neunziger Jahren oft genug aber auch umgekehrt dar: Denn im selben Maße, wie sie zum Projektionsfeld westdeutscher Großsiedlungserfahrungen wurden, wurden sie in der Außenwahrnehmung gleichzeitig auch zum eigentlichen Refugium der sogenannten ostdeutschen Mentalität, zur Kulisse einer gebeutelten, depravierten und verunsicherten Nachwendegesellschaft. Es war unter anderem die Beobachtung des Soziologen Wolfgang Engler, daß eine verbindende ostdeutsche Identität wenn überhaupt erst im Zuge und im Gegenlicht der Vereinigung greifbar wurde. Und wenn es einen Ort gab, einen räumlichen und architektonischen Rahmen, in dem sich dieses Bild des Ostdeutschen breitenwirksam konstituierte, dann war das allem Augenschein nach der Plattenbau: In Filmen wie „Good Bye, Lenin“, „Berlin is in Germany“ oder „Halbe Treppe“, um nur die erfolgreichsten zu nennen, ist der Plattenbau der natürliche Lebensraum der ostdeutschen Protagonisten. Auch in Fernsehfilmen scheinen seit den neunziger Jahren jegliche Altbauten oder Eigenheime Westdeutschen oder sozialen Aufsteigern vorbehalten zu sein, als Gegenwelten gewissermaßen. Der Ostdeutsche, der im Kino und Fernsehen der DDR seine Alltagskämpfe noch überwiegend im Altbau zu bestehen hatte, ist gewissermaßen erst durch die Medien der Bundesrepublik endgültig in seiner Plattenbauwohnung untergekommen.

¹⁸⁷ Hunger 1992, 68f.

¹⁸⁸ Hannemann 2000 (1996), 155.

Geradezu ikonisch wird die Assoziation dieser Bau- und Wohnform mit prekären Tendenzen in der ostdeutschen Nachwendegesellschaft, wenn im Fernsehen oder in Printmedien über Massenarbeitslosigkeit in den neuen Ländern, über PDS-Hochburgen und/oder über Rechtsradikalismus berichtet wird und alle diese Themen sinnfällig mit scheinbar dem immergleichen Bild einer Plattenbausiedlung illustriert werden, die, das ihr innewohnende Verallgemeinerungspotential ausspielend, von Suhl über Berlin bis Rostock überall stehen könnte. Die dem Osten oft attestierten Demokratiedefizite und die Tendenz zu den politischen Rändern als Symptom sozialer Krisen werden durch dieses Bild einerseits eingefangen und gleichzeitig auch unverhältnismäßig und folgenreich überhöht: „Noch immer gilt Marzahn als Hort von Rechtsextremismus, als Stätte sozialen Zerfalls und als Hochburg der PDS (tatsächlich erreichte die PDS bei der Abgeordnetenhauswahl 2001 hier 54,1 Prozent der Stimmen)“, notierte noch Ende 2002 ein Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung: Lokalpolitiker und Wohnungsvermieter könnten noch so häufig darauf hinweisen, „daß die Marzahner überdurchschnittlich gebildet sind und die Ausgaben für Sozialhilfe weit unter dem Berliner Durchschnitt liegen; sie können sich noch so viel Mühe geben, aufwendige Lichtinstallationen zu organisieren und Künstler für spektakuläre Events in leer stehenden Gebäuden zu gewinnen – an der Außenwirkung ändert sich dadurch so gut wie nichts.“¹⁸⁹

Es waren auch Kinofilme wie Esther Gronenborns „alaska.de“ von 2000, die im Falle Berlin-Marzahns zu diesem Bild beigetragen haben. „Konsequent hat die junge Regisseurin die tristesten Gebäude ausgewählt und vorhandene Grünflächen ausgeblendet“, schrieb der Rezensent der Berliner Zeitung; er lobte, daß die aus Oldenburg stammende Regisseurin den Osten nicht „als Experimentierfeld projektionsgeladener Jungfilmer“ benutzt habe und zumindest nicht vollends in die „Klischeefalle“ getappt sei: „Das große Thema Neonazis bleibt außen vor. Gronenborn schildert vielmehr eine Situation VOR der Neonazi-Karriere.“¹⁹⁰

Für die Notion des Rechtsradikalismus dürften die Pogrome von Hoyerswerda und Rostock maßgeblich gewesen sein. In beiden Fällen gingen Bilder von ausländerfeindlichen Horden und applaudierenden Anwohnern vor brennenden Plattenbauten um die Welt. Die Krawalle, die Hoyerswerda im September 1991

¹⁸⁹ Christian Hunziker: Schatten über dem Geburtstag von Marzahn. Das größte deutsche Plattenbaugebiet wird 25 Jahre alt. In: Neue Zürcher Zeitung vom 13.12.2002.

¹⁹⁰ Philipp Bühler: Die Platte ist ein Seelenzustand. Jugend – kurz vor dem Neonazismus: „alaska.de“ von Esther Gronenborn. Berliner Zeitung vom 24.1.2001.

stigmatisiert haben, begannen vor einem als „Polenwand“ bekannten Wohnheim für Vertragsarbeiter in der Albert-Schweizer-Straße und verlagerten sich später zu einem Asylbewerberheim in der Thomas-Müntzer-Straße – vom südlichen zum nördlichen Rand der ersten durchgängig industriell errichteten Neubaustadt der DDR. Im August 1992 war es in Rostock das wegen seiner Fassadenornamente sogenannte Sonnenblumenhaus, damals als Zentrale Aufnahmestelle für Asylbewerber genutzt, das zum Inbild einer neuen deutschen Ausländerfeindlichkeit unter Anteilnahme der Nachbarschaft wurde. Das sagt freilich noch nichts über die Gemütslage der Bewohner von Altbauquartieren, in denen nur einfach keine Ausländerwohnheime standen.

Daß große Neubaugebiete grundsätzlich ein günstigerer Nährboden für rechte Gewalt und politischen Extremismus seien als Altbauviertel, läßt sich aus solchen Ereignissen nur bedingt ableiten. Der Zusammenhang von Rechtsradikalismus und Wohnungsfrage war dagegen vielmehr eine Position westdeutscher Städtebautheoretiker, die, unmittelbar vor dem Mauerfall, im Eindruck des Einzugs der rechtsextremen Republikaner ins Berliner Abgeordnetenhaus aufgekommen war und den Sozialen Wohnungsbau wieder auf die Tagesordnung gesetzt hatte.¹⁹¹ Es war wiederum Dieter Hoffmann-Axthelm, der daraufhin, gewissermaßen als angewandte Funktionalismuskritik, diesen „Republikanerschock“ mit der rot-grünen Berliner Baupolitik kurzschloß und die Trabantenstädte auch städtebaulich für die Spitzenwerte verantwortlich machte, die die Republikaner gerade in ihnen erzielen konnten: Die dort aufgewachsenen Jugendlichen, schrieb er, litten „in erster Linie unter einem kulturellen Defizit: In erfahrungsarmer Alltagswelt aufgewachsen, wo Arbeit, Politik und öffentliche Kultur nicht vorkommen und durch Sozialmaßnahmen ersetzt sind, wo folglich jeder sich selbst der Nächste ist und alle Energien, privatisiert, in Wohnungsausstattung und Autopflege gehen, haben sie den Kontakt zur Stadt und ihrem sozialen und politischen Leben, ihren Vieldeutigkeiten und ständigen kulturellen Zumutungen, verloren. Ausdruck dieses Kontaktverlustes ist die Ausländerfeindlichkeit...“¹⁹² In den sozial nicht weniger prekären Verhältnissen Berlin-Kreuzbergs hatten die Republikaner dagegen kaum Stimmen gewinnen können. „Wenn man eine positive Wirkung der Altbaublöcke unterstellen will, geht sie auf das Konto der städtebaulichen Formen“, folgerte Hoffmann-Axthelm.¹⁹³ Diese Altbaustruktur sei hochdifferenziert und zur Austragung kultureller Konflikte besser

¹⁹¹ Vgl. Kraft 1989, 22.

¹⁹² Hoffmann-Axthelm 1989, 41.

geeignet, wohingegen „homogene Wohnformen“ Reservate bildeten, „wo kulturelle Zumutungen ausgegrenzt und soziale Bedrohungen mit Projektionen nach außen beantwortet werden können. Die Erfahrungsarmut und die Undifferenziertheit der Bauform selber, kurz gesagt: die in diesen Siedlungsarchitekturen enthaltene Stadtfeindschaft, fördern Sozialitätsverlust und damit Radikalisierung nach rechts und Ausländerfeindlichkeit.“¹⁹⁴

Diese Übertragung der Einsichten aus Pruitt-Igoe auf deutsche Verhältnisse sollte sich als höchst kompatibel für die ostdeutschen Großsiedlungen erweisen, unter deren Eindruck die westdeutschen in der öffentlichen Wahrnehmung schlagartig ihre Brisanz und in der politischen Sorge ihre Priorität verloren. Wann immer im Hinblick auf die Plattenbausiedlungen des Ostens von der Homogenität, der Monotonie und der Uniformität die Rede war, die es aufzubrechen gelte, und von der Heterogenität, Vielfalt, Widersprüchlichkeit und „Buntheit“, die dabei das Ziel sei, schien nie nur von den Häusern die Rede zu sein, sondern implizit immer auch von den Menschen, die darin leben. Insofern galten die Plattenbausiedlungen nicht nur als städtebauliche, sondern auch als gesellschaftspolitische Problemgebiete, noch bevor sie auch zu wohnungswirtschaftlichen wurden.

¹⁹³ Ebd., 42.

¹⁹⁴ Ebd.

2.3. Plattenbauten als Problemgebiete der Wohnungswirtschaft und Gegenstand staatlich geförderter Aufwertungsmaßnahmen

Aus dem Umfeld der mit Plattenbauten befaßten Städtebauforschung erging der Vorschlag angesichts der Weiterentwicklung der ostdeutschen Großsiedlungen zwischen 1990 und 2002 fünf Phasen zu unterscheiden, anhand derer hier die Entwicklung resümiert werden soll.¹⁹⁵

Die erste Phase, 1990 bis 1991

Diese erste Phase war demnach die einer ersten „Positionsbestimmung“ mit dem Ziel der „Sicherung des Wohnungsbestandes.“ In dieser ersten Phase nach dem Ende der Wohnungsbaupolitik der DDR wurden neben den desolaten Innenstädten auch die Großsiedlungen als ein Problemfeld erkannt, in dem Handlungsbedarf besteht. In dieser stark von Polemik geprägten Phase dominierten nach Werner Rietdorf zwei ebenso grund- wie gegensätzliche Positionen: Erstens, Plattenbauten seien derart unzumutbar schlechte Architektur, daß sie sich nicht auf dem Markt behaupten können und am besten abgerissen werden sollten; zweitens, Plattenbauten seien besser als ihr Ruf, die Siedlungen bräuchten im Grunde nur, wie die Erfahrung mit den westdeutschen Großsiedlungen gelehrt hat, Nachbesserungen.¹⁹⁶ Eine vom Bundesbauministerium Ende 1990 vorgelegte erste Bestandsaufnahme kam zu dem Ergebnis, daß es sich bei den Plattenbausiedlungen der DDR auch weiterhin um dringend benötigten Wohnraum handele, der genauso wie die Revitalisierung der Altstadtkerne zu den zentralen Objekte der Stadterneuerung in Ostdeutschland gehören müsse.¹⁹⁷ In dieser Phase erfolgte auch die Übernahme bundesdeutscher Verwaltungs-

¹⁹⁵ Der Strukturwandel in den neuen Bundesländern und seine Auswirkungen auf Stadtentwicklung und Wohnungswirtschaft, mitunter wird sogar von einem regelrechten Strukturbruch gesprochen, sind von der Forschung hinreichend untersucht und dargestellt worden. Das gleiche gilt für die Interventionen der öffentlichen Hand auf dem Sektor der ostdeutschen Großsiedlungen. Die Literatur ist dabei weniger von architekturhistorischen als von architektursoziologischen, politologischen und geographischen Ansätzen geleitet (Z.B.: Rietdorf 1997, Haller 2002, Keim 2001, Liebmann 2004, Hannemann, Kabisch, Weiske 2002, Ott 1997.) Hervorgetan haben sich auf diesem Forschungsfeld in besonderem Maße Autoren aus dem Umfeld des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung in Erkner bei Berlin, dem unter anderem die Begleitforschung für das Bund-Länder-Förderprogramm „Städtebauliche Weiterentwicklung großer Neubaugebiete in den neuen Ländern und im Ostteil Berlins“ oblag. (Vgl. BMBau 1999.) Aus diesem Kontext stammt auch der Vorschlag zu der im folgenden übernommenen Phaseneinteilung (nach: Liebmann 2004, 82-110).

¹⁹⁶ Rietdorf 1997, 37.

¹⁹⁷ BMBau 1991, 111.

und Rechtsinstitutionen, sowie die Umformung der zuvor volkseigenen Wohnungswirtschaft in Genossenschaften und betriebswirtschaftlich orientierte Wohnungsverwaltungsgesellschaften. Diese marktwirtschaftliche Neuformierung sowie das Ziel weitgehender Wohnraumprivatisierungen waren bereits im Einigungsvertrag vorformuliert worden.¹⁹⁸

Die zweite Phase, 1992 bis etwa 1995

Die zweite Phase, mit ihren Schwerpunktsetzungen auf die „Aufwertung“ der Großsiedlungen, fußte wesentlich auf den baupraktischen Bestandsanalysen zur Standfestigkeit und Sanierbarkeit der Plattenbauten, die in der ersten Phase bereits angeschoben worden waren. Insbesondere die vom Ingenieurbüro Specht + Partner im Auftrag des Berliner Senats erarbeitete und 1992 vorgelegte statisch-konstruktive Untersuchung („Specht-Gutachten“) führte die Bautechnik sämtlicher Plattenbausysteme der DDR in Form einer regelrechten „Enzyklopädie der Platte“ wieder einer baupraktischen Weiterverwendung zu.¹⁹⁹ Das schärfte auch den Blick auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Systemen und trug zu einer ersten Differenzierung des Bildes von der Uniformität des Plattenbaus bei. Es ist eine Phase, in der aus der Überzeugung heraus, eine schnelle Angleichung an westdeutsche Standards sei mit den nötigen Anschubhilfen auch auf diesem Sektor prinzipiell möglich („Angleichung der Lebensverhältnisse“), umfangreiche staatliche Förderprogramme aufgelegt wurden. Den Boden dafür hatte das von Bauministerium 1992 eingerichtete Forschungsfeld „Städtebauliche Weiterentwicklung großer Neubaugebiete in den neuen Ländern und Berlin-Ost“ im Rahmen der Ressortforschung zum Experimentellen Wohnungs- und Städtebau gelegt: Anhand von elf Modellvorhaben sollten bis 1994 langfristige städtebauliche Perspektiven erarbeitet werden.²⁰⁰ Damit wurde eine Verfahrensweise aus der alten Bundesrepublik beinahe

¹⁹⁸ Vgl. Liebmann 2004, 86.

¹⁹⁹ Specht 1992. Vgl. auch: Gansow 1992. Leitfäden zum praktischen Umgang mit den einzelnen Plattenbautypen wurden zudem von 1992-93 systematisch vom Institut für Erhaltung und Modernisierung von Bauwerken (IEMB) erarbeitet und sind im Internet (www.iemb.de) abrufbar. Hier finden sich z.B. detaillierte Verfahrenshinweise zum Anbringen von Steildächern auf Häusern der Baureihe P2. Auch bei der Nachbesserung der westdeutschen Großsiedlungen war bemerkt worden, daß über die Bautechniken nur noch wenig Wissen bestand, obwohl die Gebäude erst kurz zuvor errichtet worden waren. (Gibbins 1988, 1.)

²⁰⁰ Vgl. Liebmann 2004, 87. Die elf Modellvorhaben bezogen sich auf die Berliner Großsiedlungen Marzahn, Hellersdorf, Altglienicke, Greifswalder Straße sowie Ludigsfelde,

bis in die Terminologie hinein auf den Osten übertragen: „Städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre“ lautete dort seit 1983 eines der Forschungsfelder des Experimentellen Wohnungs- und Städtebaus, dessen Erkenntnisse sich allerdings nicht so bruchlos auf die neuen Länder anwenden ließen, wie dies zunächst erwartet wurde.²⁰¹ Als soziale Perspektive wurde in dieser Studie von einer im Vergleich mit westdeutschen Großsiedlungen hohen sozialen Mischung dieser Gebiete ausgegangen, die durch die Aufwertungsmaßnahmen langfristig zu stabilisieren sei; der Handlungsbedarf verstand sich hier gewissermaßen als ein präventiver.²⁰² Diese Ziele - soziale Stabilisierung, Aufwertung und Weiterentwicklung - spiegelten sich 1994 auch im Großsiedlungsbericht der Bundesregierung.²⁰³

Die Schwerpunkte der durch die Förderprogramme finanzierten Maßnahmen lagen zunächst vor allem auf möglichst schnellen und möglichst sichtbaren Aufwertungen der Bausubstanz und auf der Verbesserung des Wohnumfelds.²⁰⁴ Letzteres trug auch dem Umstand Rechnung, daß das Wohngebiet nach dem Strukturwandel im Osten zunehmend die weggefallenen sozialen Fluchtpunkte ersetzen mußte, vor allem die Arbeitsplätze; das Wohngebiet wurde damit in viel stärkerem Maße zum tatsächlichen Lebensmittelpunkt seiner Bewohner, als das in der DDR je der Fall gewesen war.²⁰⁵ Parallel dazu hatte der Bund bereits unmittelbar nach der Vereinigung, im Oktober 1990, bei der Kreditanstalt für Wiederaufbau ein zinsvergünstigtes Wohnraum-Modernisierungsprogramm aufgelegt, dem etliche von den Ländern in Eigenregie aufgelegte Förderprogramme folgten. Von einschneidender Bedeutung für die weitere Entwicklung der Neubaugebiete erwies sich vor allem das sogenannte Altschuldenhilfegesetz, das am 23.6.1993 in Kraft trat. Dieses Gesetz stellte eine hochdotierte staatliche Förderung der Wohnraumprivatisierung dar und sollte den Kommunen gleichzeitig umfangreiche Belegungsrechte, also den Zugriff der öffentlichen Hand, ermöglichen. Unter Altschulden waren die Bau- und Bewirtschaftungskosten zu verstehen, die in der DDR nie durch die Mieten gedeckt wurden, und von den aus der staatlichen Wohnungswirtschaft der DDR und den Arbeiterwohngemeinschaften hervorgegangenen privatwirtschaftlich agierenden

Halle-Neustadt, Stendal-Stadtsee, Leipzig-Grünau, Dresden-Gorbitz, Rostock-Süd und Dranske auf Rügen (als einzige Siedlung im ländlichen Raum). (Vgl. Ebd., 229.)

²⁰¹ Vgl. Rietdorf 1997, 40.

²⁰² Vgl. Hannemann 2000 (1996), 147ff.

²⁰³ Vgl. Liebmann 2004, 87 und Rietdorf 1997, 39.

²⁰⁴ Liebmann 2004, 88.

Wohnungsgesellschaften und Genossenschaften übernommen werden mußten. Diese Schulden beliefen sich nach der Währungsreform vom Juli 1990 auf etwa 31 Milliarden DM und wuchsen durch Zinssteigerungen bis Ende 1993 auf 51 Milliarden DM an. Im Schnitt war damit jede Plattenbauwohnung mit 15000 DM belastet. Das Altschuldenhilfegesetz sah eine Kappung dieser Schulden vor, wodurch die betroffenen Neubauwohnungen im Schnitt nur noch mit rund 9000 DM belastet waren; was über der Kappungsgrenze lag, wurde vom Bund aus einem sogenannten Erblastentilgungsfonds bestritten. Im Gegenzug waren die Wohnungsunternehmen verpflichtet, 15 Prozent ihrer Wohnungen an die Mieter zu verkaufen und einen Teil des Erlöses in diesen Erblastentilgungsfonds einzuzahlen. Das zwang die Unternehmen – nahezu alle von der Problematik Betroffenen machten von dem Gesetz Gebrauch – zur schnellstmöglichen Veräußerung ihrer am besten verkäuflichen Häuser, als die sich vor allem die älteren, zum Teil noch in Blockbauweise errichteten Gebäude der fünfziger und frühen sechziger Jahre erwiesen.²⁰⁶ Daß sie damit den städtebaulichen Zugriff auf wesentliche Teile ihres Bestandes aus der Hand gaben, sollte sich später beim forcierten Stadtumbau der fünften Phase vielfach als unvorteilhaft erweisen. Schneller wurden die Probleme sichtbar, die sich aus dem Umstand ergaben, daß den Ländern Belegungsrechte für bis zu 50% der durch das Altschuldenhilfegesetz entlasteten Wohnungen einzuräumen waren. Denn dies führte schon kurzfristig zu einer Konzentration von sozial Schwachen und Aussiedlern in den Plattenbaugebieten, unterminierte die selbstgesteckten Ziele der sozialen Stabilisierung und Durchmischung also mit staatlichen Steuerungsinstrumentarien.²⁰⁷

Die dritte Phase, 1995 bis etwa 1998

Die dritte Phase war daher von einer stärkeren Differenzierung der Entwicklungspotentiale der einzelnen Großsiedlungen geprägt, man könnte auch sagen: von ersten Eingeständnissen, daß entscheidende Zielvorgaben verfehlt worden waren, daß Investitionen umsonst gewesen sein könnten, weil sich nicht alle

²⁰⁵ Vgl. Hannemann 2000 (1996), 158; Haller 2002, 36.

²⁰⁶ Für eine ausführliche Darstellung der Altschuldenproblematik, siehe Haller 2002, 54ff.

²⁰⁷ Vgl. Liebmann 2004, 89. Christine Hannemann hat zudem auf den grundsätzlichen Widerspruch zwischen den milliardenschweren Aufwertungsmaßnahmen für die Plattenbaugebiete und einer in diesen Jahren extrem liberalistischen Wohnungspolitik aufmerksam gemacht, die durch solche Privatisierungszwänge und die Einführung ortsüblicher Vergleichsmieten die eigenen Konsolidierungsbemühungen fortwährend selbst torpedierte. (Hannemann 2000 (1996), 161.)

Plattenbausiedlungen an allen Orten als gleichermaßen zukunftsfähig erweisen könnten. Zugleich verschärften sich hier trotz der ersten Einsichten die Probleme eher noch. Der erhoffte schnelle Anschluß an das Niveau der alten Bundesländer blieb aus, der wirtschaftliche Aufholprozeß des Ostens begann ab Mitte der neunziger Jahre zu stagnieren. Die befürchteten Segregationsprozesse waren in Gang gekommen, Abwanderungsbewegungen begannen zu greifen. Es gab Leerstand in den Plattenbauten, auch in den sanierten. Dabei spielte vor allem das staatlich alimentierte Eigenheim an der Peripherie der Städte eine Rolle, aber auch der Umstand, daß die durch Mieten über mehrere Zwischenschritte so stark an die örtlichen Vergleichsmieten herangeführt wurden, daß sie durch die großsiedlungstypisch hohen Betriebskosten kaum noch konkurrenzfähig zu den mittlerweile umfangreich sanierten Altbauten und zum Geschoßwohnungsneubau waren.

Es zeigte sich, daß für die Attraktivität und Überlebensfähigkeit einer Siedlung nicht nur Aufwertungsmaßnahmen von Bedeutung sind, sondern vielmehr die wirtschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Perspektiven der Region. Statt die strukturschwachen Gebiete verloren zu geben, wurden umso intensiver Fördermittel gerade da investiert, wo sich die Probleme häuften, zum Beispiel in den kleinstädtischen, vom wirtschaftlichen Umbruch und der Deindustrialisierung besonders betroffenen Gebieten.²⁰⁸ Noch während in diesen Jahren die Fördermittel mit einem gewissem Schematismus über das Land gekippt wurden und der Aufwertungsdruck vielfach Fehlinvestitionen bewirkte, die heute einem Rück- oder Umbau der Siedlungen im Weg stehen, machte sich bereits die Leerstandsproblematik erkennbar. Eine 1996 vom Prestel-Institut für Systemforschung in Hannover erarbeitete Studie wurde noch zum Auslöser heftiger Kontroversen und Abwehrkämpfe, weil sie zu dem Schluß kam, daß bis 2010 in den neuen Ländern ein Wohnungsüberhang von fast einer Million zu erwarten sei und sich diese Leerstände vor allem in den Plattenbaugebieten konzentrieren dürften, von deren Komplettsanierung aus diesem Grunde abgeraten wurde.²⁰⁹ Das kam einem Paradigmenwechsel in der bisherigen Großsiedlungspolitik gleich, der erst allmählich Eingang in die Fachdiskussion fand.²¹⁰

Für die Privatisierungsforderungen, die sich aus dem Altschuldenhilfegesetz ergaben, hatte der trotz aller Aufwertungsmaßnahmen weitergehende Statusverlust der

²⁰⁸ Vgl. Liebmann 2004, 96.

²⁰⁹ Zur sogenannten Prestel-Studie siehe Haller 2002, 90f.

Plattenbausiedlungen die Folge, daß sich die erwarteten Erlöse nicht erzielen ließen. Zum einen fehlten vielen Mietern das Kapital und der Wille, ihre Wohnung zu kaufen, zum anderen hatte sich mit dem steuerlich geförderten Eigenheimbau meist in unmittelbarer Nähe eine Alternative aufgetan, die gerade vielen jüngeren Familien attraktiver erschien. Aufgrund der Vermögenslage in Ostdeutschland war nur etwa ein Drittel der in Frage kommenden Mieter überhaupt in der Lage, ihre Wohnung zu kaufen.²¹¹ Um den Wohnungsgesellschaften die Privatisierung zu erleichtern, und um damit auch endlich an die erwarteten Anteile an den Erlösen zu gelangen, erlaubte ihnen ein Bundestagsbeschluß, ab 1995 Wohnungen auch an sogenannte Zwischenerwerber zu verkaufen, die ihrerseits zur Sanierung verpflichtet waren und für ihre Investitionen umfangreiche Sonderabschreibungen in Anspruch nehmen konnten. Mit dem blockweisen Verkauf an meist westdeutsche Großverwerber geriet das Ziel der Wohneigentumsbildung durch Ostdeutsche außer Reichweite.²¹² Aber auch das führte nur kurzfristig zu einer Belebung der Privatisierungen, ab 1997 kam es wiederum zur Stagnation. Im Dezember 1997 erging daraufhin aus dem Bauministerium der Beschluß, Unternehmen, die ihre Privatisierungsverpflichtung nicht einhalten können, und durch Leerstand in ihrer Existenz bedroht sind, auf Antrag davon zu entlasten, vorausgesetzt, sie befanden sich in strukturschwachen Regionen, in denen die Arbeitslosenquote mindestens 10 Prozent betrug, die Bevölkerung seit 1990 um 10% rückläufig war und mindestens 10 % der Wohnungen länger als ein Vierteljahr leer standen. Im Jahre 1999 erging sogar eine Härtefallregelung, derzufolge existenzbedrohte Wohnungsunternehmen bei Abriß von leerstehenden Wohnungen von den darauf lastenden Altschulden befreit wurden. Ein Jahr darauf schließlich entschloß sich die Bundesregierung, den Endtermin der Privatisierungsaufgaben von 2003 auf 1999 vorzuziehen, die noch offenen Forderungen also für verloren zu geben. Die Verluste, die der öffentlichen Hand dadurch entstanden, sind nie genau beziffert worden. Sie dürften immens gewesen sein. Nach Haller war dieses unrühmliche Ende des Altschuldenhilfegesetzes aber „gewissermaßen die ‚Initial-Zündung‘ für die Bundesregierung, sich intensiver mit den Problemen des Wohnungsleerstands auseinander zu setzen: Gleichzeitig mit dieser Gesetzesnovelle wurde von Bauminister Klimmt eine interdisziplinäre Expertenkommission ‚Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Ländern‘ eingesetzt, die innerhalb weniger Monate eine

²¹⁰ Vgl. Liebmann 2004, 96f.

²¹¹ Hannemann 2000 (1996), 162.

Analyse der Leerstandsproblematik durchführen und differenzierte Lösungsvorschläge entwickeln“ sollte.²¹³

Die vierte Phase, 1998 bis etwa 2001

Dies geschah bereits in der vierten Phase, die von Liebmann als eine Phase der Neuorientierung bezeichnet wurde. Sie war geprägt von den nicht mehr zu leugnenden Leerstandszahlen; die erwähnte Expertenkommission gab in ihrem Abschlußbericht im November 2000 eine Million leerstehende Wohnungen in Ostdeutschland an und erwartete Zuwächse. Das 1999 neu eingerichtete Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ sollte integriertere, ganzheitlichere Ansätze erbringen, was zunächst nur bedingt gelang, obwohl jetzt endlich über die Fassadenkosmetik hinaus Hand an die Struktur der Wohngebiete gelegt wurde.²¹⁴ Auffälliger war, daß es in dieser Phase zu ersten Abrissen kam. Ab 1998 wurden im Rahmen des Förderprogramms „Weiterentwicklung großer Neubaugebiete“ erste Abbrüche leerstehender Plattenbauten finanziell unterstützt, sofern sie einen städtebaulichen Mißstand darstellten. Dies geschah zunächst vor allem in solchen Städten, die in der DDR als Wirtschaftsschwerpunkte ausgebaut worden waren und nach der Wende weitgehend ihre frühere Funktion verloren hatten: Hoyerswerda, Schwedt, Eggesin und Leinefelde.²¹⁵ Diese Abrißförderung wurde in der Folge von einzelnen länderfinanzierten Programmen ausgeweitet. Im Oktober 2001 lobte die Bundesregierung schließlich den Wettbewerb „Stadtumbau Ost“ aus, an dem sich 260 ostdeutsche Kommunen beteiligten, und der zu dem gleichnamigen Bund-Länder-Förderprogramm führte, welches die fünfte Phase bestimmt.

Die fünfte Phase, etwa seit 2001

Das Förderprogramm „Stadtumbau Ost“ hat eine Laufzeit von 2002 bis 2009, ein Finanzvolumen von 2,56 Milliarden Euro und das Ziel, intakte Stadtstrukturen wieder herzustellen, „indem Stadtquartiere durch bauliche Maßnahmen aufgewertet und

²¹² Ebd.

²¹³ Haller 2002, 57.

²¹⁴ Vgl. Liebmann 2004, 101f.

²¹⁵ Ebd., 102.

Wohnungsleerstände abgebaut werden.“²¹⁶ Unter dem Eindruck der massiven Stadtschrumpfungprozesse in den neuen Ländern, die zunehmend auch für strukturschwache Gebiete der alten Länder prognostiziert werden (2002 wurde ein eigenes Forschungsfeld „Stadtumbau West“ etabliert), wird mit den Mitteln dieses Programms inzwischen so umfassend der Abriß von Plattenbauten gefördert wie zu Beginn der neunziger Jahre deren bauliche Aufwertung.

Im Rahmen dieser kunsthistorischen Arbeit ist angesichts dieser, hier stark verkürzt wiedergegebenen, Entwicklungen vor allem bemerkenswert, daß die ostdeutschen Plattenbausiedlungen in keinem Moment sich selbst überlassen blieben, sondern von Anfang an als Gegenstand eines dringlichen Handlungsbedarfs angesehen wurden, der offensichtlich von der Prämisse ausging, daß gebauten Problemen am besten durch weiteres Bauen zu begegnen sei – und daß dies sogar noch sein Gegenteil, den Abriß, beinhalten konnte.²¹⁷ Signifikant ist ebenfalls, daß die Produkte eines subventionierten, staatlichen Wohnungsbaus auch nach dem Systemwechsel sofort wieder das Objekt staatlicher Initiative waren und bis heute massiv von der Unterstützung und den Interventionen der öffentlichen Hand abhängig sind. Daß sogar die Privatisierungen der Plattenbauten, mit großen Kosten für die Allgemeinheit, staatlich alimentiert werden mußten, macht die Plattenbausiedlungen zu aussagekräftigen Beispielen für die generelle wirtschaftliche Situation in den neuen Bundesländern, wo sich das marktwirtschaftliche System bis heute nicht selbst trägt, sondern aus öffentlichen Kassen unterstützt werden muß, mit anderen Worten: weitgehend fiktiv ist.²¹⁸ Als Fiktion müßten insofern auch die bildhaften Signale von Diversität bezeichnet werden, die vielfach im Zuge plakativer Aufwertungsmaßnahmen an die Fassaden gebracht wurden, ohne daß das von den dahinterliegenden Verhältnissen gestützt wäre.

Die visuellen Ergebnisse der Aufwertungsstrategien

Die Aufwertungsstrategien für die Plattenbaugebiete zielten von Anfang an auf möglichst schnell sichtbare Ergebnisse und optische Effekte. „In der offiziellen Behandlung der Großsiedlungsproblematik, etwa durch das Bundesbauministerium,

²¹⁶ Zit. nach Liebmann 2004, 110.

²¹⁷ „Der drohenden Diskreditierung der Siedlungen ist durch Sofortmaßnahmen entgegenzuwirken“, stand unter Punkt 1 einer 1994 vorgestellten „Strategie für die Berliner Großsiedlungen“. Vgl. BMBau, 1999, 6.

wird die Tendenz deutlich, der Stigmatisierung dieser Wohnform in der öffentlichen Meinung durch eine positive Imagebildung entgegenzuwirken“, bemerkte Hannemann, und sie verwies zugleich auf das Problem, das diese zunächst stark kosmetischen, vorrangig auf Außenwirkung orientierten Maßnahmen mit sich brachten, bzw. nach innen eben nicht lösten: „Untersuchungen zur Entwicklung von Wohnbedürfnissen in den DDR-Neubaugebieten zeigen, daß aus Sicht der Mieter zuerst die Probleme der Wohnung, dann des Hauses und dann des Wohnumfeldes gelöst werden sollten (...). Aus der Sicht der Wohnungseigentümer ist es dagegen sinnvoller, zuerst Wohnumfeldmaßnahmen, danach Verbesserungen in den Gebäuden und dann erst in der Wohnung durchzuführen.“²¹⁹

Viele dieser Maßnahmen griffen die Nachbesserungstechniken auf, die in den achtziger Jahren an den westdeutschen Großsiedlungen erprobt worden waren. Das betraf vor allem eine differenziertere Freiraumgestaltung, aber in hohem Maße auch Veränderungen an den Gebäuden selbst: Als besonders gelungenes und deshalb auch Schule machendes Beispiel für die Einbeziehung von Bewohnerwünschen, die in Beiratsverfahren ermittelt worden waren, galt damals etwa die Neudefinition der Eingänge zu den Wohnblocks im Märkischen Viertel in Berlin. (Abb. 35-36.) Die Erschließungen, die aus funktionalistischer Sicht gegenüber dem Wohnraum nachrangig waren, wurden hier baulich aufgewertet und nach dem Vorbild gründerzeitlicher Mietshäuser als raumgreifende, einladende Entrées betont, die identitätsverstärkend wirken sollten.²²⁰ Es fällt auf, daß diese neudefinierten Eingangssituationen den architektonischen Duktus des Hauses, dem sie vorgeblendet sind, mitunter ostentativ kontrastieren und eher dem jeweiligen architektonischen Zeitgeist folgen. So scheint etwa die besonders ambitionierte Umgestaltung eines Hauseingangs in der Siedlung Berlin-Mühlenberg die Diskurse der postmodernen Architektur aufzunehmen: Oswald Mathias Ungers' „Haus im Haus“ für das Frankfurter Architekturmuseum profanierend erscheint da ein Haus im Eingang des Hauses, der Materialästhetik der achtziger Jahre folgend, als verglastes Fachwerk aus breiten, weißgestrichenen Metallprofilen. (Abb. 37.) Die Eingänge - aber auch die Balkonvorbauten - vieler ostdeutscher Plattenbauten sollten ihrerseits dann nach der Sanierung dem türkis- oder magentafarbenen Gebrauchs-Dekonstruktivismus der in den frühen neunziger Jahren errichteten Autobahnraststätten ähneln.

²¹⁸ Vgl. dazu u.a. Steingart 2004, 225ff und Kil 2004, 63.

²¹⁹ Hannemann 2000 (1996), 146 und 164f.

Über die farbliche Neugestaltung von Fassaden, als beispielhaft galt wiederum das Märkische Viertel mit dem sogenannten Langen Jammer, wurde bereits für die westdeutschen Großsiedlungen vermerkt, daß selten übergreifende Gestaltungsrahmenpläne vorlagen, und die „Entscheidungen in diesem Bereich (...) nicht die methodische Qualität und inhaltliche Aussagefähigkeit haben, die an systematische Stadtbilduntersuchungen heute gestellt werden können.“²²¹ Für die westdeutschen Großsiedlungen wären die zum Teil von Block zu Block verschiedenen Gestaltungskonzeptionen aus der kleinteiligeren Eigentumsstruktur noch eher erklärlich als bei den ostdeutschen Großsiedlungen, deren Bestände sich oft auf nur ein oder zwei Verwaltungsunternehmen verteilen, die bei den Sanierungen mitunter in unnötige Konkurrenz um die buntere Fassadenlösung zueinander traten.

Es waren die bauphysikalischen, aus den bundesdeutschen Dämmwertvorschriften erwachsenen Notwendigkeiten der nachträglichen Fassadendämmung, die hier schon im Zuge der ersten Standardsanierungen umfangreiche Neugestaltungen erlaubten. Daß diese auch in der Farbkonzeption anfangs oft gleich den ausführenden Baufirmen überlassen wurde, mußte schon aus berufsständischen Gründen den Argwohn von professionellen Farbgestaltern auf sich ziehen, die die „kreischende“ Buntheit solcher Häuser monierten.²²² Die Rezepte dieser Farbgestalter liefen hingegen in der Regel auf helle Pastelltöne hinaus, mit denen die Schwere und Massivität der Baublöcke gemildert werden sollten. In einem Ratgeberband aus dem Berliner Verlag für Bauwesen von 1996 heißt es dazu: „Die ‚Anmutung‘ der meisten Plattenbauten erzeugt die ‚dunklen‘ Gefühle, wie Kälte, Schwere, Einsamkeit, Orientierungslosigkeit. Die harmonische Einheit, in der Wärme, Geborgenheit und Freude dominieren, fehlt oft vollständig. Deshalb soll und muß es Ziel der Architekten und Farbgestalter sein, den Plattenbausiedlungen unter diesem Aspekt einen harmonischen ‚Ganzheits-Stil‘ zu geben.“²²³ Diese Art von Harmonie-Verständnis hat dazu geführt, daß die dergestalt sanierten Plattenbaublöcke in ihrer fliedertonigen Pastellfarbigkeit auf bestürzende Weise den Bühnenbildern von volkstümlichen Musiksendungen des Mitteldeutschen Rundfunks ähneln.

Die tieferen Gründe für den Farb-Enthusiasmus, der nach 1990 in Ostdeutschland einsetzte und in besonderem Maße auch die Sanierung von Altbauten betraf, sind noch

²²⁰ Vgl. Gibbins 1988, 70.

²²¹ Gibbins 1988, 94.

²²² Vgl. Holfeld 1996, 28.

²²³ Ebd., 24.

weitgehend unerforscht. Es spricht jedoch viel dafür, ihn als Reaktion auf das Grau zu begreifen, von dem die Alt- wie die Neubausubstanz der DDR geprägt war und das metaphorisch auch auf das Leben in ihr übertragen wurde. So etwas wie die Geschichte der Farben in der DDR ist leider noch ungeschrieben, wäre aber aufschlußreich, besonders im Hinblick auf das Verhältnis von Gestaltungsabsichten und wirtschaftlichen Zwängen. Es läßt sich im Allgemeinen, z.B. auch für das Design von Gebrauchsgütern und Verpackungen, eine Tendenz der Zurückhaltung und eine Scheu vor greller Buntheit feststellen. Zu dem grauen Erscheinungsbild der Altstädte dürfte im wesentlichen der Verfall beigetragen haben, allerdings wurde in der DDR generell länger am grauen oder ockerfarbigen Putz der Vorkriegszeit festgehalten als in der Bundesrepublik. Auch die traditionalistischen Neubauten der Aufbauepoche waren in der Regel in einen zurückhaltenden grauen Putz gefaßt. Die Montagebauten der sechziger Jahre sind dagegen oft in weiße Kacheln gekleidet und mit kräftigen Farbakzenten strukturiert; über Hans Schmidt erfolgte vor allem in der Zeitschrift „Deutsche Architektur“ eine Vermittlung der Farbkonzeptionen der klassischen Moderne.²²⁴ Ab den siebziger Jahren läßt sich dagegen ein eigentümlicher Prozeß des Verblässens beobachten, der durchaus mit der Einsparung von Kosten zu tun gehabt haben dürfte; die WBS-70-Platten zeigten auf ihren Außenflächen zum Schluß oft nur noch den nackten, groben, graubraunen Beton, aus dem sie bestanden. Sie bildeten das Gros der Plattenbauten und prägten daher auch am nachhaltigsten deren Bild. Vielleicht müßte die Frage im Hinblick auf die offensive Einfärbung der neuen Bundesländer nach 1990 aber zugleich auch andersherum gestellt werden: Warum, wie und mit welchen Absichten das Grau nach dem Krieg aus Westdeutschland verschwand.

Bei der Sanierung der Plattenbauten nach 1990 war die Fassadenfarbe jedenfalls das erste, schnellste und sichtbarste Mittel, um den Siedlungen und damit möglichst dem Leben in ihnen das Grau, die Monotonie und die Uniformität auszutreiben, also letztlich: die DDR. Wenn dabei die unbekümmerten Griffe zur kräftigeren Palette seitens der Fassadendämmer wie ein später und grober Reflex auf den Taut'schen „Aufruf zum farbigen Bauen“ wirkt, wonach „an die Stelle des schmutzig-grauen Hauses (...) endlich wieder das blaue, rote, gelbe, grüne, schwarze, weiße Haus in ungebrochen leuchtender Tönung“ zu treten habe – dann folgte die pastellene Freundlichkeit der sogenannten professionellen Gestalter zumindest dem Diktum, daß

²²⁴ Vgl. Schmidt 1963, 157ff.

Farbe Lebensfreude sei, und „weil sie mit geringen Mitteln zu geben ist, (...) gerade in der Zeit der heutigen Not bei allen Bauten, die nun einmal aufgeführt werden müssen“, auf sie gedrängt werden müsse.²²⁵ Anders als bei Taut wurde dabei aber die Tektonik des Hauses, oder, um es in der Werkbund-Diktion zu sagen: die „Kultur seiner Erzeugung“ oftmals gerade nicht akzentuiert – sondern, im Gegenteil, eher wegretuschiert. In der Sprache der Farbgestalter: die Farbe wurde häufig nicht zur Interpretation der Form eingesetzt, sondern zu ihrer Auflösung.

An den sanierten Plattenbaufassaden der neunziger Jahre lassen sich dazu drei grundlegende Tendenzen ausmachen:

1. Abstrakte, orthonogonale Muster, die mitunter das kleinteilige Raster der Wärmedämmplatten aufgreifen, die Fassade gleichsam wie Pixel auf einem Bildschirm überziehen und dabei die zuvor deutlich ablesbare Struktur des Geschoßhöhen und der Wohnungssegmente überblenden. Beliebt sind dabei Farbverläufe, die mit der Höhe des Gebäudes an Intensität und Schwere zunehmen und den Block optisch gewissermaßen zum Schweben bringen sollen. (Abb. 38-39.)
2. Freie, ornamentale Muster, die die orthogonale Struktur der Bauten explizit kontrastieren. Das vielleicht extremste Beispiel und zugleich eigentlich eher schon ein ironischer Kommentar dieser Strategie ist ein Wohnhochhaus im Neubaugebiet Storkower Straße in Berlin-Lichtenberg, dessen Fassaden komplett mit einer popart-bunten, an die entsprechenden Gemälde Andy Warhols aus den Achtzigern erinnernden Version des militärischen Tarnmusters („Camouflage“) überzogen wurden: Das Plattenbauhochhaus ist ein Inbild der Industriemoderne und das Camouflagemuster das einer stilisierten, zur schematischen Formel kondensierten Natur, ein größerer Gegensatz läßt sich im Grunde kaum denken. Zugleich hatte dieses Tarnmuster im Zuge der neunziger Jahre eine komplette Umpolung seiner Funktion durchlaufen, indem es urbanen Jugendkulturen als Modefetisch eben nicht zum Unsichtbarwerden in einem naturhaften Gelände, sondern zur Distinktion diente. Auch hier bewirkt das Muster das genaue Gegenteil seines ironischen Anspruchs, das riesige Haus zum Verschwinden zu bringen: Es macht es zum auffälligen Zeichen und verleiht ihm im Sinne des sogenannten Stadtmarketings eine in der Tat unverwechselbare Identität – eine für die

²²⁵ Bruno Taut et al.: Aufruf zum farbigen Bauen. In: Bauwelt Nr. 38 vom 18.9.1919.

Bewohner dieses Viertels, denen ihre Stadt als militarisiertes Gebiet und greller, gefährlicher Dschungel signalisiert wird, vielleicht etwas fragwürdige Identität: eine Perpetuierung der negativen Vorstadtklischees durch die Sanierungsmaßnahme. (Abb. 40.) In eine ähnliche Richtung weist auch das andere Extrembeispiel für diesen Typus, die nach Plänen von Friedensreich Hundertwasser umgestaltete Plattenbauschule in Wittenberg. Die antirationalistische, erdhüttenhafte Dekorierung läßt die Struktur des rationalistischen Zweckbaus im Kern unberührt und setzt ganz auf den Effekt der Geste, einen nüchternen Plattenbau optisch zum Verschwinden zu bringen. (Abb. 41.)

3. Die Applikation einer vormodernen Architektursemantik. Dazu zählen etwa die Verkleidungen der obersten Geschosse mit Dachziegeln, um Mansarden vorzutäuschen, das Aufmalen von Säulen, Lisenen, Fenstergiebeln, Risaliten oder rustizierten Sockelgeschossen, sowie, als bauliche Maßnahme, die Vorblendung von giebelgekrönten Eingängen und Balkonen oder gar das Aufsetzen von Spitzdächern. (Abb. 42-44.)

Fahrstuhltürme oder verglaste Treppenhäuser, die die langgestreckten, meist sechsgeschossigen Baublöcke mit vertikalen Akzenten gliedern und damit dem Siedlungsbau der zwanziger Jahre annähern, oder das Spiel von Balkons und verglasten Wintergärten zur plastischeren Ausprägung der Fassaden, architektonische Mittel also, die die Modernität und Struktur dieser Bauten aufgreifen und weiterentwickeln, haben sich erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre durchgesetzt, als die Sanierungen und Umbauten grundsätzlicher wurden. Am Anfang bestanden die Aufwertungsstrategien fast durchweg in purer Dekoration und Leugnung der Evidenzen. Denn was diesen dekorierten Blöcken anzusehen ist, das ist oft nur das verzweifelte Bemühen, sie freundlicher, lebendiger, altbauähnlicher aussehen zu lassen und den Plattenbau in ihnen vergessen zu machen – aber so gut wie nie mit wirklich überzeugendem Ergebnis. Schon wenige Jahre später wurden solche Aufwertungsmaskeraden von den Betroffenen als peinlich empfunden: „Wir sollten mit den Plattenbauten nicht so umgehen, als müsste man sich für sie schämen“, forderte etwa im Oktober 2002 der Vorstand einer Marzahner Wohnungsbaugenossenschaft, anlässlich einer öffentlichen Diskussion darüber, ob

„Kleinstadtmotive“ überhaupt zu Hochhäusern paßten.²²⁶ Sogar ein jeglicher Plattenbaunostalgie derart unverdächtig Vertreter des Berlinischen Traufhöhen-Traditionalismus wie der Berliner Senatsbaudirektor Hans Stimmann befand: „Statt die Plattenbausiedlungen einmal unter dem Gesichtspunkt der Architektur zu betrachten, wurden die modernen Haustypen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Und am Ende kamen oft diese Farbdesigner, die versucht haben, die Großsiedlungen softeismäßig anzumalen, obwohl Berlin und seine Großsiedlungen alles andere als softeismäßig sind.“²²⁷

Kritik an der simplen „Aufhübschung“ oder am „Liften“ von Plattenbauten in den ostdeutschen Großsiedlungen wurde schon früh auch von stadtsoziologischer Seite formuliert, mit dem Argument, daß die freundliche Bemalung an den strukturellen Defiziten dieser Siedlungen wenig ändere.²²⁸

Plattenbau und Denkmalschutz

Noch vehementer und drängender war die Kritik der Denkmalpfleger, die um den Erhalt eines Sediments deutscher Geschichte fürchteten, und sich durch den Kampf gegen die Platte zu einem regelrechten Kampf um die Platte herausgefordert sahen. So stellte Berlins Landeskonservator Jörg Haspel 2001 mit einer gewissen Befriedigung fest, daß man den „schlechten Ruf der Plattenbausiedlungen (...) nachhaltig weder als Wohnort noch als Denkmalort gegen die geschichtliche und gestalterische Identität der Platte aufpolieren“ könne, und daß „erste, vereinzelte Anträge und Anfragen aus Ostberliner Bezirken nach Denkmalschutzkriterien für ihre P 2-, QP oder WBS 70-Typen“ glücklicherweise zeigten, „dass die in den Nachwendemonaten bedingungslos begrüßte Sanierung der Platte stellenweise einem Gefühl der Selbstentfremdung von der eigenen Wohnheimat gewichen ist.“²²⁹

Den Denkmalpflegern in Berlin gelang es zunächst nur an den Prototypen der Plattenbauhistorie, Sanierungen durchzusetzen, die halbwegs bestandsschonend waren und ihrerseits auch allenfalls als Prototypen für die Sanierung wirken konnten. Das betraf etwa die Wohnscheiben des 2. Bauabschnitts der Karl-Marx-Allee, zwischen

²²⁶ Siehe: Katrin Matthes: Passen Kleinstadtmotive zu Hochhäusern? In: Berliner Zeitung vom 2./3. Oktober 2002.

²²⁷ „Wir haben endlich den Normalzustand“, Interview mit dem Berliner Senatsbaudirektor Hans Stimmann. In: Deutsches Architektenblatt, 10/2000, 1252-1255, 1255.

²²⁸ Etwa bei: Hannemann 2000, 165f.

²²⁹ Haspel 2001, o.S.

Strausberger Platz und Alexanderplatz.²³⁰ (Abb. 45.) Es hatte im Berliner Senat Mehrheitsanträge für die Löschung des Straßenzugs aus der Denkmalliste gegeben, das Hotel Berolina wurde 1995 sogar abgerissen und durch einen äußerlich überraschend ähnlichen Verwaltungsbau ersetzt. Im Hinterland des Straßenzugs hatten bereits die „Designerlösungen und Farborgien“ (Haspel) um sich gegriffen, als das Gebiet 1996 in Abstimmung mit den Eigentümern zum denkmalpflegerischen Pilotprojekt ausgerufen werden konnte, das allerdings nicht im klassischen denkmalpflegerischen Sinne auf Substanzerhalt und historische Authentizität ausgerichtet war. Derartige Interessen mußten in einen Kompromiß mit der Wärmedämmung durch eine hinterlüftete Vorhangfassade gebracht werden. „Die ehemals bunt abgesetzten Schmuckelemente der Dachattika etwa sind bloß vereinfacht und stilisiert aufgenommen. Auch besitzt das neue Fugennetz der Keramikplatten ein deutlich größeres Format als die darunter befindliche engmaschige Fugenstruktur der bauzeitlichen Spaltklinker. Ein kleineres Format für die neuen Keramikplatten - es handelt sich immerhin um über 35000 Stück - schied aus herstellungs- und montagetechnischen Gründen aus; aufgemalte Fugenstreifen im ursprünglichen Spaltklinkerformat hätten dem Ziel einer werk- und konstruktionsgerechten Gestaltung und Darstellung der vorgehängten Fassadenelemente widersprochen. Auf der Grundlage einer optoelektronischen Gebäudevermessung gelang es hingegen, das charakteristische Fugenraster der vorgefertigten Großplatten-Elemente der Altfassade in die neue Vorhangfassade zu übersetzen. Dank der Sonderanfertigung von 9000 dunkel abgesetzten Feinsteinzeugelementen in Form von 70 mm breiten Keramikstreifen konnte gewissermaßen ein wichtiges Markenzeichen der Plattenbauweise, nämlich das sichtbare Fugenbild der vorgefertigten Wandtafeln, auf die neue Fassadenebene transponiert werden.“²³¹ Dieses Wiederaufgreifen der Fugenstruktur war beispielhaft, denn normalerweise wurde bei den Modernisierungen eben nicht von der Möglichkeit einer Fugensanierung Gebrauch gemacht, das Verschwinden dieses Fugenbildes schien häufig vielmehr sogar das Hauptanliegen der Neugestaltung zu sein.

Ein anderes frühes Beispiel für eine denkmalgerechte Sanierung von Plattenbauten ist der unweit gelegene Platz der Vereinten Nationen, vormals Leninplatz, mit seinen nach Entwürfen von Hermann Henselmann 1968-1970 durch das Kollektiv von Heinz

²³⁰ Diese Ergänzung und Gegentese zur Stalinallee der Wiederaufbauzeit erfolgte unter der Leitung von Josef Kaiser. Das beiderseits der Allee sich erstreckende Wohngebiet für rund 15000 Menschen gehörte von Anfang an zu den meistdiskutierten und beliebtesten von Ostberlin. (Vgl. Haspel 2001, o.S.)

Mehlan ausgeführten Sonderplattenbauten. (Abb. 46-47.) Die beiden langen, geschwungenen Baukörper stellten ein frühes und seltenes Beispiel für die Möglichkeit von Staffelungen und Platzbildungen aus den Arsenalen des Plattenbaus dar, den leider nur an dieser Stelle und für privilegierte Mieter erbrachten Beweis des Bewegungsspielraums, den die serielle Architektur haben konnte, wenn die Finanzverwalter ihr das erlaubten. Nach einer Novelle des Berliner Denkmalschutzgesetzes war diese Baugruppe 1995 in die Denkmalliste aufgenommen worden. Der Architekt Klaus Theo Brenner, der 1995 den Realisierungswettbewerb für die Fassadengestaltung gewann, war verpflichtet, ohne Beeinträchtigung der Bewohner und ohne Denkmalfördermittel bei der Sanierung die überlieferten historischen und ästhetischen Qualitäten sicher zu stellen. Er orientierte sich an den Konzeptionen der Entstehungszeit, namentlich an Hans Schmidts Überlegungen zur Ästhetik der Plattenbaufassaden.²³² In Anlehnung an Schmidts „Tektonik des industriellen Bauens“ hat der in Westberlin ansässige Architekt hier die Gestaltungsparameter der Entstehungszeit so gelungen auf der neuen Fassade interpretiert, daß die Gebäude ihre Zeitgenossenschaft und Identität auch nach der Sanierung bewahren konnten. Diese Lösung überformte den Altbestand und versuchte ihn in seinem Sinne zu reinterpretierten. Die Wohnungsbaugesellschaft, die sich auf dieses Wagnis eingelassen hatte, erhielt 1997 den vom Bund Deutscher Architekten, dem Deutschen Städtetag und dem Bundesverband Deutscher Wohnungsunternehmen ausgeschriebenen „Bauherrenpreis Modernisierung“. Es war die Anwendung der rücksichtsvolleren Altbau-Sanierungsstrategien auf Bauten der Nachkriegszeit.

„Herauszufinden gilt es, wie sich diese Bauschicht mit all ihren Defiziten ertüchtigen lässt, ohne dem gleichen Fehler zu verfallen, der ihr vorgeworfen wird – also ohne sie abzuräumen und die Stadt wieder neu erfinden zu wollen“, räsionierte Haspel, bedrängt von Forderungen, die Nachkriegsmoderne komplett aus den Denkmalslisten zu streichen, 2000 in der „Zeit“: „Dazu gehört auch ihre ästhetische Rehabilitierung, nicht als Gestaltungsrezept für die Gegenwartsarchitektur, sondern als historischer Ausdruck einer Entwurfshaltung oder sogar Lebenshaltung. Selbst Plattenbausiedlungen sind unter dieser Prämisse diskutierenswert: Welche

²³¹ Ebd.

²³² Vgl. Perler 1998.

Möglichkeiten gibt es, der industrialisierten Ästhetik der Platte wieder zu Ansehen zu verhelfen und gleichzeitig die Mängel solcher Anlagen abzubauen?“²³³

Die Hoffnung auf eine derartige Rehabilitierung gründete sich ausgerechnet auf die Erfahrung des Substanzverlustes. In einem etwas heiklen Bild verglich Haspel 2001 das Verschwinden der Platte mit dem der Berliner Mauer, die ja das „längste und schrecklichste Plattenbauwerk“ war und sich erst nach ihrer fast restlosen Demontage als „ein Stück Identität und ein tragisches Wahrzeichen des Berliner Stadtschicksals“ erwiesen habe.²³⁴ Was Denkmalpfleger wie ihn umtrieb, war die Geschichtlichkeit und die Zeitzugenschaft der sozialistischen Wohnbauten, die nach den üblichen Sanierungen nicht mehr wie sozialistische Wohnbauten aussehen sollten.

Auch diese denkmalpflegerische Kritik hatte ihre Vorläufer bereits in den achtziger Jahren, als die westdeutschen Großsiedlungen saniert wurden. Haspels Vorgänger stellte anlässlich eines Beiratsverfahrens im Märkischen Viertel 1987 heraus, „daß das Märkische Viertel einer abgeschlossenen Kulturepoche angehört und die Notwendigkeit besteht, daß das Märkische Viertel in seiner historischen Tiefe erkennbar bleibt. Die Aufgabe der Stadtentwicklung besteht jetzt darin, dieses Zeugnis einer abgeschlossenen Kulturepoche derzeitigen erweiterten Nutzungsvorstellungen anzupassen. Dies darf aber nicht im Hinzufügen modischer Accessoires und einer Umformung im Sinne ‚Neuer Berliner Schnuckeligkeit‘ bestehen.“²³⁵

Ein Jahrzehnt später hatten es die Denkmalpfleger bei den ostdeutschen Großsiedlungen nicht nur mit Zeugnissen einer abgeschlossenen kulturellen, sondern auch einer abgeschlossenen politischen Epoche zu tun. Und die Plattenbauten waren ein hochgradig gefährdetes Geschichtszeugnis. Erst wurden sie optisch zum Verschwinden gebracht, durch Umgestaltung. Und seit dem Ende der neunziger Jahre begannen sie auch materiell zu verschwinden, durch Abriß.

²³³ „Toleranz fürs Eigentümliche“, Jörg Haspel im Gespräch mit Hanno Rauterberg. In: Die Zeit. 38/2000.

²³⁴ Haspel 2001, o.S.

²³⁵ Protokoll 2. Beiratssitzung Baukomplex Feig, zit. nach: Gibbins 1988, 17.

2.4. Schrumpfende Städte und abgerissene Plattenbauten

Unter dem Schlagwort „Schrumpfende Städte“ ist um die Jahrtausendwende ein Phänomen zum zentralen städtebaulichen und kulturellen Paradigma in Deutschland geworden, das seit etwa 1995 zunächst als wohnungswirtschaftliches Problem sichtbar wurde: der Leerstand. Der Wohnungsüberhang offenbarte sich in dem Moment, als auch der gesamtwirtschaftliche Aufholprozeß Ostdeutschlands ins Stocken geriet; bis zu diesem Zeitpunkt war noch von einem langfristigen Wohnungsmangel ausgegangen worden.²³⁶ Während in der ersten Hälfte der neunziger Jahre vor allem Altbauten von Leerständen betroffen waren und dies mit deren Vernachlässigung zu DDR-Zeiten erklärt werden konnte, machten sich in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts zunehmend Vermietungslücken im Plattenbaubestand bemerkbar, auch im bereits sanierten.²³⁷ Mit besorgniserregender Deutlichkeit zeigte sich diese Tendenz zuerst und vor allem in den Regionen, die besonders vom wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel betroffen waren, besonders rund um die mittlerweile weitgehend deindustrialisierten Industrieansiedlungen der DDR.²³⁸

Solange nach altbundesdeutschen Erfahrungsmustern Qualitätsdefizite der Siedlungen dafür verantwortlich gemacht wurden, wurde umso intensiver weiter investiert und saniert.²³⁹ Diese Praxis mußte jedoch spätestens ab dem Moment fragwürdig erscheinen, als die Ursachenanalysen mehr und mehr den langfristigen demographischen Wandel in Ostdeutschland in den Blick nahmen, der inzwischen als Bevölkerungsimplosion und Schrumpfungprozeß aufgefaßt wird.²⁴⁰ Für die Städte Ostdeutschlands hat sich auch aus wissenschaftlicher Sicht gegenüber den von zyklischen Wachstumsvorstellungen getragenen Begriffen „Kontraktion“ oder „Stagnation“ inzwischen der Begriff „Schrumpfung“ im Sinne eines kontinuierlichen

²³⁶ Vgl. Kabisch 2001, 70.

²³⁷ Zur Entwicklung des Leerstandes, siehe: Haller 2002, 15ff. Hier auch Angaben über die statistischen Erhebungsverfahren. Zu den verschiedenen Ursachen: Ebd., 23ff.

²³⁸ „Von strukturellem Leerstand betroffen waren nach dieser Untersuchung vor allem Städte der Oderregion (Schwedt, Eisenhüttenstadt und Guben), der Altmark (Stendal), Nordthüringens (Leinefelde), des Landkreises Mansfelder Land (Lutherstadt Eisleben), der Braunkohlereviere in der Lausitz (z.B. Region um Cottbus oder Hoyerswerda) oder mitteldeutsche Braunkohlerevier um Leipzig. Es fällt auf, daß sich die Mehrzahl der genannten Regionen außerhalb der großen Verdichtungsräume befindet.“ (Ebd., 17.)

²³⁹ In den Großsiedlungen der Bundesrepublik waren die Leerstände ab Anfang der achtziger Jahre zum Teil dramatisch angewachsen, bis über 35 % etwa in Duisburg-Hagensdorf; nach 1984 hatten sie jedoch allmählich wieder abgenommen. Das Problem hatte sich als ein zyklisches dargestellt und war u.a. mit Aufwertungsmaßnahmen bekämpft worden. Vgl. Haller 2002, 24f.

„negativen Wachstums“ durchgesetzt.²⁴¹ Ausschlaggebend für diese Entwicklung war und ist die anhaltende bzw. seit etwa 1997 wieder angewachsene Abwanderung in prosperierende Regionen Westdeutschlands – ein letztlich seit dem Ende des Krieges spezifisches Strukturproblem Ostdeutschlands.²⁴² Daneben schlug und schlägt aber auch die sogenannte Stadt-Umland-Wanderung zu Buche, eine Folge des staatlich geförderten Eigenheimbaus auf dafür eigens ausgewiesenen Flächen vor den Städten, und das war eine Entwicklung, die auf absehbare Weise aus Westdeutschland bekannte Muster wiederholte.²⁴³ „Wanderungen, die nicht arbeitsplatzinduziert sind, werden vor allem dort anzutreffen sein, wo Haushalte mit höherem Einkommen verstärkt Angebote des freien Wohnungsmarktes nutzen und umziehen werden. Diese Prozesse werden an Bedeutung zunehmen, vor allem, wenn der Wettbewerbsdruck durch revitalisierte Altbaugelände und Eigenheimförderung steigen wird. Die hierdurch zu erwartenden höheren Fluktuationen bedeuten eine starke Abnahme der sozialen Gruppe der Besserverdienenden und können zu negativen Segregationsprozessen führen.“²⁴⁴ Diese Prognose des Großsiedlungsberichtes der Bundesregierung von 1994 hat sich am Ende des Jahrzehnts weitgehend bewahrheitet.²⁴⁵

Die Abwanderung nach Westdeutschland, häufig als Flucht vor der Arbeitslosigkeit, stellt die Stadtschrumpfung als Folge und Symptom eines gesamtwirtschaftlichen Strukturproblems dar, dem mit Städtebauförderung nicht beizukommen ist. Die andere Abwanderung, die ortsnahe in konkurrierende Wohnformen, erlaubt dagegen eine etwas weniger fatalistische Perspektive und scheint noch eher städtebauliche und baupolitische Optionen offen zu halten. Vielleicht hat sich auch deswegen die Diskussion zunächst vor allem auf diesen Aspekt konzentriert. Als die von Bundesbauminister Reinhard Klimmt im Jahr 2000 eingesetzte Kommission „Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Ländern“ die alarmierende und hinreichend symbolträchtige Zahl von einer Million leerstehender Wohnungen in den neuen Ländern verkündete, gab der Leipziger Oberbürgermeister Hinrich Lehman-

²⁴⁰ Vgl. Keim 2001, 10ff.; eine ausführliche Betrachtung der strukturellen Wandlungsprozesse in Ostdeutschland und ihrer Auswirkung auf den Wohnungsleerstand bei Haller 2002, 41ff.

²⁴¹ Zur Sprachregelung und den diesen Begriffen jeweils zugrundeliegenden Denkrichtungen, siehe Keim 2001, 18f.

²⁴² Mehr als 1,1 Millionen Menschen sind zwischen 1990 und 2000 aus Ostdeutschland fortgezogen. Demographische Hochrechnungen sagen für das Jahr 2050 nur noch eine Einwohnerzahl von etwa 11 Millionen, schlimmstenfalls sogar nur 8,6 Millionen voraus, was einer Halbierung der Einwohnerzahl am Ende der DDR gleichkäme. (Kil 2004, 21.)

²⁴³ Vgl. Ebd., 15f.; Haller 2002, 41ff.

²⁴⁴ BMBau 1994, 16.

²⁴⁵ Vgl. BMBau 1999, 115.

Grube als Vorsitzender dieser Kommission vor allem dem staatlich gesteuerten Eigenheimbau die Schuld am Wohnungsüberhang. Tatsächlich war das ostdeutsche Wohnungsangebot zwischen 1990 und 2000 um zehn Prozent ausgeweitet worden.²⁴⁶ Dementsprechend zählte zu den wichtigsten Forderungen der Kommission die Abschaffung der sogenannten Eigenheimzulage, die trotz aller Kritik als wohnungspolitisches und baukonjunkturelles Steuerungsinstrument bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt unangetastet geblieben ist. Als Mittel einer auch gesellschaftspolitischen Orientierung hin zum individuellen Wohneigentum im Einfamilienhaus scheinen hierin die weiter oben angesprochenen Rezepte der westdeutschen Wiederaufbauphase weiterzuwirken. Abgesehen von den städtebaulich problematischen Zersiedlungstendenzen erwies sich dies im Hinblick auf die bestehenden ostdeutschen Großsiedlungen als Einsatz öffentlicher Mittel, die zum Ruin anderer, ebenfalls massiv öffentlich geförderter Wohnformen beigetragen haben.²⁴⁷

Daß als Konsequenz aus dem Bericht der Leerstandskommission um die Jahrtausendwende begonnen wurde, den Abriß von leerstehenden Plattenbauten mit staatlichen Förderprämien zu forcieren, daß also nach der jahrelangen Förderung von Privatisierungen nun öffentliche Gelder auch noch dafür eingesetzt wurden, um den kommunalen Wohnungsbestand durch Abschaffung zu verringern: Das wurde von der Öffentlichkeit alarmiert als „subventionierte Preisgabe von Volksvermögen“ wahrgenommen.²⁴⁸ Das 2001 beschlossene und seit 2002 laufende Förderprogramm „Stadtumbau Ost“ koppelt seine Sanierungsbeihilfen jedoch zwingend an den Abriß von Gebäuden und subventioniert diesen Abriß, auch wenn der betroffene Wohnraum mit öffentlichen Beihilfen kurz zuvor noch saniert worden ist.²⁴⁹ Im Rahmen dieses

²⁴⁶ Vgl. Hans Wolfgang Hoffmann: Selbstmord auf Staatskosten. Der geplante Abriß ostdeutscher Plattenbauten – subventionierte Preisgabe von Volksvermögen. In: Berliner Zeitung vom 21.11.2000.

²⁴⁷ Der offen ideologische Vorschlag des konservativen Polithasardeurs und Gründers der „Pro DM Partei“ Bolko Hoffmann, sämtliche Plattenbauwohnungen im Zuge eines selbsttragenden Beschäftigungsprogramms durch neuzubauende Eigentumswohnungen zu ersetzen, parodierte diese Gemengelage nicht nur unfreiwillig, er war letztlich vielleicht sogar konsequenter: „Ich meine, es gibt nur noch einen einzigen Weg, sofort 500.000 Arbeitsplätze im Osten zu schaffen: Wir reißen in den nächsten 10 bis 12 Jahren die 4 Mio. Plattenbauten in der ehemaligen DDR ab und errichten für die heutigen Mieter auf dem gleichen Grund und Boden neue Eigentumswohnungen. Kostenpunkt 50 Mrd. DM im Jahr bzw. mehr als 1/2 Billion im gesamten Zeitraum. Dabei finanziert sich alles selbst.“ (Bolko Hoffmann. Anzeige in der Berliner Zeitung vom 19./20.4.1997.)

²⁴⁸ Vgl. Ebd.; siehe dazu auch: Kil 2004, 37.

²⁴⁹ So mußte z.B. die Thüringer Landesregierung Anfang Januar 2005 auf eine kleine Anfrage hin eingestehen, daß „auch in Thüringen der Abriss von mit Fördermitteln teil- oder vollsanierter Wohnungen erfolgt“. Demzufolge seien bis zu diesem Zeitpunkt in Thüringen 408

Förderprogramms, das den Stadtumbau als zentrale städtebauliche Aufgabe der kommenden Jahre in Ost- und zunehmend auch in Westdeutschland begreift, erscheint die Lösung des für die Wohnungsunternehmen existenzbedrohenden Leerstandsproblems immer noch als Konsolidierungsmaßnahme.

In einer Pressemitteilung der Bundesregierung vom 28.12.2004 zog Bundesbauminister Stolpe eine „positive Zwischenbilanz des Stadtumbau Ost“: „Mittlerweile gibt es in Ostdeutschland rund 100 000 Wohnungen weniger.“ Ziel von Bund und Ländern sei es, bis zum Jahr 2009 „etwa ein Drittel der leerstehenden Wohnungen vom Markt zu nehmen“. Von den etwa eine Million leeren Wohnungen Ostdeutschlands sollen in diesem Zeitraum fast 360 000 abgerissen werden, wofür aus dem Stadtumbauprogramm jährlich 160 Millionen Euro zur Verfügung stünden. Nach Ansicht Stolpes könne das seit 2004 vom Bund unterstützte Stadtumbauprogramm in Westdeutschland, dessen Mittel von gegenwärtig jährlich 40 Millionen bis 2009 auf 86 Millionen Euro angehoben werden sollen, auch mit dem Stadtumbau Ost zusammengeführt „und auch in dem Bereich die deutsche Einheit realisiert werden.“²⁵⁰

„Rückbau“ und „vom Markt nehmen“ haben sich als offiziöse Euphemismen eingebürgert.²⁵¹ Das Wort Abriß wird auch im kommunalpolitischen Sprachgebrauch bis heute gemieden, da den ersten Abbrüchen in Ostdeutschland, trotz der langen Tradition der Abrißoption in der Großsiedlungsdebatte, der Charakter von schmerzlichen Tabubrüchen zukam.²⁵²

Die vom Prestel-Institut für Systemforschung 1996 vorgelegte Studie „Zwischen Sanierung und Abriß“ hatte mit ihren Abbruchforderungen noch für einen empörten

mit Fördermitteln sanierte Wohnungen abgerissen worden sein und weitere 144 derartige Wohnungen zum Abriß noch anstehen. (Quelle: Regionalweb.de, 3.1.2005.)

²⁵⁰ Bundesbauminister Stolpe zieht positive Zwischenbilanz des Stadtumbau Ost. Pressemitteilung der Bundesregierung vom 28.12.2004. (www.bundesregierung.de/Politikthemen/Verkehr_-Bauen-und-Wohnen-,12031/Stadtumbau-Ost.htm)

²⁵¹ Petzet 2004, 236, weist darauf hin, daß der Begriff Rückbau einen geordneten Abbruch bezeichnet und vor allem bei der Entsorgung von kontaminierten Anlagen wie Kernkraftwerken gebräuchlich ist.

²⁵² „Der Rückbau besonders hoher Gebäude durch Abtragung einzelner Obergeschosse, durch Terrassierungen oder sogar durch Totalabriß darf kein Tabu sein“, bemerkte bereits Gibbins 1988, 23, im Hinblick auf die Nachbesserungsmöglichkeiten bei westdeutschen Großsiedlungen; zumal festgestellt worden sei: „Gezielte Befragungen von Bewohnern in Großsiedlungen lassen jedoch erkennen, daß der Abriß besonders stigmatisierter Gebäudekomplexe durchaus auf Akzeptanz stoßen würde, zumindest als symbolischer Vorgang im Rahmen eines umfassenden Erneuerungskonzepts.“ (Ebd.) Der Komplettabriß der Meta-Stadt Wulfen bei Dorsten 1986 kam dabei als ein in diesem Sinne auch „symbolischer Vorgang“ einem bundesdeutschen Nachvollzug des paradigmatischen Abbruchs der amerikanischen Siedlung Pruitt-Igoe in den siebziger Jahren gleich. Weitere Beispiele für großräumige Abrisse in Großsiedlungen Frankreichs, der Niederlande und Großbritanniens bei: Haller 2002, 92f.

Aufschrei in der Fachwelt gesorgt, als kurz darauf vereinzelt schließlich zur Tat geschritten wurde, fand das Problem über die Massenmedien auch eine gesamtgesellschaftliche Resonanz. Als im Februar 1998 im brandenburgischen Guben ein Plattenbau vom Typ P2 abgebrochen wurde (wegen Leerstands und aus städtebaulichen Erwägungen), als ein Jahr später in Schwedt an Oder mit dem Fall eines Elfgeschossers eine ganze Reihe von Abbrüchen begann, und als vor allem 1998 in Eisenhüttenstadt zum ersten und bislang einzigen Mal ein Plattenbau sogar gesprengt wurde, da glichen die spektakulären Fernsehbilder einer Umkehrung der oben beschriebenen Filmsequenzen aus der „Legende von Paul und Paula“: Jetzt standen die Plattenbauten für eine überkommene Zeit, und wenn sich der Staub über ihnen legte, empfahlen sich Eigenheime oder Stadtvillen als zukünftige Lebensmodelle.²⁵³ Gerade an diesen Standorten, allesamt Städte, die mit einem noch erinnerlichen propagandistischen Begleitaufwand als Industrieschwerpunkte erst in der DDR aus- bzw. aufgebaut wurden, sowie im Gegenlicht der o.a. Polemiken und Politisierungen, mußten diese spektakulären ersten Abrißbilder gerade für eine breitere Öffentlichkeit die Symbolkraft eines ostdeutschen Pruitt-Igoe transportieren, ein gesellschaftspolitisches Statement, das über wohnungswirtschaftliche Zwänge weit hinauszugehen schien. Mehr noch als der Umstand, daß Plattenbauabrisse kurz darauf zum Normalitätserlebnis ostdeutscher Städte wurden, waren es diese ersten, von großem medialen Interesse begleiteten Präzedenzfälle, die stark skandalisierend und polarisierend gewirkt haben.

Die konstruktiven und konsolidierenden Wirkungen, die Abrisse auf den Städtebau haben können, und wie sich das Problem innerhalb und zugunsten des Bestandes angehen ließe - das wurde demgegenüber erst viel später betont und fand keine vergleichbare Aufmerksamkeit. An den Zugewinn an städtebaulicher Qualität durch Entdichtung und den architektonischen Qualitätszugewinn durch Teilrückbau, durch Grundrißerweiterungen, Wohnungszusammenlegungen und Terrassierungen knüpften sich große praktische Erwartungen; die Möglichkeit von Abrissen und Teilabrissen schien endlich die wirklich tiefgreifenden strukturellen Eingriffe zu ermöglichen, die bis in die späten neunziger Jahre hinein immer nur angemahnt worden waren. Dabei wurden, als Alternative zu einem mit Vernichtung konnotierten Abriß und als

²⁵³ Einen ersten kurzen Überblick über die neuere ostdeutsche Abrißgeschichte hat Haller 2002, 96ff., aufgestellt. Der erste Abriß eines Plattenbauwohnblocks ereignete sich demzufolge von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt auf einem ehemaligen sowjetischen

spezifische, positive Eigenschaft der Plattenbauten, die dem Montagebau prinzipiell innewohnenden Möglichkeiten der De- und Remontage betont; um die Jahrtausendwende wurden immer wieder Vorschläge laut, die demontierten Platten, nach schwedischen Vorbildern, an anderen Stellen wieder aufzubauen, bevorzugt in osteuropäischen Staaten mit Wohnungsmangel; Vorschläge, die in ihrer technologischen Euphorie gewissermaßen die nomadischen Ursprungsmythen des Fertigteilbaus wieder reaktivierten.²⁵⁴ Der Leerstand und die Schrumpfung wurden von den Planern der Jahrtausendwende mitunter in ähnlicher Weise als Chance zu einer grundlegenden städtebaulichen Neuordnung und Korrektur aufgefaßt wie die Kriegszerstörungen von denen der fünfziger und sechziger Jahre, nur daß die Leitbilder jetzt nicht mehr unbedingt die gleichen waren und die Metaphorik aus dem Organismus der Stadt einen Patienten gemacht hatte und vom Biologischen ins Pathologische gewechselt war: Wo damals die Straßen wie „Arterien“ das „Gewebe“ der Bausubstanz erschlossen, war jetzt von „Revitalisierung“ die Rede oder sogar von „Spendergebäuden“, deren abgetragenes Baumaterial nach Osteuropa exportiert oder bei der Errichtung von vermeintlich marktgängigeren Stadtvillen wieder zum Einsatz

Militärgelände in Berlin (1994), als Grund wurde hier, wie bei den meisten anderen frühen Abrissen, eine Verbesserung der städtebaulichen Maßstäblichkeit angegeben. (Ebd.)

²⁵⁴ Vorschläge zur De- und Remontage von Montagebauten rekurrieren häufig auf Vorbilder aus Schweden, wo z.B. in Göteborg sanierungsbedürftige Fertigbauten in Gebieten mit geringer Nachfrage demontiert und an wohnungswirtschaftlich attraktiveren Standorten in veränderter Gestalt wieder aufgebaut wurden. (Vgl. Haller 2002, 94.) Solche schwedischen Demontage-Modelle wurden bereits in den achtziger Jahren im Hinblick auf die westdeutschen Großsiedlungen diskutiert. (Vgl. Gibbins 1988, 23.) In Hoyerswerda wurden schwedische Teilrückbaukonzepte 1998 erstmals in den neuen Bundesländern bei der Abtragung von drei Stockwerken eines Elfgeschossers umgesetzt. (Haller 2002, 101f.) In Schwedt wurde nach den ersten Abrissen Ende der neunziger Jahre der Vorschlag gemacht, die demontierten Platten zum Wiederaufbau in das kriegszerstörte Bosnien zu verschicken, als Notunterkunft für Flüchtlinge. Mit Verweis auf technische, finanzielle und logistische Probleme wurde dieses Vorhaben aber von der Stadt nicht umgesetzt. (Uchatius 2001) Die mecklenburgische Stadt Eggesin hat dieses Verfahren zumindest erprobt. (Haller 2002, 105.) In Hoyerswerda bemühte sich der Lehrstuhl für Baustoff-Neuwerttechnik der TU Cottbus um baukastengemäße Abbruch-Strategien, die ein „Produktrecycling“ erlauben: „Die wesentlichen Ergebnisse der Forschungsbegleitung sind eindeutig: Die Gebäude sind problemlos rückbaufähig, obwohl sie ursprünglich nicht demontabel errichtet wurden. Die baustofflichen und –technischen Untersuchungen belegen die Wiederverwertbarkeit der Deckenplatten sowie der tragenden Innenwände. Lediglich die Außenwandplatten werden für eine Wiederverwendung nicht empfohlen.“ (Ebd., 104f.) Das Internationale Transferzentrum Umwelttechnik in Leipzig arbeitete 2002 an dem Vorhaben, ungenutzte Plattenbauten zur Wiederverwendung in Tschechien oder Rußland zu exportieren, was aus den Mitteln des Stadtumbau Ost sowie tschechischer Fonds unterstützt wurde. (Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 15.3.2002; Berliner Zeitung vom 9.3.2002). 2003 wurde von einem deutsch-ungarischen Recyclingprogramm berichtet, das ostdeutsche Plattenbauten ab 2004 in Südungarn sowie Bosnien einer Wiederverwertung zuführen sollte. Eine Wiederverwertung von demontierten Platten vor Ort, etwa in Brandenburg an der Havel, scheiterte dagegen nach Aussagen von ortsansässigen Immobilienexperten immer noch am „schlechten Ruf der Platte“. (Irina Repke: Exportschlager Platte. In: Der Spiegel 47/2003, 76.)

kommen sollte.²⁵⁵ Je besorgniserregender die Diagnosen ausfielen, desto martialischer gestalteten sich die Therapien: von Kosmetik über erste homöopathische Pflasterchen bis hin zu tiefen chirurgischen Schnitten und Amputationen. Die Abrisse des „Stadtumbau Ost“ konterkarierten insofern die Aufwertungsbemühungen der frühen neunziger Jahre nicht nur, sie radikalisierten sie zugleich auch.

Werner Rietdorf in seiner Forschungsbegleitung für die Großsiedlungsstrategien der Bundesregierung fünf grundsätzliche Abrißtypologien formuliert:

1. Das Zwiebschalenprinzip, ein Rückbau von den danach zu renaturierenden Rändern her, um das Zentrum zu urbanisieren.
2. Das gegenteilige Prinzip des Entkernens von innen her, der Auflösung hoher Dichten, was auf Kosten der Urbanität eher den Siedlungscharakter betont.
3. Eine disperse Entdichtung, die den Städtebau nur auflockert aber nicht grundsätzlich verändert.
4. Eine Veränderung des Städtebaus durch punktuelle Herausnahme von Gebäuden.
5. Das Abtragen einzelner Geschosse.²⁵⁶

Stadtschrumpfung als Geschichtskorrektur

Alle diese Typologien lassen sich in ostdeutschen Plattenbausiedlungen nachweisen, oft sogar neben- und im Widerspruch zueinander. Eine zentrale Rolle kam dabei vor allem dem ersten Typus zu, dem Schrumpfen von außen nach innen. Das schien erstens von der Tatsache gedeckt, daß diese äußeren Schichten in der Regel auch die jüngsten und unbeliebtesten sind, daß außerdem auch die Einwohner dieser Häuser in der Regel die jüngsten, mobilsten und abwanderungswilligsten des Gebietes sind, während die innenstadtnahen Baublöcke aus den fünfziger und sechziger Jahren bei einer älteren Bewohnerschaft beliebt und weitgehend arrondiert sind. Zum zweiten knüpfte sich an dieses kontraktive Schrumpfungsmo­dell auch eine kulturelle Heilserwartung, die über solche praktischen Erwägungen hinausging: Die Hoffnung, daß sich mit so einem Abschmelzen der industriell errichteten Stadterweiterungen in Richtung des Kerns der alten, kompakten, „europäischen“ Stadt die Moderne vielleicht doch noch als

²⁵⁵ Das berühmteste Beispiel wurde in Cottbus-Sachsendorf realisiert, die Wiederverwendung abgetragener Plattenbauteile beim Bau von sog. Stadtvillen. Vgl. dazu auch: Kil 2004, 116f. und S. 175 dieser Arbeit.

²⁵⁶ BMBau 1999, 146ff.

reversibel erweist. In einem ähnlichen Sinne hatte ein konservativer Stadttheoretiker wie Dieter Hoffmann-Axthelm das Schrumpfen der Städte in den westlichen Industrieländern der achtziger Jahren noch als Einlaßtor für die Rückkehr urbanistischer Aktivitäten in die Innenstädte gefeiert.²⁵⁷

Der naheliegende Versuch, die Städte um genau das Maß ihres jüngsten Wachstums wieder auf einen angemessenen, „gesunden“ und attraktiveren Urzustand zurückzuschrumpfen, erinnert nicht zufällig an eine Diät oder gar Liposektion; die bei solchen Maßnahmen häufig zurückbleibenden Fettschürzen und die Schädigungen der inneren Organe entsprechen durchaus den Friktionen, die sich bei dieser Form der Stadtschrumpfung ergaben: einmal an den Rändern, wo die Stadt verschwand, und dann in der Mitte, wo sie oft trotzdem nicht gestärkt wurde.

Die Stadt Halle an der Saale hatte sich unter anderem mit der Aufforstung der abgerissenen Siedlung Silberhöhe am Rande von Halle-Neustadt als „Schrumpfende Stadt“ um den Titel der Kulturhauptstadt Europas beworben. Ein leerstehender Plattenbau, der im Rahmen eines Kunstprojektes mit Blattwerk überrankt wurde, wurde in diesem Zusammenhang von der Presse sofort als „Warnung vor der Rückkehr der Waldes“ aufgefaßt.²⁵⁸ Als im Frühjahr 2005 in Frankfurt an der Oder im Neubaugebiet Beresinchen auf den Brachen ehemaliger Plattenbauten ein Traktor Furchen in den Boden zog und Saatgut ausbrachte, diente das zwar nur der Begrünung durch Rasen, veranlaßte aber die Lokalpresse über eine Rückkehr von „Ackerbau und Viehzucht“ zu spekulieren.²⁵⁹ In Eisenhüttenstadt schließlich, dem als „erste sozialistische Stadt“ der DDR eine besondere Beispielhaftigkeit zukommt, konnte der Denkmalschutz den Abriß einiger sehr früher, heute unvermietbarer Wohnblöcke zwar nicht verhindern, setzte aber durch, daß ihre Brachen nicht nur begrünt, sondern auch erhöht werden, damit die Stümpfe ihres Grundrisses im Stadtbild präsent bleiben.²⁶⁰ Es ist offensichtlich, daß es nicht nur ein ökologischer und altstadtnostalgischer Triumph sein muß, wenn die ungeliebte Industriemoderne heute Flächen an die Natur zurückzugeben gezwungen ist, sondern auch ein eher melancholisches Erlebnis. Daß die Geschichte des industriellen Wohnungsbaus oft gerade in dem Moment als eine eigene, selbst erlebte Geschichte fühlbar wird, wenn das sprichwörtliche Gras darüber

²⁵⁷ Hoffmann-Axthelm 1993, 17ff.

²⁵⁸ Vgl. Güntner 2005.

²⁵⁹ „Ackerbau auf Abrissflächen in Neuberresinchen.“ In: Märkische Oderzeitung vom 29.4.05.

²⁶⁰ Vgl. Märkische Oderzeitung vom 21.4.05.

zu wachsen anfängt. Und daß nach der Amputation auch in diesem Fall heftige Phantomschmerzen bleiben können.

Als regelrecht tragisch wurde dagegen auch von einer größeren und nicht unmittelbar betroffenen Öffentlichkeit der Umstand wahrgenommen, daß im Gegenzug eben doch nicht unbedingt mit einer Stabilisierung der Innenstädte gerechnet werden konnte. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre hatte sich in Widerspiegelung der neuen gesellschaftlichen und politischen Präferenzen zunächst das Bild des Wohnungsleerstandes auf bezeichnende Weise scheinbar umgekehrt: Es waren nicht mehr, wie in der DDR, die Altbausanierung und der Eigenheimbau, die zugunsten des industriellen Wohnungsbaus vernachlässigt wurden; jetzt standen zugunsten von Eigenheimen und sanierten Altbauten erstmals Plattenbauten leer. Das konnte im Sinne der in der späten DDR ausgeprägten und, wie oben dargestellt, in den jeweiligen Bauformen sedimentierten politischen Haltungen mit einer gewissen bürgerlichen Genugtuung als historische Gerechtigkeit und antisozialistischer Rollback aufgefaßt werden, erwies sich aber spätestens nach der Jahrtausendwende als Trugschluß. Aus Weißenfels und Altenburg wurde gemeldet, daß sich der Stadtumbau Ost auch auf den Abriß von Bürgerhäusern aus der Renaissance und dem Barock ausgeweitet hatte.²⁶¹ Der Chemnitzer Gebietsreferent des Sächsischen Landesamtes für Denkmalpflege beklagt, daß monatlich fünf bis acht Anträge auf Rückbau eines geschützten Hauses bei ihm eingingen; in Meerane fiel eine komplette Marktseite dem Abriß zum Opfer, in Zwickau das Zollhaus, in Chemnitz Teile von Fred Ottos Gartenhaussiedlung. Insgesamt 10 000 denkmalgeschützte Bauten sind allein in Sachsen unter Umständen abrißbedroht.²⁶² In Brandenburg an der Havel, nach 1990 aufgrund seines vergleichsweise gut erhaltenen historischen Zentrums zur Modellstadt für behutsame Stadterneuerung erkoren, formierte sich wie zu Zeiten der DDR Bürgerprotest gegen den mit Stadtumbau-Ost-Mitteln geplanten Abbruch von 18 gründerzeitlichen Mietshäusern in der Innenstadt.²⁶³ In Leipzig, der Stadt mit dem umfangreichsten gründerzeitlichen Wohnungsbestand in Deutschland, begann sich ebenfalls Bürgerprotest gegen die Gefährdung von 2500 Gründerzeithäusern zu regen.²⁶⁴

²⁶¹ Grünzig 2004, 4.; Jäger 2004, 43.

²⁶² Vgl. Leipziger Volkszeitung vom 15.4.2005.

²⁶³ Lausitzer Rundschau vom 18.3.2005.

²⁶⁴ Dankwart Guratzsch: 2500 Gründerzeithäuser vor dem Aus. Das Beispiel Leipzig zeigt: Innenstädten droht weitere Auszehrung. Die Welt vom 22.4.2005. Und: Arnold Bartetzky: Es grünt so grün, wenn Abrißbirnen glühen. Häuserkampf Ost: In Leipzig wächst der Widerstand gegen eine zerstörerische Baupolitik. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7.3.2005.

Aber in Leipzig betrug der Leerstand in diesen Gründerzeitbauten 35 Prozent.²⁶⁵ In Görlitz, der offiziellen deutschen Bewerberin um den Titel der Kulturhauptstadt Europas 2010, stehen sogar 48 Prozent der in den letzten Jahren umfangreich sanierten, denkmalgeschützten Renaissance-Innenstadt leer, im Görlitzer Plattenbauviertel Königshufen sind es nur sieben Prozent; sogar in Halle liegt der Leerstand in der Altstadt mit 30 Prozent wesentlich höher als in den Plattenbauten von Halle-Neustadt.²⁶⁶

Die ostdeutsche Leerstandsproblematik, soviel ist inzwischen deutlich, betrifft die Altbausubstanz mindestens genauso wie den Plattenbau, und sie bringt beide vor der Abrißbirne in eine Konkurrenz zu einander, die die Fronten aus der DDR letztlich in die Gegenwart verlängert: Angesichts des Leerstandes stellt sich nicht nur die Frage, ob Neubauten zugunsten von Altbauten geopfert werden sollten oder umgekehrt, es geht, ganz grundsätzlich, auch um das Verhältnis des vorsozialistischen Erbes zum sozialistischen.²⁶⁷ Das macht die Gebäude zwangsläufig auch zu Austragungsorten übergeordneter ideologischer Konflikte. Zugleich bildet sich in der Realität des Stadtumbaus Ost das Scheitern, bzw. die noch zu geringe Tragfähigkeit des bundesdeutschen Eigentums- und Wirtschaftsmodells in den neuen Ländern ab: Die Innenstädte mit ihren Altbauten und ihrer kleinteiligen Eigentümerstruktur erweisen sich in der Fördermittelkonkurrenz oft genug als chancenlos gegenüber den großen Wohnungsunternehmen am Stadtrand, die in der Regel wie monopolistische Kommunalbetriebe funktionieren, die den Zentralismus und die Macht des DDR-Wohnungsbaus weiterhin in sich tragen, und deren wirtschaftliche Lage häufig von existentieller Bedeutung für die jeweilige Kommune ist. Das Paradigma von der Rückkehr zur kompakten Stadt wird meistens bereits von den Machtkonstellationen und den wirtschaftlichen Zwängen der Akteure weitgehend unterlaufen. Allein der Umstand, daß das Schrumpfen des Wohnungsbestandes eine stetige Verteuerung der

²⁶⁵ Vgl. Kil 2002, 4.

²⁶⁶ Vgl. Kil 2004, 15.

²⁶⁷ Diese Frage stellt sich vor allem in Halle, wo sich mit Halle-Altstadt und Halle-Neustadt die beiden Bauformen in beinahe gleich großem Ausmaß und mit ähnlich großen Leerstandsproblemen gegenüberstehen. Dankwart Guratzsch fand in der Zeitung „Die Welt“ aber auch Anlaß, im Hinblick auf das vermeintlich weit weniger von Schrumpfung betroffene Dresden noch einmal gegen die „Monstersiedlungen des ‚sozialistischen Städtebaus‘“ und gegen „Großsiedlungen der ‚Massenmenschhaltung‘“ zu polemisieren: „Sollte man die Fördergelder (die für den Umbau der Plattenbausiedlung Gorbitz beantragt wurden, P.R.) nicht besser in die wieder begehrten Altbaugebiete stecken, an denen Identität und ‚Image‘ des einstigen Elbflorenz hängt?“ (Dankwart Guratzsch: Kaum noch Hoffnung für die ‚Platte‘. Den Großsiedlungen in Ost und West laufen die Bewohner weg – Dresden will dennoch ein Förderprogramm. In: Die Welt vom 29.4.2004.)

immer weniger ausgelasteten städtischen Infrastrukturleistungen wie Wasser, Gas, Nahverkehr usw. nach sich zieht, erklärt den rasenden und zum Teil rücksichtslosen Aktivismus im Zeichen des Stadtumbaus. Der Kampf der Gemeinden gegen die unweigerlich drohende „Unwirtschaftlichkeit der Städte“ läßt sich zum einen in der Flut von Presseartikeln zum Umbau Ost nachvollziehen, er ist zuletzt aber auch sehr instruktiv von dem Architekturkritiker Wolfgang Kil beschrieben worden.²⁶⁸

Das kann im Extremfall auch bedeuten, daß sich der Kampf um die Fördermittel komplett von jeder stadtplanerischen Zielstellung abkoppelt, etwa wenn ein Wohnungsunternehmen Leerstände extra zukaufte, um mehr Altschulden erlassen zu bekommen.²⁶⁹

Kritik der Modernekritik und Stadtschrumpfung als Kulturerfahrung

Wolfgang Kil war aber auch stets einer derjenigen, die am nachdrücklichsten und in allen möglichen zur Verfügung stehenden Foren dafür plädierten, den Stadtumbau und die Problematik der Stadtschrumpfung in einem weiteren kulturellen Zusammenhang zu sehen und jedenfalls nicht ausschließlich an den Interessen der Wohnungswirtschaft auszurichten, was insofern umso berechtigter erscheint, als diese Interessen noch nicht einmal wirklich befriedigt werden können, die Rückbau- und Konsolidierungsbemühungen vielmehr vielfach einer Sisyphosarbeit gleichkommen, den Leerständen mit Abrissen kaum beizukommen ist und sie trotz Abrissen eher zunehmen.²⁷⁰ Es spricht einiges dafür, daß sich die Abriß- und Umbauaktivitäten in

²⁶⁸ „Einerseits drohen den betroffenen Kommunen empfindliche Bedeutungsverluste in der Verwaltungshierarchie: Wenn irgendwann alle Dörfer des Umlandes eingemeindet sind, aber trotzdem die Bevölkerungskurve unter die magische Grenzlinie rutscht, dann werden aus Großstädten plötzlich Mittelzentren, mit entsprechend geringeren Zuwendungen. (...) Andererseits droht eine lineare Armutsspirale: Da Kommunalfinanzierung hierzulande weitgehend an die ‚Kopfzahl‘ der jeweiligen Bewohnerschaft geknüpft ist, tun sich für schrumpfende Gemeinden wahre Abgründe auf: Sinkende Steuer- und Ausgleichseinnahmen reißen immer katastrophalere Löcher in die öffentlichen Budgets. Die Planer Hoyerswerdas haben einmal aufgerechnet, dass der Stadt mit jedem Abwanderer pro Jahr etwa 750 Euro direkte Finanzzuweisungen sowie indirekt weitere 1000 Euro Anteil am Kreditrahmen verloren gehen. Da seit geraumer Zeit alljährlich 1500-2000 Einwohner die Stadt verlassen, macht allein der Exodus die Stadtkasse Jahr für Jahr um zweieinhalb bis dreieinhalb Millionen Euro ärmer.“ (Kil 2004, 25)

²⁶⁹ Vgl.: „Eine leer stehende Wohnung ist ökonomisch Bauschutt“. Stefan Weber, stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Sächsischen Aufbaubank, im Interview mit Andreas Friedrich. In: Leipziger Volkszeitung und Dresdner Neueste Nachrichten vom 5.4.2004.

²⁷⁰ So in: Kil 2004, 32. „Schon heute ist absehbar, dass die für Abrisse vorgesehenen Gelder (...) bestenfalls für so viele Leerstandswohnungen reichen werden, wie seit Beginn des Förderprogramms noch *hinzukommen* sollen. Nach Auslaufen des bislang geplanten

Ostdeutschland vielfach bereits auf ähnliche Weise verselbständigt und zu einem vor allem sich selbst genügenden, starren System entfaltet haben wie zuvor der Massenwohnungsbau der DDR. Welche Grenzen dem herkömmlichen Planungsverständnis in den dynamischen Strukturbrüchen Ostdeutschlands gesetzt sind, das ist zuletzt erst wieder im Zusammenhang mit der Arbeitsmarktreform Hartz IV sehr deutlich geworden: Der damit verbundene Druck auf Arbeitslose, sich kleinere und billigere Wohnungen zu suchen, hat partiell bereits wieder zu einem Wohnungsmangel an Orten geführt, an denen soeben noch großflächig abgerissen wurde.²⁷¹

„Wahrscheinlich führt (die schrumpfende Stadt) uns gerade das Ende einer Epoche, nämlich die des rationalen Planungsdenkens der Moderne vor Augen“, folgte die Leipziger Stadtplanerin Marta Doehler im Frühjahr 2004, „Planung wird vermutlich viel stärker deskriptiv als bisher betrieben werden müssen. Planen wird Mitschreiben und Sichtbarmachen.“²⁷² Ganz in diesem Sinne plädierte letztlich auch Kil für ein Innehalten, für einen Ausbruch aus der rasenden Handlungsroutine des Stadtumbaus und eine stärkere Berücksichtigung der kulturellen Dimensionen dieses Prozesses: „Unter diesen Umständen einen ‚Rückzug in Anstand und Würde‘ zu bewerkstelligen, kann nur heißen, über ein möglichst behutsames Umzugsmanagement hinaus die *kulturellen* Seiten des Vorgangs zu begreifen.“²⁷³ Aus der Einsicht, daß dem grundsätzlichen Strukturbruch in Ostdeutschland, der Deindustrialisierung und der

Programms wird der überzählige Bestand also weiterhin bei mindestens einer Million Wohnungen liegen.“ (Ebd., 28.) So meldet etwa die Stadt Eisenhüttenstadt wachsende Leerstände trotz Abrissen. (Märkische Oderzeitung vom 30.4.05.)

²⁷¹ Unter der Überschrift „Abriss in Lobeda trifft die Stadt jetzt als Bumerang“ meldete die Ostthüringer Zeitung am 6.5.2005 aus Jena: „Mindestens 1 000 Wohnungen fehlen, um vor allem alleinstehende Empfänger des Arbeitslosengeldes II mit angemessenem Wohnraum zu versorgen, der den Richtlinien der Stadt entspricht. (...) Sozialdezernent Dr. Albrecht Schröter bestätigte, dass die Stadt vor einem echten Problem stehe, da der Wohnungsleerstand nur noch zwei Prozent in Jena betrage. Die Stadt komme nicht umhin, selbst günstigen Wohnraum zu schaffen. (...) Stadtrat Jürgen Haschke sagte, dass Jena nun das Stadtumbauprogramm-Ost auf die Füße falle: ‚Erst reißen wir die günstigen unsanierten Wohnungen ab und jetzt legen wir ein neues Wohnungsbauprogramm auf.‘ (...)“

Die Wohnungsunternehmen werden durch die Arbeitslosengeld-Reform auch insofern vor Probleme gestellt, als gerade die sehr kleinen und entsprechend günstigen Einzimmer-Wohnungen bisher am schwersten vermietbar waren und dementsprechend häufig bei Umbaumaßnahmen vergrößert wurden. Was hier auf den Wohnungsmarkt durchschlägt, hat seine Ursachen in einer politikinduzierten Wandlung der Lebensformen: unverheiratete Paare werden nach Hartz IV als Bedarfsgemeinschaften mit gegenseitiger Fürsorgepflicht aufgefaßt, der die Betroffenen häufig durch räumliche Trennung, durch den getrennten Bezug zweier kleinerer Wohnungen zu entgehen versuchen. Vgl. dazu u.a.: Marlies Emmerich: Berliner Zellteilung. Die Zahl der ALG-II-Haushalte wächst, weil sich offenbar immer mehr Paare zum Schein trennen. In: Berliner Zeitung vom 16.6.2005.

²⁷² Marta Doehler Chaos oder Methode? Die perforierte Stadt als Leitbild, Realitätsmodell oder Horrorvision. In: Deutsches Architektenblatt 4/2004. Zit nach Kil 2004, 105.

wirtschaftlich bedingten Abwanderung wohl kurzfristig kaum etwas wirksames entgegengesetzt werden kann, und schon gar nicht allein mit stadtplanerischen Maßnahmen, wird hier nicht weniger als eine Art Sterbebegleitung eingefordert: „kulturelle Strategien, den Rückzug individuell vermittelbar und gesellschaftlich verhandelbar zu machen.“²⁷⁴ Diese Hoffnungen stützen sich in erster Linie auf das Wirken einer Architektengeneration, die sich, wie Kil feststellte, „von fertig produzierten Räumen bereits lückenlos umstellt sieht und deshalb kaum noch auf eigene Neubaufgaben zu hoffen wagt“, und die daher den „Weg vom aktiven zum passiven, also vom ‚bestimmenden‘ zum ‚begleitenden‘ Handeln“ eingeschlagen hat.²⁷⁵ Während eine arrivierte deutsche Architektenelite weiterhin den Bau von Hochhäusern mit der drohenden Überbevölkerung begründet und, wie etwa Albert Speer oder gmp, den Bau von Millionenstädten in Ostasien planen, bleibt in der Tat einer immer größeren Gruppe von jungen Architekten in Deutschland vor allem die Reaktion auf den Schwund, auf den Bevölkerungsmangel, auf einen Überfluß an Architektur. Diese „beobachtenden“ Architekten, die ihr Wirken mangels Praxis weitgehend auf die Theorie verlagert haben, sind einerseits ein aussagekräftiges Symptom für die Krise und gleichzeitig diejenigen, die am intensivsten versuchen, einen positiven kulturellen Mehrwert aus ihr herauszuschlagen.²⁷⁶

Zu diesen in der Regel als Kollektiv agierenden Gruppen gehört etwa „Urban Catalyst“, der es in der Metaphorik des EDV-Zeitalters nicht mehr um die „Hardware“ geht, sondern um die „Software“, um das „Programmieren von gegebenen Räumen“, die sich also nicht mehr die Frage stellt, welche Gehäuse man für diese oder jene Funktion bräuchte, sondern: „Wie könnte/sollte eine Lebenspraxis beschaffen sein, die sich in den vorhandenen Räumen sinnvoll einrichtet?“²⁷⁷ Mit der Aktion „Zwischenpalastnutzung“, die den nach seiner Asbestsanierung ausgeweideten Palast der Republik temporär wie eine Verwirklichung von Cedric Princes „Fun Palace“ wirken ließ, hat „Urban Catalyst“ dieses Konzept des Neubespielens verlassener

²⁷³ Ebd., 113.

²⁷⁴ Ebd.; Zur Notion des „Sterbens in Würde“, siehe auch: Bürkner 2001, 62f.

²⁷⁵ Ebd., 105.

²⁷⁶ Vgl. dazu auch: Hanno Rauterberg: Spaß am Bau. Arbeitslose Architekten entdecken den Humor. Sie üben Aktionskunst in der Krise. In: Die Zeit. 52/2003. Es handelt sich dabei um so etwas wie den urbanistisch-architektonischen Arm jener von Christoph Schlingensiefel mit theatralischen Mitteln vorformulierten Bewegung, die das „Scheitern (bzw. Schrumpfen) als Chance“ begreifen möchte.

²⁷⁷ Kil 2004, 105f.

Räume ausgerechnet am umstrittensten und am stärksten im gesamtdeutschen Bewußtsein stehenden Leerstandsobjekt der DDR-Moderne demonstriert.

Kaum geringer war die Provokation, als ab etwa 2000 das Leipziger Planerkollektiv „L 21“, ein Zusammenschluß von fünf jungen Architekturbüros, in die urbanistische Debatte eingriff, indem es vor dem Hintergrund der immensen Leerstände im Gründerzeitbestand Leipzigs das traditionelle Leitbild der „Europäischen Stadt“ zur Disposition stellte und in deutlicher Anlehnung an Thomas Sieverts Überlegungen zur „Zwischenstadt“ das Modell einer „perforierten Stadt“ ins Gespräch brachte, ein „Kern-Plasma-Modell“, das letztlich auf eine Wiederkehr des verpönten Leitbildes von der Stadtlandschaft im Zeichen des Fördermittelstaates hinausläuft: „Kerne sind dabei städtisch aktive Punkte oder Orte mit besonderen Potentialen. Sie sind dichte Stadtinseln der europäischen Stadt, die im Gesamtgefüge orientieren und die Gemeinschaft mit ihrer Geschichte, Tradition und Patina stärken. (...) Nur dort sind Städtebaufördermittel sinnvoll einzusetzen. (...) Überall sonst, im umgebenden Plasma, wird eine neue Lust auf Umbau stimuliert. Im Plasma gibt es eine geringere bauliche Dichte und größere städtebauliche Freiheiten. Es ist die Grundsubstanz der Stadt, der Ort, individueller Freiheiten, die Bastelzone im Houellebecq’schen Sinn (Basteln als Ausweg aus Einsamkeit, Orientierungslosigkeit, Depression). Seine weiten, freien Räume ermöglichen der Stadt in sich selbst zu wachsen und zu schrumpfen.“²⁷⁸ (Abb. 48.) Dieser letztlich denkbar liberale und in der Konsequenz auch schmerzliche Denkansatz ist erwartungsgemäß auf heftige Widerstände seitens der am Ideal der geschlossenen europäischen Stadt traditionellen Zuschnitts orientierten Planungsverantwortlichen gestoßen, bestimmt aber nicht nur die Städtebaudiskussion Leipzigs bis heute wie ein Menetekel.²⁷⁹

Zu beträchtlichem publizistischem Einfluß hat es im Zuge der Schrumpfungsdebatten auch der Architekt Philipp Oswald, ein ehemaliger Mitarbeiter im theoriestarken Büro von Rem Koolhaas, gebracht. Er war u.a. beteiligt an dem 2003 auch zur Buchform geronnenen Projekt „3 Städte. Verlassene Stadt, Ersatzstadt, Ungebaute Stadt. Architektur-Stadtführer Ostdeutschland“ für die Kunsthalle Düsseldorf, wobei die

²⁷⁸ L 21 2002, 16. Denn: „Klar ist: in den Städten Ostdeutschlands hat eine Entwicklung begonnen, mit deren Erscheinungen wir uns jetzt hier und irgendwann in Gesamtdeutschland auseinandersetzen müssen. Und wollen wir Schrumpfung als Chance begreifen, müssen wir lernen, Entwicklung ohne Wachstum zu denken. (...) Richtung, Ausmaß und Ausbildung der Veränderung unserer Städte sind steuerbar. In Deutschland hat der Osten die große Chance, als erster das Potenzial von Reduktion und Langsamkeit für die Stadt zu entdecken und Bilder dafür zu entwerfen. (Ebd., 12ff.)

²⁷⁹ Vgl. Lütke Daldrup 2001, 198ff.

Abwanderung, die Stadtschrumpfung erstmals als fiktive Positivform dargestellt, in das herkömmliche Ranking eingegliedert und damit in ihrer Dimension greifbar gemacht wurde: „Die Verlassene Stadt ist seit Jahren die prosperierendste Stadt in Deutschland. Innerhalb weniger Jahre ist sie mit 2,3 Millionen potentiellen Einwohnern zur zweitgrößten Stadt Deutschlands aufgestiegen.“²⁸⁰ Vor allem aber war Oswald federführend bei dem von der Bundeskulturstiftung geförderten Forschungsprojekt „Schrumpfende Städte“, das schließlich im Herbst 2004 in eine große Berliner Ausstellung mündete und das Ziel hatte, die Stadtschrumpfung in Ostdeutschland nicht nur historisch, sondern auch international einzuordnen, konkret: das Schicksal der Region um Halle und Leipzig zu vergleichen mit dem von Detroit, Manchester und Ivano in Rußland, die traumatischen Erfahrungen des postindustriellen Niedergangs mit dem Wachstumsschock der Industrialisierung ins Verhältnis zu setzen und im weitesten Sinne als einzuübende Kulturerfahrung zu untersuchen.²⁸¹ Das entsprach ganz sicher Kils Hoffnung, der sich in einem etwas romantisierenden Tonfall wünschte: „Vielleicht schlägt die Stunde den Geduldigen. Die von der Industrie hinterlassenen Ländereien als Paradiese für Gärtner und Träumer, für die Kundschafter einer völlig neuen Lebensweise.“²⁸²

Wenn sich der Stadtumbauprozess in Ostdeutschland und der daran gekoppelte Umgang mit den Plattenbauten aber durch eines genau nicht auszeichnen, dann ist das Geduld. Im Folgenden soll deshalb der Frage nachgegangen werden, ob die inzwischen zahlreichen architektonischen und künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem Thema Plattenbau und/oder Schrumpfende Stadt von der Problematik nur zehren und allenfalls langfristige Perspektiven eröffnen, oder ob sie auch schon kurzfristig etwas zu ihrer Lösung beitragen. Und wenn ja, was.

²⁸⁰ „3 Städte. Verlassene Stadt, Ersatzstadt, Ungebaute Stadt. Architektur-Stadtführer Ostdeutschland“ Ein Projekt von Sybill Kohl, Philipp Oswald, Albrecht Schäfer. Kunsthalle Düsseldorf, 3 Bände, Köln 2003. Die „Ersatzstadt“ bezeichnet dabei die Eigenheimsiedlungen, die nach der Wende entstanden und die „Ungebaute Stadt“ die nicht verwirklichten Architekturprojekte für Ostdeutschland.

²⁸¹ Vgl. Oswald 2004. Die Ausstellung fand statt in den Kunstwerken Berlin vom 4. September bis 7. November 2004. Diese Ausstellung warf indes mehr Fragen auf, als sie beantworten konnte. Und sie lud zu dem Vorwurf ein, ihren Gegenstand oft weniger auf mögliche Auswege hin untersucht als schlicht zum Material künstlerischer Arbeiten gemacht zu haben. Ein zweiter Teil, der dann konkrete „Handlungskonzepte“ vorstellen soll, ist für den Herbst 2005 in Leipzig avisiert. Zu den Motivationen des Projekts „Schrumpfende Städte“ siehe auch: „Die Kultur der Stadt in Frage stellen“ Philipp Oswald im Gespräch mit Uwe Rad. In: Die Tageszeitung vom 15./16.11.2003. Zum geschichtlichen Hintergrund von Schrumpfungsprozessen vgl. u.a.: Keim 2001, 20ff.

²⁸² Kil 2002, 5.

2.5. Der Plattenbau als Gegenstand der bildenden Kunst und seine ästhetische Rehabilitierung

Die bildende Kunst hat sich der Plattenbauten in dem Moment angenommen, als diese deutlich vom Verschwinden bedroht waren. Oft handelt es sich genau genommen um Projekte, die an den unscharfen Schnittstellen von Kunst, Architektur und Theater operieren. Im Gegensatz zu den dekorativen, als äußerliche Applikationen an die Plattenbauten herangetragen Interventionen, die mehrheitlich die Identität der Plattenbauten und der Plattenbauviertel nicht interpretieren oder verstärken, sondern, im Gegenteil, brechen und verändern sollten, ist seit Ende der neunziger Jahre die Tendenz zu beobachten, die architektonischen, sozialen und rezeptionsästhetischen Charakteristika des Plattenbaus sowie den Fakt des Leerstandes und die Umnutzbarkeit von Räumen zum Gegenstand der künstlerischen Auseinandersetzung zu machen.²⁸³ Keine Kunst am - sondern im und aus dem Plattenbau.²⁸⁴

Auffällig und bezeichnend ist dabei, daß diesen Auseinandersetzungen mehrheitlich ein Blick von außen zugrunde liegt, eine Erfahrung von Fremdheit und Exotik, daß die Akteure so gut wie nie aus den Plattenbauten selbst oder wenigstens der DDR kommen, sondern in der Regel aus dem Westen Deutschlands oder gar der ganzen Welt. Insofern ist diese Auseinandersetzung mit Plattenbauten oft vor allem eine Aneignung von Plattenbauten, ihrer Geschichte und Problematik.

Dabei ist es eher noch die Ausnahme, wenn der Plattenbau auf diesem Wege tatsächlich in den Kunstbetrieb infiltriert wird, wie dies 2004 dem Bildhauer Manfred Pernice mit seiner mehrteiligen Arbeit „Häßliche Luise“ gelang. Der aus Hildesheim

²⁸³ Zu den eskapistischen Strategien, die Plattenbauten als etwas anderes scheinen zu lassen als sie in Wirklichkeit sind, wären letztlich auch die o.g. kleinstädtischen Fassadenmotive der Farbdesigner zu zählen. Ein Projekt wie die Umgestaltung des sog. „Gelben Viertels“ in Berlin-Hellersdorf, wo den Fassaden Motiven aus der Volkskunst brasilianischer Kadiwéu-Indianer appliziert wurden, geht in die gleiche Richtung, auch wenn es den Fluchtpunkt in noch weitere und exotischere Ferne rückt und das Plattenbauviertel ostentativ mit den Konnotationen von Naturnähe und Interkulturalität auszustatten versucht. Vgl. dazu: Pedro Moreira: Copyright by Kadiwéu. Umgestaltung des Gelben Viertels in Berlin-Hellersdorf. In: Tópicos 2/2002, 10-13.

²⁸⁴ Barbara Steiner, die Direktorin der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig, hat die Rolle, die die Künste in der zeitgenössischen Stadtplanung und in den gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozessen spielen, als ambivalent beschrieben: „Sie können emanzipativ, aber auch befriedend wirken und damit den Boden für eine allgemeine und kampfbefreiende Akzeptanz radikaler gesellschaftlicher Einschnitte bereiten. (Steiner 2005, 78.)

stammende und mittlerweile selbst in einem Ostberliner Plattenbau wohnende Künstler hatte dabei über Monate den Abriß eines Plattenbauriegels in der Berliner Luisenstraße 22-30 verfolgt. Dieser Plattenbau war erst 1990 bezogen worden und befand sich zeit seines Daseins durch seine unmittelbare Nähe zu Reichstag und Spreebogen im Zustand eines Abrißkandidaten und ideologisierten Streitobjekts. Auf dem Papier war er bereits Axel Schultes' „Band des Bundes“, dem städtebaulichen Masterplan für die Umgestaltung des Spreebogens zum Regierungsviertel, zum Opfer gefallen. Er stellt sich förmlich quer zu dieser ursprünglich bis zum Bahnhof Friedrichstraße ausgreifenden Architekturgeste und konnte deshalb von den Gegnern dieses Ausgriffs der neuen politischen Verhältnisse auf das ehemalige Zentrum Ostberlins als eine Art trotziges Asterix-Dorf mythisiert werden. Im Zuge der Konkretisierung der Baupläne des Bundes wurde die Abrißdebatte ab 1997 zunehmend von der Presse begleitet, deren Sprachgebrauch den „Plattenbau in der Luisenstraße“ allmählich zur „Häßlichen Luise“ diskreditierte. Ab dem Winter 2003 wurde der Bau schließlich abgerissen. Pernice dokumentierte diesen Abriß fotografisch, mit einem Pressearchiv und mit Interviews der letzten Bewohner, und er barg – gleichsam als Archäologe der allerjüngsten Geschichte – Fundstücke aus den Trümmern, darunter die Reste von Spielplatzgerüsten. Die Objets trouvés präsentierte er bei einer Ausstellung im Hof der Berliner Galerie Neu im Winter 2004/2005 zu einer Installation zusammen, die in ihren formalen Anklängen an die Plastik des Konstruktivismus zu einem melancholischen Monument eines gescheiterten Fortschritts wurde; im Inneren der Galerie wurde zeitgleich die Dokumentation des Abrisses wie ein „Tagebuch eines angekündigten Todes“ ausgebreitet.²⁸⁵ Die Kernstücke der Arbeit waren indes bei dieser Ausstellung nicht zu sehen: Pernice hatte sich bei den Abrißarbeiten zwei vollständige Naßzellen gesichert, zwei Einheiten der innenliegenden Badezimmer, die ein zentrales Charakteristikum der DDR-Plattenbauten seit den sechziger Jahren waren, geschlossene Betonkapseln, die bereits ab Werk vorinstalliert und ausgestattet waren, das Optimum, was an „préfabrication totale“ im DDR-Bauwesen erreicht werden konnte. Eine dieser Naßzellen befindet sich noch im Besitz des Künstlers, die andere wurde in der Ausstellung „Made in Berlin“ gezeigt, die von Zdenek Felix begleitend

²⁸⁵ Sebastian Preuss: Platten-Entsorgung. Galerie Neu: Manfred Pernice und die hässliche Luise. In: Berliner Zeitung vom 18.1.2005. Vgl. auch: Nicola Kuhn: Rettet den Plattenbau! Der Berliner Bildhauer Manfred Pernice versammelt Relikte der „Hässlichen Luise“. In: Der Tagesspiegel vom 15.1.2005.

zur Berliner Kunstmesse Art Forum im September 2004 kuratiert wurde, und gelangte von dort in die Hamburger Sammlung Falckenberg. (Abb. 49.)

Diesem bislang noch weitgehend exzeptionellen Marsch eines Plattenbaus durch die Instanzen des Kunstbetriebs – Galerie, Ausstellung, Messe, Sammlung – stand häufiger eine genau entgegengesetzte Bewegung gegenüber: Der Weg der Kunst in den Plattenbau. Dieser wurde vor allem von Künstlern beschritten, die weniger arriviert sind als Pernice, deren Ansätze oft auch stärker am Performativen interessiert sind und deren Arbeit sich häufig im protokünstlerischen Rahmen der „Projekte“ abspielt. Einmal mehr wurde hier ein Ausbruch der Kunst aus den Ateliers und White Cubes der Galerien, sofern diese Kunst überhaupt schon über Ateliers und Galerien verfügte, als Einbruch ins sogenannte wirkliche Leben inszeniert. Und wie zwiespältig indes das Echo auf diese Versuche bei denjenigen ausfallen kann, die dieses wirkliche Leben leben, das ist vielleicht nirgends so deutlich geworden wie bei dem interdisziplinären Projekt „Superumbau“ in Hoyerswerda, das von der Bundeskulturstiftung im Rahmen des Programms „Schrumpfende Städte“ finanziell unterstützt wurde.

Bei „Superumbau“ handelte es sich laut Selbstbeschreibung um ein „Kunstprojekt zur Erforschung urbanen Lebens in schrumpfenden Städten, zur symbolischen Dimension des Plattenbaus, zu Möglichkeiten sozialer Orientierung durch experimentelles Handeln, im Angesicht von Stadtumbau Ost in Hoyerswerda“. Das Projekt fand unter der Kuratel der Architektin Dorit Baumeister vom 15.8. bis 27.9.2003 in einem aufgegebenen Kindergarten und um einen Wohnblock der Baureihe P2 im Wohnkomplex VIII von Hoyerswerda-Neustadt statt, der in diesem Zeitraum abgerissen werden sollte. Es handelte sich also durchaus im Sinne Kils um eine kulturell überhöhte „Sterbebegleitung“: „Das Projekt superumbau in Hoyerswerda setzt sich unter erweitertem kulturgeschichtlichen Blickwinkel mit der Schrumpfung von Städten auseinander und macht ihn zum Gegenstand eines künstlerischen Kommentars. superumbau steht für die Krise der Neustadt und für den gegenwärtigen Funktionsverlust des modernen Bauens in nachindustriellen Gesellschaften. Das Zentrum des Projekts bildet die Demontage eines Plattenbaus als exemplarischer Vorgang für den städtischen Rückbau.“ (Abb. 50.)

Exemplarisch war dabei schon der Ort des Geschehens, denn in Hoyerswerda kommen Geschichte, Gegenwart und Zukunftslosigkeit des Plattenbaus zu einer höchstmöglichen Verdichtung. Hoyerswerda-Neustadt war die „zweite sozialistische Stadt“ der DDR und die erste, die industriell errichtet wurde; eine Geschichte, die mit

großem Aufwand künstlerisch begleitet und dokumentiert wurde. Hoyerswerda war Schauplatz des ersten rassistischen Pogroms nach dem Fall der Mauer und trägt bis heute das Stigma des Rechtsradikalismus; gleichzeitig gilt es aber auch als PDS-Hochburg, was insofern berechtigt ist, als diese Partei die Stadt regiert. Nach dem Zusammenbruch des Kohlekombinats Schwarze Pumpe als Hauptarbeitgeber ist Hoyerswerda seit den neunziger Jahren eines der Hauptopfer der ostdeutschen Deindustrialisierung und ein besonders dramatisches Beispiel für Stadtschrumpfung: bis 2020 wird ihr ein Bevölkerungsverlust um mehr als die Hälfte des Standes von 1990 prognostiziert. Die Funktion einer „Musterstadt“, die ihr beim Aufbau zugewiesen wurde, kommt ihr beim Niedergang immer noch zu, wobei Aufstieg und Fall innerhalb nur eines halben Jahrhunderts stattfanden, also von ein und demselben Protagonisten erlebt und erinnert werden konnte. Das Projekt „Superumbau“ setzte sich zum Ziel, „ein Gebäudeensemble und dessen Abriss zu einem Modellfall für den Umgang mit der Auflösung von Städten werden“ zu lassen: „Die eingeladenen Künstlerinnen und Künstler, Theater- und Filmemacher recherchieren das architektur- und kulturgeschichtliche Potential der Stadt in ihren sozialökonomischen und politischen Verstreungen. In Interviews, Filmen, Gesprächen und Aktionen dokumentieren sie gemeinsam mit den Einwohner/innen die Situation der Stadt, ihre Geschichte sowie ihre perspektivischen Vorstellungen.“²⁸⁶ In einer etwas didaktischen Weise wurde da von Außenstehenden die Gegenwart Hoyerswerdas an die Gründungsmythen zurückgekoppelt und den Bewohnern der Neustadt ihre wesentlich zukunftshaltigere Vergangenheit vor Augen geführt. Daß diese sich dabei mitunter unberechtigt belehrt fühlten, wurde unter anderem daran deutlich, daß ein Anonymus

²⁸⁶ So richtete etwa die Berliner Künstlergruppe „Stadt im Regal“ ein „Baubüro ein, in dem sowohl Materialien zum Gebäude und dessen Abbau, als auch künstlerische Positionen und Assoziationen gesammelt“ und „das Thema Wohnen in Bezug auf Aneignung von standardisierten Räumen bearbeitet“ wurde.²⁸⁶ Eine Gruppe namens „Marke 3000“, ebenfalls aus Berlin, installierte im leerstehenden Kindergarten ein „temporäres Künstlerhotel“. Der Musiker F.M. Einheit musizierte als ehemaliges Mitglied der Gruppe „Einstürzende Neubauten“ sinnfällig vor den Trümmern des abgerissenen Plattenbaus. Etliche Künstler projizierten das einstige Aufbruchspathos in Form von Schriftzitate an die Fassaden der Häuser. Der 1970 in Hoyerswerda geborene und in Berlin lebende Dokumentarfilmer Dirk Lienig zeigte Filmmaterial aus der Aufbruchphase Hoyerswerdas, das er im Archiv des einstigen Kombinats Schwarze Pumpe entdeckt hatte. Die amerikanische Künstlerin Laura Bruce ließ Bewohner von Hoyerswerda vor laufender Videokamera aus den Tagebüchern der Schriftstellerin Brigitte Reimann lesen, die von 1960 bis 1968 in der Stadt gelebt hatte und zur Chronistin ihres Aufbaus geworden war. Und bei einer Neuinszenierung von Alfred Matusches Drama „Kap der Angst“, das sich ebenfalls mit der Aufbauzeit beschäftigt, spielten sich die dazu eingeladenen Hoyerswerdaer gewissermaßen selbst. Zu den einzelnen künstlerischen Aktionen und ihren Akteuren vgl. ebd. und siehe auch: Steffen Kraft: Mut zur Lücke. Zum Beispiel Hoyerswerda: Ein Kunstprojekt versucht, ostdeutsche Städte zu beleben. In: Der Tagesspiegel vom 19.9.2003, sowie: Peter Nowak: Sterbende Städte. In: Telepolis vom 3.10.2003.

die Worte „Wir sind alles gestandene Leute und brauchen kein Kasperltheater“ an den Eingang der Begleitausstellung schrieb.²⁸⁷ Auch der Hoyerswerdaer CDU-Bundestagsabgeordnete Henry Nitzsche stieß durchaus auf Resonanz, als er in unverhältnismäßig heftiger Weise gegen das Projekt Superumbau, das er selbst nie besichtigt hatte und das er als „Tummelplatz für selbsternannte Künstler“ bezeichnete, zu Felde zog und damit offenbar populäre Affekte gegen den Einbruch der Kunst und der Reflektion in die fördermittelbewehrte Abrißroutine des Stadtumbaus zum Ausdruck brachte.²⁸⁸

Daß jedenfalls das Pathos des Aufbruchs nun auch auf den Abbruch projiziert werden sollte, daß wie beim Aufbau nun auch beim Niedergang und Abriß eine gewisse feierliche Anteilnahme aller eingefordert wurde, das war immerhin ein häufiger Kritikpunkt derjenigen, die noch in Hoyerswerda wohnen wollten, wenn die Künstler wieder abgereist sein würden.²⁸⁹ „Wir in Ostdeutschland dürfen nicht das Biotop, das Versuchsfeld der Westdeutschen werden“, hatte zudem ein Hoyerswerdaer formuliert, als im Rahmen des Projekts „Superumbau“ der Soziologe Wolfgang Engler auftrat, der genau dies in seinem Buch „Die Ostdeutschen als Avantgarde“ gefordert hatte und mit „Superumbau“ gewissermaßen eine erste Praxis zu seiner Theorie begutachten konnte.²⁹⁰ Der Publizist Mark Siemons sah in seiner Analyse für die Frankfurter Allgemeine Zeitung in den Künstler allerdings eine „Avantgarde der Avantgarde“ am Werk, die hier vor allem die Lücken füllt, die die Abwanderung gelassen hat: „Wo das

²⁸⁷ Vgl. Mark Siemons: Es ist nicht deine Schuld, daß die Stadt ist, wie sie ist.

Hoyerswerdas Rückbau: In die verlassenen Regionen des Ostens dringen Theorie und Kunst ein. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2.10.03.

²⁸⁸ „Superumbau oder Tummelplatz für selbsternannte Künstler? Diese Frage muß man sich stellen, wenn man die Reaktion in den Tageszeitungen und Ausführungen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens verfolgt. Fast 100.000,- € wie viel Kultur-Leben könnte da in Hoyerswerda gefördert werden, fragt sich nun, der direkt für den Wahlkreis Hoyerswerda-Kamenz-Großenhain gewählte CDU- Bundestagsabgeordnete Henry Nitzsche. Als Fachmann für den Stadtumbau Ost ringe er darum täglich, weitere finanzielle Mittel für den Stadtumbau zu bekommen. Einem Wohnblock der dem Abriß preisgegeben ist, noch weitere Förderungen für kulturelle Vergänglichkeit zu geben, bringt den Bundestagsabgeordneten Nitzsche in Rage. Die angereisten „Künstler“ aus Berlin sollen sich in den Stadtteilen unserer Hauptstadt, die vor dem gleichen städtebaulichen Problem steht, einen hauseigenen Tummelplatz suchen. Die Vergangenheit zu bewältigen und Erinnerungen an die ersten schweren Stunden, Tage und dem Leben in Hoyerswerda wach zu halten, bedarf es nicht einer solchen Förderung, so abschließend der Bundestagsabgeordnete Henry Nitzsche.“ (Pressemitteilung Henry Nitzsch, MdB, 1.9.2003.) In ersten Stellungnahmen hatte Nitzsch die von ihm inkriminierten Künstler noch in den „arabisierten Kietz unserer Hauptstadt“ zurückverwiesen, gemeint war offensichtlich Kreuzberg und im weiteren Sinne jedes multikulturelle, heterogene Milieu. Vgl. Lausitzer Rundschau vom 8.9.2003, Siemons 2003, und Silvia Stengel: „Wir brauchen einen neuen Geist“. Künstler helfen bei der Suche nach einem positiven Image für Hoyerswerda. In: Sächsische Zeitung vom 25.9.2003.

²⁸⁹ Vgl. Kil 2004, 120.

²⁹⁰ Vgl. Engler 2002 und Siemons 2003.

primäre Leben stirbt, dringt flugs das sekundäre der Kunst und ihrer Kommentare ein“, lautete sein Kommentar zu den Absichtserklärungen des Projektes, dessen künstlerische Beiträge er als ihrem Gegenstand gegenüber parasitär empfand: „Offensichtlich ist der Kern der Kunst, um die es hier ging, der Abriß selbst. Erst von diesem Vorgang her, bekamen die diversen Aktionen, die ihn ausschalteten, ein Gewicht.“ Und Englers eigentlich recht optimistische Perspektiven auf eine Gesellschaft jenseits der Erwerbstätigkeit ins Skeptische wendend, kam Siemons zu dem Schluß: „Das ist die vorläufige Antwort auf die Frage, was aus den verlassenen Zonen wird: An die Stelle realer Ökonomie und Arbeit tritt die Endlosschleife der Projekte.“²⁹¹ Das stellte nicht nur die Frage nach dem praktischen Nutzen, den außer den Künstlern auch die schrumpfende Stadt und ihre Bevölkerung aus der Aktion ziehen könnten, es gab zugleich eine denkbar resignierte Antwort.

Die Künstler als Totengräber und Leichenfledderer, dieser Schluß liegt nahe, und doch ist er nicht ganz richtig, sondern möglicherweise eine Verkürzung: Denn wenn sich hier Künstler als Archäologen einer Zukunft betätigen, die ganz offensichtlich keine Gegenwart mehr hat, dann geben sie ihr unter Umständen zumindest ihre Vergangenheit zurück. Und das ist angesichts der jahrelangen Stigmatisierung der sozialistischen Architekturmoderne nicht unbedingt wenig.

„Überhaupt wird das Selbstgefühl, ein ‚Neustädter‘ zu sein, viel zu gering geschätzt. Selbst in der Festbroschüre des Heimatvereins zum vierzigjährigen Jubiläum wird die Neustadt vor allem als Problemfall der Planungsgeschichte behandelt“, hatte Wolfgang Kil drei Jahre zuvor den Identitätsverlust beklagt, der ein Wohnen in Hoyerswerda wie einen gelebten Fehler erscheinen ließ: „Wenn denn tatsächlich unter den Neustädtern selbst heute noch ein Rest jener verwegenen Mentalität aus der wilden Zeit der Großbaustelle anzutreffen sein sollte, dann wäre genau dies das letzte Pfund, mit dem sich für eine Zukunft der Stadt wuchern ließe.“²⁹² Aus dem Geist solcher, latent romantischer Hoffnungen, ist letztlich auch das Projekt „Superumbau“, als rehabilitierende „Verkunstung“ eines abzureißenden Plattenbaus entstanden.²⁹³

²⁹¹ Ebd.

²⁹² Kil 2000, 1242.

²⁹³ Nach Aussage von Dorit Baumeister war es eine Anregung des Stadtplaners und –theoretikers Thomas Sieverts, mit einer „verkunsteten Platte“ dem Negativeimage von Hoyerswerda entgegenzutreten. (www.spiritofzuse.de/platte/presse.htm)

Es hat seit dem Inkrafttreten des Stadtumbauprogramms etliche vergleichbare Projekte an anderen Orten gegeben.²⁹⁴ Ein herausstechendes Merkmal dieser neuen künstlerischen Zuwendung zum Plattenbau ist das Touristische. Das kommt bereits in den Namen vieler derartiger Projekte zum Ausdruck.

„Hotel Neustadt“ stand im Sommer 2003 an einem Hochhausturm im Zentrum von Halle-Neustadt; das Berliner Architekten-Netzwerk „raumlabor“ hatte ortsansässige Jugendliche animiert, acht Etagen des bereits jahrelang leerstehenden Hochhauses zum Hotel herzurichten, an das sich ein ganzes Kulturfestival anlagerte und das Hallenser Hochhaus für mehrere Monate zu einem urbanen Monte Verità machte, zu einer postindustriellen Künstlerkolonie.²⁹⁵ Das folgte einem Modell, das einen Sommer zuvor von Studenten der Kunsthochschule Weißensee in einem Elfgeschoßer in Berlin-Hellersdorf mit einem dreimonatigem internationalen „Workcamp“ vorgeführt hatten.²⁹⁶ Das Projekt hieß „Dostoprimschatjelnosti“ (russ. für: Sehenswürdigkeiten), und dieser Name sollte nach dem Willen der Veranstalter für mehr als nur den Reiz des Eintauchens in die Exotik des Postsozialismus stehen, nämlich für: „die Verwaltung von Überresten einer sozialen Utopie“ und die „Arbeit an einer neuen ‚Realutopie‘ – am nüchternen Umgang mit dem Erbe.“ (Abb. 51.) Diese Arbeit ist eine durchaus missionarische, „eine Überzeugungsarbeit für die gesellschaftliche Akzeptanz bestehender Zustände und Realitäten. (...) Uns geht es um teilnehmende Beobachtungen und kulturelle Strategien für einen angemessenen Umgang mit stetig leerer werdenden Planstädten und Plattenbauten und darum, den unvermeidlichen und ökologisch wünschenswerten Prozeß des Schrumpfens seelisch wie gesellschaftlich zu

²⁹⁴ Im Spätherbst 2004 etwa hatten die schwedische Autorin Ylva Queisser und die italienische Fotografin Lidia Tirri eine Wohnung in einem Wohnhochhaus in Berlin-Marzahn zum Ausstellungsraum seiner selbst umgewidmet. Das Haus lag an der Allee der Kosmonauten, die ihrerseits in den neunziger Jahren bereits titelgebend für ein klaustrophobisches Tanztheaterstück der Choreographin Sasha Waltz in den Berliner Sophiensälen gewesen war. Queisser und Tirri nutzten den an den sozialistischen Weltraumfuturismus erinnernden Straßennamen, um ein vorwiegend im zentralen Berliner Altbaumilieu verwurzelt junges Kunstpublikum an einen von der eigenen Lebenswirklichkeit scheinbar unendlich weit entfernten und exotischen Ort zu locken, wo es aus dem 14. Stockwerk überrascht auf das weite Grün jenseits des Viertel schaute, Fotos von langjährigen Einwohnern Marzahns in ihren Wohnzimmern sah und deren Berichte von ihrem Leben in der „Platte“ las: eine Konfrontation mit sozialen Wirklichkeiten und Innenansichten, die der oft skandalisierten Außenwahrnehmung widersprachen. Siehe Queisser, Tirri 2004. Vgl. auch: Sebastian Frenzel: „Das Neue mach ich mit“. Sozialistische Traumfabrik: Nicht nur das Kino, auch Architektur und Städteplanung gaben in der DDR Versprechen einer besseren Zukunft. In einer Vierzimmerwohnung in der Allee der Kosmonauten lassen Ylva Queisser und die Fotografin Lidia Tirri noch einmal den Geist von Marzahn aufleben. In: Die Tageszeitung vom 13.1.2005.

²⁹⁵ Vgl. Kil 2004, 124f.

bewältigen. Wir möchten zu einem stärker reflektierten Umgang mit den Planstädten der Moderne beitragen.“ Diese Arbeit mündete zwar auch hier wieder nur in den apodiktischen Paternalismus der orthodoxen Moderne: „Der Plattennutzer muss aus dem Traum vom Eigenheim erweckt werden, der ewigen Suche nach sich nicht einstellender Zufriedenheit, Besitztum, sozialem Statusdenken und Ich-Kompensation durch Material- und Raumanhäufung.“²⁹⁷ Aber selbst ein derart fantasieloses Fazit wäre vermutlich nicht denkbar, wenn ihm nicht immerhin eine Freilegung des verschütteten und überpinselten emanzipatorischen Ideengehalts und utopischen Potentials der Plattenbau-Ästhetik vorangegangen wäre.²⁹⁸

Die Bedingungen, unter denen so etwas möglich wird, kann man mit den Worten der Veranstalter etwas präventiv als „Reallabor im Sinne von Ulrich Beck“ begreifen – oder einfach auch als Freiräume, die nicht mehr verwertbar scheinen, deshalb unaufwendig neu gefüllt werden können und den neuen Nutzern ihre Geschichte zur Zweitverwertung anbieten.

²⁹⁶ Bei dem von der Bundeskulturstiftung und der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung geförderten Projekt lebten und arbeiteten 55 junge Architekten, Designer, Künstler und Studenten aus 17 Ländern in dem Haus. Vgl. Watzke, Lagé, Schuhmann 2003.

²⁹⁷ Luce 2003, 98f.

²⁹⁸ Im Katalogbuch steuert die Architekturhistorikerin Simone Hain eine Art Wiederaktivierung von Lothars Kühnes Überlegungen zur kommunistischen Potenz der Serie bei, so bemerkt sie zur Ästhetik des Plattenbaus: „Die Platte offenbart sich klar als streng modulares System, dessen Grammatik auf der schier endlosen Reihung von immer gleichen, unifizierten Elementen beruht. Jenseits der daraus erwachsenden Sprache der Gleichheit bleibt die Architektur stumm. (...) Mit dem früheren Bauhausdirektor Hannes Meyer gesprochen, birgt diese Art zu bauen ein „weltanschauliches Bekenntnis“ – als ein auf alle und alles, das Große und Ganze gerichteter totaler Gegenentwurf zum Beschränkten, Individuellen, Flüchtigen, Zerstreuten, (Privat-)Eigentümlichen, Gewohnten, Geerbten.“ (Hain 2003, 81.) Und zur „Ethik“ des Plattenbaus: „Die Platte macht sich in den Augen der Bewohner ehrlich gegenüber den Bedingungen ihrer gemeinsamen Lebenswirklichkeit. (...) Die äußeren Zeichen der Privateigentümlichkeiten sind als Ausdrucksbefürfnis, bürgerliche Maske und Mimikry überwunden. Niemand braucht mehr die Surrogate von „Persönlichkeit“, weil er seine Einmaligkeit im Austausch mit anderen gespiegelt erlebt. Indem sich Nachbarn, Kollegen, Geschwister ohne die Brille des besitzdefinierten Neides in ihrer je anderen, einmaligen Erscheinung ansehen, erweisen sie sich um der reinen menschlichen Präsenz willen gegenseitig Respekt. Die gelebte „Platte“ bedeutet die verinnerlichte Einsicht in die Notwendigkeit universellen Teilens und Schonens. (Ebd., 86.) Für ihre Neuentdecker aus dem Westen ergibt sich dadurch heute folgendes Bild: „Die Platte ist ein Symbol. Sie erzählt von der Fortschrittlichkeit der sechziger Jahre, als die neuartigen Wohnungstypen für Begeisterung sorgten, und von der Resignation der Achtziger. Die Platte ist in ihrer ganzen Wirkung proletarisch und billig – beides Wörter, die in der Bundesrepublik verächtlich ausgesprochen werden. Wir sprechen vom vertikalen, seriellen Scheitern.“ (Luce 2003, 99.)

Plattenbauten als Austragungsort eines Generationenkonflikts

Es wäre nicht das erste Mal, daß die Besetzung von solchen Freiräumen zur ästhetischen Rehabilitierung von zuvor stigmatisierten Bauformen führte und schließlich sogar zu einer gewissen Imprägnierung der neuen Nutzer mit ihren alten ideologischen Parametern. Und es ist kein Zufall, daß es sich hier um eine Bauform handelt, die vor allem von denen stigmatisiert wird, die zuletzt für eine derartige Rehabilitierung verantwortlich waren. Die gegenwärtige Wiederentdeckung und Aneignung der Ostmoderne geschieht mit einer Deutlichkeit in Frontstellung zu den bürgerlichen oder verbürgerlichten Apologeten der ästhetischen und sozialräumlichen Qualitäten von Altbau, Blockbebauung und traditioneller europäischer Stadt, daß man versucht ist, von einem Generationenkonflikt zu sprechen.

Dieser Konflikt hatte seinen natürlichen Kondensationskern in der Mitte Berlins, und der Zeitpunkt, an dem er eskalieren mußte, war gekommen, als im Frühjahr 2000 die Grünen-Politikerin und Bundestagsvizepräsidentin Antje Vollmer das ästhetische Ressentiment zum Argument machte und bei einer Bundestagsanhörung forderte, der Nachkriegsmoderne jeglichen Denkmalschutz zu entziehen. Sekundiert wurde ihr dabei von dem Stadtplanungstheoretiker Dieter Hoffmann-Axthelm, der Vollmer ein entsprechendes Gutachten verfaßt hatte und als Erfinder des sogenannten Planwerks Innenstadt für eine Rekonstruktion der gründerzeitlichen Straßenraster in den überwiegenden Teilen der Berliner Innenstadt steht. Der Denkmalpflege, die ihm bei diesem Vorhaben im Ostteil der Stadt an vielen Stellen in den Weg trat und die er als „Lumpensammler“ und „Gesinnungsdenkmalpflege“ geißelte, unterstellte Hoffmann-Axthelm ein Bündnis mit der PDS: Es werde „schlicht DDR erhalten, das heißt, es werden nur zum Schein Bauten, de facto aber politische Verhältnisse, Jugenderinnerungen unter Schutz gestellt.“²⁹⁹ Der ästhetisch und politisch begründete, praktisch an einzelnen Bauwerken bereits durchgeführte und hier nun theoretisch und administrativ fundamentierte Angriff auf die Architekturmoderne der DDR fand wegen seiner polemischen Heftigkeit und seines geschichtsvergessenen spätromantischen Ästhetizismus ein überwiegend ablehnendes Echo. In der linken „Tageszeitung“ verwies der Journalist und Städtebaupublizist Uwe Rada auf eine alarmierte

²⁹⁹ Zit. nach Rada 2000. Vgl. auch: Rauterberg 2000. Hoffmann-Axthelms und Vollmers Vorstoß zielte auf einen Rückzug der Denkmalpflege auf Bauten, die im wesentlichen aus der Zeit vor der Industrialisierung stammen, und auf eine Beschränkung auf diejenigen Objekte, die in staatlichem Besitz sind. Neben der investorenfreundlichen Freigabe aller späteren Baudenkmäler für jedwedes Verwertungs- und Umbauinteresse war es vor allem die

Öffentlichkeit, die „dem urbanen Fundamentalismus der Stadttheologen die soziale und ästhetische Realität einer Metropole der Gegenwart“ entgegenhalte. Das beinhaltet nicht nur eine Anspielung auf die Tatsache, daß sowohl Hoffmann-Axthelm wie auch Vollmer ausgebildete Theologen sind, sondern auch auf ihre Zugehörigkeit zu genau der Generation, die sich seit den siebziger Jahren um die Rettung und Rehabilitierung der abrißbedrohten Gründerzeitquartiere westdeutscher Innenstädte verdient gemacht hatte: „Die neue Kahlschlagsphilosophie, mit der sich die 68er-Generation so vehement für die Abrisse in den 60er- und 70er-Jahren rächen will und dabei exakt jene Methoden anwendet, die sie damals beklagte, hat aber nur dann Aussicht auf Erfolg, solange keine neue Protestgeneration heranwächst. Genau das Gegenteil ist derzeit aber in Berlin zu beobachten. Gegen den Abriß des Ahornblattes haben sich Studenten der Hochschule der Künste zur Wehr gesetzt, rund um den Alexanderplatz haben sich Künstler die Räume der Nachkriegsmoderne angeeignet, im Café Moskau feiern Schwule und Lesben Partys. Die Protestgeneration von damals sieht sich nun einer neuen Protestgeneration gegenüber, die sie mit ihrem Fundamentalismus selbst hervorgerufen hat.“ Der neokonservativen „Generation Stadtschloß“ sei damit eine „Generation Alex“ entgegengetreten und habe den Kulturkampf aufgenommen.³⁰⁰

Der Berliner Stadtplaner Frank Roost erklärte diese ästhetische Frontstellung dagegen weniger als Ursache denn als Folge dieses Kulturkampfes, den er seinerseits in Anlehnung an die amerikanischen Gentrification-Theorien begründete. Der Einzug der Subkultur in die leerstehenden Gesellschaftsbauten am Alexanderplatz, in Henselmans Haus des Lehrers oder eben das Café Moskau in der Karl-Marx-Allee habe mit „einer naiven Sehnsucht nach den Sechzigerjahren“ nichts zu tun: „genauso wenig wie die Entscheidung der ersten Kommunisten, in eine Altbauwohnung zu ziehen, sie seinerzeit als Monarchisten geoutet hätte. Vielmehr geht es damals wie heute darum, sich einen Raum, der von den Verwertungsmechanismen der Ökonomie und der ihr zuarbeitenden Planung ignoriert wird, für eigene Zwecke zu adaptieren. Deshalb greifen auch die Argumente der Planwerk-Verfechter nicht, wenn sie ihre Kritiker als DDR-Nostalgiker bezeichnen.“ Erst die kulturelle Abwertung der Gebäude einer Epoche ermögliche „dem Planungsapparat ganze Quartiere und die Lebensweise ihrer Bewohner als nicht mehr zeitgemäß darzustellen und so einen

fragwürdige Emotionalisierung des Denkmalbegriffs, die Aktzentverschiebung von der Geschichte auf diffuse Kriterien der Schönheit, die zu heftiger Kritik Anlaß gaben. Vgl. Ebd.

Modernisierungszwang zu schaffen. Die Diffamierung der Stadt des 19. Jahrhunderts als ‚Mietskaserne‘ war eine Voraussetzung für die Kahlschlagssanierung. Umgekehrt war die kulturelle Aufwertung der Altbauviertel durch sozialwissenschaftliche Forschung ein wichtiger Beitrag zu ihrer Rettung.“ Ähnliches geschehe heute mit den Räumen der Nachkriegsmoderne: „Während Berlins Altachtundsechziger-Planerelite die aus der Nachkriegszeit stammenden Bereiche des Zentrums mit Hilfe des ‚Planwerk Innenstadt‘ zugunsten eines traditionellen Stadtgrundrisses umgestalten und zum Teil abreißen möchte, erschließt sich eine jüngere Generation von Kreativen, Clubbesuchern und politisch Aktiven neue Wege zur Nutzung des baulichen Erbes der Moderne. Doch dieser Wandel ist mehr als nur ein Generationenstreit über architektonische Qualitäten. Vielmehr handelt es sich um einen Prozeß der Aneignung kulturell entwerteter Stadtschichten durch diejenigen, die nicht zu den Adressaten der offiziellen Politik gehören – eine Entwicklung mit auffallenden Analogien zur Wiederentdeckung der traditionellen Stadt vor 30 Jahren.“³⁰¹ Aus diesem zyklischen Geschichtsverständnis leitete Roost die Hoffnung ab, daß das „Planwerk Innenstadt“ für die Moderne eine ähnlich kathartische Wirkung haben könnte wie einstmals die Stadtautobahnplanungen für die Rettung Kreuzbergs. Und daß immer wieder angesprochene Großgaststätte „Ahornblatt“ auch nach ihrem Abriß noch zum „Symbol einer Neuorientierung“ werden könnte.

Zumindest bezeichnete ihr Erbauer, der Binzer Ingenieur Ulrich Müther, den Abriß sarkastisch als sein „größtes Glück“, weil die heftigen Proteste dagegen der Auslöser für seine Wiederentdeckung waren und für den späten Ruhm, den er seitdem vor allem bei jüngeren Architekten international genießt.³⁰² Tatsächlich zählte ihn der Architekturhistoriker Oliver Herwig 2003 neben Taut, Saarinen, Buckminster Fuller und Archigram zu den „fünf Pionieren der Leichten Architektur.“³⁰³ Müthers parabolische Schalenkonstruktionen, die mehr mit dem tropischen Schwung eines Oscar Niemeyer zu tun zu haben scheinen als mit dem rigiden orthogonalen Raster des sozialistischen Plattenbaus, können als prototypisch angesehen werden für einen Strang der DDR-Moderne, der allem, wofür diese gemeinhin zu stehen scheint, offensichtlich zuwiderläuft: filigran und elegant statt schwerer und blockhaft, verwegen statt sparsam, organisch statt funktionalistisch und eher tanzend als

³⁰⁰ Rada 2000.

³⁰¹ Roost 2000.

³⁰² Vgl. Herwig 2003, 58.

³⁰³ Ebd.

marschierend. Müthers Großgaststätte „Ahornblatt“ hatte von 1973 bis 2000 nicht nur wie eine spitzfindige und spitzfingrige Gegenthese vor den mächtigen Betonquadern der Hochhaustürme auf der Berliner Fischerinsel gestanden, sondern auch als ein ausbalanciertes ästhetisches Gegengewicht. (Abb. 52.) Der Abriß des denkmalgeschützten Baus dürfte, vor allem im Vergleich mit der ambitionslosen Investorenarchitektur, die danach als neoberlinische Blockbebauung an ihre Stelle trat, den Blick auch einer breiteren Öffentlichkeit geschärft haben für die Qualitäten der östlichen Architekturmoderne.³⁰⁴ Daß diese im Moment ihres Verschwindens unter den Händen junger Designer als Dekor von Kissenbezügen wieder auftaucht und damit eine Form von emotionaler Zuwendung erfährt, wie sie üblicherweise Pandabären oder anderen bedrohten Tierarten gilt, das ist freilich weniger ein Trost als eine sinnfällige Beschreibung ihrer Tragik.³⁰⁵ (Abb. 53.)

Man muß Roosts Analyse der Beweggründe für die Aneignung der nachkriegsmodernen Freiräume Ostberlins nicht unbedingt widersprechen, wenn man anfügt, daß deren Wiederentdeckung zumindest mit gewissen ästhetischen Zeitströmungen koinzidierte. Die Internetadresse „www.sozialistischer-plattenbau.org“ gehörte nicht zufällig einem Hamburger Schallplattenverlag für elektronische Musik. Die repetitiven, minimalistischen Strukturen von Techno und anderen elektronischen Musikstilen der Zeit schienen in den Häuserblöcken entlang der Karl-Marx-Allee eine plastisch-räumliche Entsprechung zu haben, in deren Umfeld sich die subkulturellen Clubs, in denen diese Musik gespielt wurde, anlagerten - und die in ihrer strengen, anonymen Serialität ihrerseits an Werke der Minimal Art aus den sechziger Jahren erinnerten, die ebenfalls eine neue Wertschätzung erfuhr.³⁰⁶

³⁰⁴ Gegen Abrisse und Verfall herausragender Beispiel der DDR-Moderne, betroffen sind etwa der Dresdner Kulturpalast oder die dominanten Wohnscheiben am Brühl in Leipzig, versucht seit einigen Jahren die Initiative „Heimat Moderne“ das bürgerschaftlichen Protestgeist der Wendezeit zu reaktivieren. Siehe www.heimatmoderne.de.

³⁰⁵ Die Berliner Design-Firma s.wert design bietet unter dem Namen „Zornige Kinder“ zum Preis von 35€ Kissen, die Motive der Gaststätte Ahornblatt, des Hauses der Statistik, des Interhotels „Unter den Linden“ und des Warenhauses am Alexanderplatz zeigen, die allesamt in ihrem Bestand bedroht oder bereits beseitigt sind. Siehe: www.s-wert-design.de.

³⁰⁶ In Judith Hermanns zum Bestseller und Generationenporträt avancierten Erzählband „Sommerhaus, später“ von 1998 ist in der titelgebenden Erzählung von einem jungen Taxifahrer die Rede, der beim Befahren der Frankfurter Allee in Berlin prinzipiell „Massive Attack“ hört, in dieser Zeit eine der erfolgreichsten Platten mit elektronischer Musik. In einer der meistdiskutierten Berliner Ausstellungen des Jahres 2000 hatte der spanische Künstler Santiago Sierra eine Reihe schmuckloser Pappquader im Ausstellungshaus Kunstwerke aufgestellt, die zunächst an entsprechende Arbeiten von Donald Judd erinnerten, im Inneren aber jeweils einen Asylbewerber beherbergten, der für diese Arbeit aufgrund der deutschen Gesetzgebung kein Geld nehmen durfte; ähnliche Aufladungen der Ästhetik des Minimal mit zeitgenössischen gesellschaftspolitischen Inhalten zeigten an gleicher Stelle und mit großem Echo auch Teresa Margolles und andere.

Es war eine Zeit, in der die Architekturzeitschriften vom radikalen, modernismusfreundlichen Sozialrealismus einer jüngeren niederländischen Entwerferszene um und in Nachfolge von Rem Koolhaas dominiert wurden, in der die Designer auf den Futurismus der sechziger Jahre zurückzugreifen begannen und in der Andreas Gurskys Fotoarbeit „Montparnasse“ zur Ikone wurde, die sachliche Feier eines Scheibenhochhauses, dessen Rasterfassade im Rückspiegel des Computerzeitalters wie ein gigantischer Bildschirm mit unterschiedlich hell leuchtenden Pixeln erschien. (Abb. 54.) Es war eine Zeit, in der Sichtbeton wieder die Materialästhetik wichtiger Großbauprojekte bestimmte. Und die späten neunziger und frühen nuller Jahre waren außerdem eine Zeit, in der die englische Stil-Zeitschrift „Wallpaper“ als wichtigster ästhetischer Kompaß junger urbaner Eliten fungierte und schließlich bis nach Pjöngjang vordrang auf ihrer Suche nach Relikten einer sozialistischen Moderne, die sie - ungeachtet ihrer politischen Stigmata, oder auch gerade dieses Kitzels wegen - einer hedonistischen Zweitverwertung zuführte.

Wenn unter diesen Umständen nicht nur das Feiern in den Gesellschaftsbauten der DDR, sondern schließlich auch das Wohnen im Plattenbau unter jungen, zugereisten Westdeutschen zu einer Mode wurde und wenn Zeitschriften deshalb zu dem Schluß kommen konnten, das „Wohnen in der Platte“ sei „einfach kultig“³⁰⁷, dann steht das auch für eine popkulturelle Haltung zu den Dingen, die in etwa der entspricht, die Susan Sontag „camp“ genannt hat und die vielleicht am besten mit einer ironischen Fetischisierung gescheiterter Utopien beschrieben werden könnte.³⁰⁸ Eine derart reaktivierte Moderne lebt jedenfalls nicht mehr vom Pathos, sondern eher von der Nostalgie und der Ironie.

Alle diese Motive kondensierten zwischen 1998 und 2002 in der Arbeit des Künstlers Erik Schmidt, die ihrerseits wiederum wie ein medialer Transformator wirkte.³⁰⁹ Schmidt ist gebürtig aus Nordrhein-Westfalen und war in den neunziger Jahren aus Hamburg in den Osten Berlins gezogen; als er, wie in vorwegnehmender Bestätigung der Thesen Frank Roosts, aus seiner Altbauwohnung in Prenzlauer Berg ausziehen mußte, bezog er eine Atelier-Wohnung in dem von Hermann Henselmann entworfenen und wegen seiner geschwungenen Form „Schlange“ genannten Sonderplattenbau am Platz der Vereinten Nationen, vormals Leninplatz. Vier Zimmer auf 130

³⁰⁷ Pierre Du Bois: „Wohnen in der Platte ist einfach kultig“. In: C6 Magazin, 2/2003. (<http://www.c6m.de/magazin/nulldreinull/2002/03/1015148047.php>).

³⁰⁸ Vgl. dazu auch: Diederichsen 2004, 324ff.

Quadratmetern kosteten 1400 DM Warmmiete. Die Größe und der weite Grundriß waren Ausnahmefälle im Plattenbau; die Maisonette-Wohnungen waren auch in der DDR bereits für Künstler reserviert. Nach Aussage Schmidts war es auch die Adresse, die ihn reizte. Dementsprechend trägt eine erste Videoarbeit den Titel „Platz der Vereinten Nationen“. Darin erkundet Schmidt wie ein Kind seine neue Wohnung als eine ihm nicht bekannte Welt. Danach nahm Schmidt die Tapeten ab, legte den Beton und die in ihm sedimentierten Geschichtsspuren der Vornutzer frei und möblierte die Wohnung sparsam. Im Herbst 1998 entstand in diesem Ambiente die Fotoarbeit „Homestory“. In Anlehnung an die Ästhetik von Wohnreportagen in Einrichtungs- und Architekturmagazinen posierte Schmidt mit einer Bekannten in seiner Wohnung wie ein weiteres Einrichtungsstück. Gleichzeitig begann Schmidt Fotos seiner Wohnung an sogenannte Location-Scouts zu verschicken, um seine Wohnung für Werbezwecke zu kommerzialisieren. 1999 drehte die Firma Mövenpick hier einen Werbespot; von dem Ertrag dieser Vermietung konnte Schmidt die Wohnung über mehrere Monate finanzieren. Im Herbst desselben Jahres tauchte die stilisierte Wohnreportage „Homestory“ weitgehend unverändert als tatsächliche Wohnreportage in der Zeitschrift „Modern Living“ auf. Die Popgruppe „Echt“ drehte in der Wohnung einen Videoclip und Coca Cola einen Werbespot. Da sich die Nachbarn durch die vielen Dreharbeiten belästigt fühlten, erließ die Hausverwaltung daraufhin ein Drehverbot. Dafür wurde Schmidt nun in Fernsehsendungen eingeladen, um dort seine Wohnung vorzustellen. Ab dem Jahr 2000 entdeckten auch Tageszeitungen, Stadt- und Lifestylezeitschriften den „Trend zum Plattenbau“ und zementierten ihn zu einem Klischee: „Die jungen Kreativen aus dem Westen haben Sehnsucht nach dem Neubau-Ambiente ihrer Kindheit im Charme der siebziger Jahre und suchen den Kontrast zu ihrer heilen Welt im schroffen Massenwohnungsbau.“³¹⁰ Danach wird Schmidts Wohnung durch die Medienlandschaft gereicht. Es erscheinen Berichte zur neuen Plattenbaumode und Fotos von Schmidts Wohnung in „HOME“, im „Spiegel“ und im „Focus“. Die japanische Ausgabe von „Esquire“ schloß sich an. Das französische Buch „L’Art de vivre à Berlin“ zeigt die Wohnung genauso wie der deutsche Bildband „Berlin Interiors“. Im Januar 2002 klärte schließlich die New York Times ihre Leser über das

³⁰⁹ Die folgende Darstellung beruht auf Lütke 2002 sowie eigenen Gesprächen mit dem Künstler.

³¹⁰ Lütke 2002, 63.

neue Berliner Phänomen des Plattenbaubewohnens auf: „In chic new Berlin, ugly is way cool.“³¹¹ (Abb. 55.)

Obwohl Schmidt schließlich sogar als Experte zu Podiumsdiskussionen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung über den „Umgang mit dem Be- und Leerstand von Plattenbauten“ eingeladen wurde, hielt die beeindruckende mediale Aufmerksamkeitsspirale, die er mit seiner Wohnung da in Gang gesetzt hatte, eine eher ambivalente Botschaft für das Schicksal der Platte als Wohnform bereit. Der Popularisierungsschub und der Imagegewinn unter jungen, gutverdienenden Meinungsführern war zwar enorm; aber allein schon der Umstand, daß dies im Rahmen so zyklischer und sprunghafter Kategorien wie „Mode“, „Trend“ und „Hipness“ verhandelt wurde, sprach per se gegen die Nachhaltigkeit solcher Effekte. Von einer flächendeckenden Wirkung einmal ganz abgesehen: Die neue Wertschätzung von Plattenbauten als Zufluchtsort von Subkultur und Lifestyle-Avantgarden beschränkte sich deutlich auf das Berliner Zentrum rund um den Alexanderplatz und drang auch zu ihrer Blütezeit, um 2002, nicht spürbar in die Plattenbauperipherien von Hohenschönhausen oder Marzahn, geschweige denn bis nach Schwedt oder Hoyerswerda durch. Die hedonistische Wiederentdeckung des Plattenbaus tendierte generell dazu, seine ursprünglich egalitäre Funktion und Idee zu konterkarieren: Sie überhöhte nicht nur die (ohnehin latent vorhandenen) Standorthierarchien, sie kommerzialisierte die Platte zugleich und machte sie elitär, zu einem geschmacklichen Herrschaftswissen, einem Objekt wissender Ironie, zu einem Bild, das vom massenhaften realen Gebrauch und Innenleben weitgehend abgekoppelt war; in einer verblüffenden Volte stülpte sie den Funktionalismus dieser Bauten beinahe in sein direktes Gegenteil um, indem sie den Akzent von innen nach außen, von der Funktion auf das Aussehen verlegte, und die jahrzehntelang wegen ihrer angeblichen Sprachlosigkeit gescholtenen Rasterfassaden zum Distanzgewinn gegenüber den stuckierten Altbauten, der vorangegangenen Mode, wie eine *architecture parlante* in Stellung brachte.

Aus den Arbeiten Schmidts, vor allem aus den Zeichnungen und Gemälden, die er von seinem Wohngebiet anfertigte, spricht aber auch noch ein anderer, auf problematische Weise vielleicht konstruktiver Impuls: Es sind bewußt naive, freundlich interessierte Blicke in eine für den bisherigen Altbaubewohner aus dem Westen neue Welt des durchgrünten Wohnkomplexes; Blicke, die in gewisser Weise denjenigen der

³¹¹ Ebd.

Erstbezieher in den Sechziger Jahren ähneln dürften und deren Geschichtsblindheit sich mit herkunftsbedingt fehlender biographischer Vorbelastung rechtfertigen lassen. Was sie sehen, ist eher das, was die DDR mit ihrer Moderne wollte, und nicht so sehr das, was sie nicht erreichte. Wenn sich die Platte unter so einem Blickwinkel vom Ausdruck der Enge, des Mittelmaßes, der Rückständigkeit und der Repression gleichsam wieder zum Glücksversprechen zurückverwandelt, dann sind die problematischen Parallelen zur Verharmlosung und Festivalisierung der DDR-Geschichte in Form der Ostalgie-Shows, mit denen sich alle größeren bundesdeutschen Sender im Jahr 2003 überboten, einerseits offensichtlich. Andererseits liegt darin vielleicht tatsächlich eine Perspektive für eine Zukunft der Plattenbauten jenseits der ideologischen Konflikte.

Dieser Blick in die Frühzeit des DDR-Plattenbaus, in die Phase seiner kindlichen Unschuld, wenn man so will, korreliert mit dem Blick auf sein Ende, mit der Ruinenromantik der gemalten oder performativen „Sterbebegleitung“. (Ein gemaltes Beispiel wäre etwa das Gemälde „Vermeidung des Bösen“ des jungen Hamburgers Till Gerhard von 2005.³¹² (Abb. 56)) Letztlich ist beides gleichermaßen von nostalgischen und sentimentalen Impulsen geprägt: Die Trauerarbeit und die Ausgestaltung „postindustrieller Idyllen“ (Diederichsen) einerseits und andererseits der retrofuturistische Modernismus, der in vielem die Züge eines um vierzig Jahre zurückgreifenden Historismus trägt, das sind am Ende zwei verschiedene Seiten derselben Melancholie.

Die Folgen der neuen Wertschätzung für den praktischen Umgang mit dem Plattenbau

Unter diesen Umständen stellt sich immer noch die Frage, welchen Nutzen die Praktiker der Plattenbausanierung, die Bauverantwortlichen und Denkmalpfleger bei ihrem wesentlich nüchterneren Geschäft aus diesem neuen künstlerischen und jugendlichen Interesse an der Materie ziehen könnten.

Eine halbwegs optimistische Antwort darauf gab der Berliner Landeskonservator Jörg Haspel, als er 2001 ausführte: „Vorboten einer kommenden Neubewertung der Plattenbaukultur konnten Interessenten in einer kleinen Ausstellung erkennen, die vor

³¹² Die bildliche Verarbeitung oder Dokumentation von Abrissen industriell errichteter Wohnungen vollzieht mit dergleichen zeitlichen Verzögerung die künstlerische Verarbeitung von Prozessen nach, die etwa in England bereits früher stattfanden und dementsprechend

kurzem in Berlin-Mitte unter dem Titel ‚Plattenbauten - Berliner Betonerzeugnisse‘ präsentiert wurde und deren Motive inzwischen auch als Quartettspiel der Spielkartenfabrik Altenburg gut sortiert erhältlich sind. Es gibt wohl einige Städte, die ihre Hauptsehenswürdigkeiten oder Architekturzeugnisse auf Würfelspielen, Brett- und Kartenspielen oder als Memory präsentieren - jetzt hat sich offenbar sogar die Berliner Platte zu einer Art Markenzeichen entwickelt, aus der die deutsche Hauptstadt einen Teil ihrer gebauten Corporate Identity, konkret der östlichen Teilidentität Berlins, beziehen soll.“³¹³ (Abb. 57-59.)

Einen ähnlich spielerischen und zugleich seriösen Zugang zum Wesen und zur Ästhetik Plattenbau wie dieses inzwischen überaus erfolgreiche Quartettspiel bot 2002 der Architekt Cord Woywodt mit seiner ‚Faltplatte‘, einem klassischen Bastelbogen zum Bauen von Papier-Plattenbauten.³¹⁴ (Abb. 60.) Noch konsequenter war die Künstlerin Annett Zinsmeister, die ebenfalls 2002, auf einer CD-Rom das Computerspiel ‚Memodul. Ein digitales Memory zum Plattenbau und anderen modularen Utopien‘ auf den Markt brachte.³¹⁵ (Abb. 61.) Hatte sich der Spieler anhand des Plattenbauquartetts bereits von der erstaunlichen Vielgestaltigkeit der Außenwandplatten, Verbindungselemente, Giebelgestaltungen und Dekorformen überzeugen können, so mußte er bei Zinsmeisters Memory-Spiel erleben, wie sein Erinnerungsvermögen von der Vielfalt der vermeintlich so uniformen und monotonen Plattenbaufassaden schier überfordert wurde. Trainieren ließ sich daran weniger die Erinnerung als überhaupt erst die Erkenntnis dieser Vielfalt. Was das Memoryspiel mehr noch als das Plattenbauquartett tat, war nichts weniger als die Zerlegung des Plattenbaus und aller daran inzwischen angelagerten Klischees, Images und Bewertungen, verbunden mit der Einladung, ihn danach neu zusammensetzen. Zinsmeisters Plattenbau-Memory war aus einer Ausstellung im Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen hervorgegangen, und das dazugehörige Katalogbuch ‚Plattenbau oder die Kunst, Utopie im Baukasten zu warten‘ macht noch deutlicher, daß es hier weniger um eine Rehabilitierung der Ästhetik oder der angelagerten Geschichte des Plattenbaus geht, als um die seines Prinzips: Eine Rettung des Plattenbaus aus sich selbst – und vor

früher die Aufmerksamkeit der Künstler gefunden hatten. Vgl. etwa Rachel Whitereads
„Demolished“ von 1996.

³¹³ Haspel 2001, o.S. Das erwähnte Quartettspiel: Cornelius Mangold : Plattenbauten. Berliner
Betonzeugnisse. Ein Quartettspiel. Altenburg 2001.

³¹⁴ www.faltplatte.de; Vgl. auch einen entsprechenden Bericht in: Deutsche Bauzeitung
12/2002, 8.

³¹⁵ Annett Zinsmeister: Memodul. Ein digitales Memory zum Plattenbau und anderen
modularen Utopien. 2002.CD

seiner gegenwärtigen Erstarrung.³¹⁶ Es unterstellt, daß ein Großes und Ganzes, wenn es sich als falsch oder ungünstig erwiesen hat, aus seinen Einzelteilen korrigiert werden könnte. Die Betonung des utopischen Potentials modularer Systeme, ihrer prinzipiell unbeschränkten Kombinier- und Wandelbarkeit und der Möglichkeit eines geradezu spielerischen Zugriffs der Fantasie läßt im herkömmlichen Bild des sozialistischen Plattenbaus sozusagen keine Platte auf der anderen, sondern lenkt den Blick zurück auf seine architekturhistorischen Grundlagen bis hin zu Gropius' Baukasten. Beim Computer, um in den digitalen Zusammenhängen des Spiels zu bleiben, würde man von einem Neustart sprechen: ein probates und radikales Mittel, um sich aus einer festgefahrenen Lage, aus einer Manövrierunfähigkeit herauszuretten. Und so in etwa ließe sich ja auch die Situation des Plattenbaus heute beschreiben.³¹⁷

Die hier angedeutete Möglichkeit einer Wiedereingliederung des Plattenbaus in die westliche Architekturgeschichte sowie der pragmatische Abgleich seiner additiven (und damit potentiell auch subtraktiven) Struktur an die Gemengelage der Stadtschrumpfung beschreiben nicht nur die Perspektiven, unter denen die ostdeutsche Großsiedlungsthematik heute vielfach verhandelt wird, etwa von der Bauhaus-Stiftung in Dessau, die für 2010 bereits eine eigene Bauausstellung zum Stadtumbau in Sachsen-Anhalt vorbereitet (IBA Stadtumbau) – in dem thüringischen Ort Leinefelde haben sie, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, längst praktische und handgreifliche Entsprechungen gefunden.

³¹⁶ Zinsmeister 2002.

³¹⁷ In einem vergleichbaren Sinne versteht sich auch das Freiluftmuseum, das der irische Architekt Ruairí O'Brian 2004 auf dem Gelände des in der Dresdner Innenstadt gelegenen ehemaligen Plattenwerks Johannstadt eingerichtet hat, als ein Ort, der eben nicht die „(n)ostalgische Verklärung dieser Bauweise“ stellen will; es gehe vielmehr um das „das Zerlegen und Sichtbarmachen durch Neuzusammensetzen architektonischer Elemente.“ (Ruairí O'Brian: Die Betonzeitschiene, das Freiluft-Museum für den Plattenbau in Dresden-Johannstadt. Dresden 2004.)

3. Fallstudie Leinefelde

3.1. Leinefelde als Modellstadt

Die thüringische Kleinstadt Leinefelde ist im doppelten Wortsinn beispielhaft für das Schicksal ostdeutscher Städte mit hohem Plattenbaubestand: Sie wies die typischen Problemlagen in besonders großem Maße auf und begegnete ihnen in einer Weise, die heute von den Fach- wie den Massenmedien als exzeptionell und vorbildlich gefeiert wird.³¹⁸

Neunzig Prozent der Wohnungen Leinefeldes befinden sich in Plattenbauten. Als Kind der DDR-Industriepolitik ist Leinefelde vergleichbar mit Städten wie Hoyerswerda oder Schwedt und war, wie diese, vom Strukturwandel und der Deindustrialisierung nach 1990 mit größtmöglicher Heftigkeit betroffen. Die Sanierungsansätze glichen zunächst denen an anderen Standorten, wurden aber bereits früher in Frage gestellt. Leinefelde wurde ab Mitte der neunziger Jahre zu einem Musterfall für das Ausnutzen aller zur Verfügung stehenden Fördermöglichkeiten, für eine administrative Bündelung der Aktivitäten, für die Implementierung eines Rahmenplans, für die Durchsetzung von Abrissen und tiefgreifenden städtebaulichen und architektonischen Interventionen. Deren qualitativ herausragende und teilweise regelrecht spektakuläre Ergebnisse haben es inzwischen nicht nur zu musealen Weihen (etwa im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt oder bei der Architekturbiennale in Venedig) und zu einer Reihe von hochrangigen Preisen (etwa den Deutschen und den Europäischen Städtebaupreis) gebracht, sondern auch zu einer überregionalen und internationalen Medienberichterstattung, die dem geläufigen Negativbild von Plattenbauten und ihrer Zukunftsfähigkeit fundamental entgegenstehen. Wenn Leinefelde im folgenden Gegenstand einer Fallstudie zum Umgang mit Plattenbauten nach 1990 sein soll, dann

³¹⁸ „Einige deutsche Erfahrungen sprechen dafür, dass es gerade kleineren und mittleren Städten gelingt, einen geeigneten und leistungsfähigen Verbund von lokalen Akteursgruppen zu bilden. So hat zum Beispiel die ostdeutsche Stadt Leinefelde in Thüringen (15000 Einwohner) mit Hilfe eines Städtebaulichen Entwicklungskonzepts sowohl eine gute Zusammenarbeit mit der Wohnungswirtschaft, eine gute Akzeptanz der künftigen Nutzer als auch eine Imageverbesserung erzielen können.“ (Keim 2001, 26.) Siehe u.a. auch Kabisch 2001, 84f. Die Zeitschrift „Bauwelt“ bescheinigte eine Qualität, die an viele neue Wohngebiete heranreiche oder sie teilweise weit übertreffe. (Kleefisch-Jobst 2000, 26.) Das Architektur-Jahrbuch des Deutschen Architekturmuseums empfahl Leinefelde allen mit dem Stadtumbau Ost befaßten Architekten als zwingendes Beispiel. (Geipel 2001, 137.) Darüber hinaus gab es

geschieht das in der Hoffnung, gerade durch die Verdichtung von Typischem und Exzeptionellem immer auch die Entwicklung an anderen Plattenbaustandorten mitreflektieren zu können.³¹⁹ Paradigmatisch für den Umgang mit den Hinterlassenschaften der DDR in einem wiedervereinigten Deutschland wird der Fall Leinefelde zudem auch dadurch, daß sein Erfolg nicht zuletzt einem westdeutschen Städteplaner sowie zwei Architekten zu danken sind, die ebenfalls beide aus den alten Bundesländern stammen und deren grundsätzliche Haltungen zu ihrem Gegenstand gegensätzlicher nicht sein könnten: ein großes Nein zum Plattenbau und ein ebenso großes Ja. Es wird zu zeigen sein, daß die Fluchtlinie dieser Dichotomie letztlich in die Frühzeit des modernen Siedlungsbaus zurückführt.

Der Ausbau Leinefeldes zum Industriestandort im ländlichen Raum und die Deindustrialisierung nach der Wiedervereinigung

Leinefelde liegt am Eingang des Eichsfelds im äußersten Nordosten Thüringens nahe der Grenze zu Niedersachsen. (Abb. 62.) Von der nächstgelegenen Großstadt, Göttingen, war es nach dem Krieg durch die innerdeutsche Grenze abgeschnitten. Das urkundlich erstmals 1227 erwähnte Dorf befand sich damit innerhalb der DDR in einer marginalisierten Lage wieder, in einer grenznahen, strukturschwachen und traditionell stark katholisch geprägten Region. Im Jahr 1960 lebten 2559 Einwohner in Leinefelde, davon waren 2000 Katholiken. Die Wirtschaftsstruktur war von Landwirtschaft und Kleingewerbe bestimmt. 1959 wurde von der Regierung der DDR der „Plan zur ökonomischen, kulturellen Entwicklung der Kreise Worbis und Heiligenstadt“, der sogenannte „Eichsfeldplan“ beschlossen, der das Ziel hatte, das Eichsfeld zu industrialisieren und in großem Maßstab Facharbeiter aus anderen Teilen des Landes dort anzusiedeln, um diese in mehrfacher Hinsicht randständige Region fest in das Gesellschaftskonzept der DDR einzubinden. Leinefelde wurde planmäßig zum Industrieschwerpunkt ausgebaut, und das Kernstück dieser Bemühungen war ab 1961 die Errichtung einer der größten Baumwollspinnereien Europas, die zum größten Betrieb Leinefeldes wurde, der aber in der Folge noch weitere Industrieansiedlungen

ab 2000 ein stetiges und breites Echo in nationalen und internationalen Massenmedien bis hin zu den Tagesthemen.

³¹⁹ Im Interesse einer Beschränkung dieser Ausführungen auf den Umgang mit Wohnplattenbauten sollen alle Bau- und Umbaumaßnahmen, die in Leinefelde in dieser Zeit Schulen, Infrastruktureinrichtungen und öffentliche Gebäude betrafen, ausgeklammert bleiben.

folgten.³²⁰ Die Zuzüge von Facharbeitern aus dem Umland und anderen Bezirken bescherten dem Dorf innerhalb kürzester Zeit eine Bevölkerungsexplosion, 1969 zählte Leinefelde bereits 6200 Einwohner und erhielt das Stadtrecht. Als erster sozialistischer Stadt des Bezirks Erfurt kam Leinefelde inmitten eines ansonsten noch weitgehend traditionell ländlich geprägten Umfeldes eine gesellschaftspolitische Schlüsselfunktion zu; der Sprung aus ländlichen in industriestädtische Lebens-, Wohn- und Sozialverhältnisse, für den andere europäische Regionen ein halbes Jahrhundert gebraucht hatten, vollzog sich hier innerhalb nur eines knappen Jahrzehnts. Das Gros der Leinefelder wohnte in industriell errichteten Neubauten, die in mehreren Etappen südlich des Stadtkerns errichtet wurden, wobei der letzte Bauabschnitt erst 1986 begonnen wurde, als die Stadt bereits 16500 Einwohner zählte. (Abb. 63.) Die weiteren Wachstumspläne erwiesen sich nach der Wende jedoch schnell als obsolet.³²¹ 1991 wurde die Baumwollspinnerei als Großbetrieb zerschlagen, die Stadt bemüht sich seither um die Ansiedlung mittelständischen Gewerbes.³²² Leinefelde wurde Opfer seiner wirtschaftlichen Monostruktur und sah sich zu Beginn der neunziger Jahre mit dem Verlust des wichtigsten Arbeitgebers und infolgedessen innerhalb kürzester Zeit mit der Abwanderung von fast 4000 Einwohnern konfrontiert. Der Wegfall des Großbetriebes stürzte vor allem die dazugehörige, mit der Stadt nahezu kongruente Großsiedlung Leinefelde-Süd in eine für die Gesamtkommune existenzbedrohende Krise. Leinefelde „binnen weniger Monate eine Stadt ohne Arbeit mit dem Flair einer abgeschürften Goldgräbersiedlung.“³²³

Leinefeldes Plattenbaubestand, einst eine Folge der sozialistischen Industrialisierung, ist im Zuge der Deindustrialisierung zum eigentlichen Problem- und Sorgenfeld der Kommunalpolitik geworden, mit dem Ergebnis, daß der Stadtumbau, der Umgang mit einem baulichen Bestand, alle anderen Politikfelder gleichsam überblendet. Die Gemeinde Leinefelde wird mit denkbar kontinuierlicher Stabilität seit 1990 durchgängig von Gerd Reinhardt regiert, einem aus Leinefelde stammenden

³²⁰ Die Baumwollspinnerei Leinefelde wurde als Muster- und Experimentalbau der Deutschen Bauakademie errichtet, der Ort wurde damit zu einem Testfeld für die Industrialisierung des Industriebaus noch bevor der industrielle Wohnungsbau in großem Maßstab Einzug hielt. Vgl. dazu: Kosel 1989, 290f.

³²¹ Der Generalbebauungsplan für Leinefelde aus dem Jahr 1986 sah bis zum Jahr 2000 den Bau von weiteren 2900 Wohnungen im komplexen Wohnungsbau vor und ging von einem Anstieg der Einwohnerzahl auf 18700 aus. (WVL 2004, 8)

³²² Der andere zentrale Wirtschaftszweig der Region, der ebenfalls erst in der DDR forcierte Kalibergbau und die Zementproduktion, wurde, nicht zuletzt auf Druck der westdeutschen Konkurrenz, ebenfalls zerschlagen, wofür 1993 der große verzweifelte Bergarbeiterstreik im nahegelegenen Bischofferode zum tragischen Symbol wurde.

Christdemokraten, der den Stadtumbau als „Chefsache“³²⁴ versteht, administrativ an sich gezogen und zunehmend auch zum Instrument der Wirtschaftsförderung gemacht hat, etwa bei der erfolgreichen Bewerbung als externer Standort bei der Weltausstellung Expo 2000.

Das Neubaugebiet Leinefelde-Süd

Der Ausbau Leinefeldes zum Industrieschwerpunkt des Eichsfelds ab Beginn der sechziger Jahre hatte ein immenses Stadtwachstum auf der Grundlage des industriellen Wohnungsbaus zur Folge.³²⁵ (Abb. 64.) Diese Stadterweiterung erstreckt sich in der Form eines Trapezes, wobei die schmale Seite südlich an den Innenstadtkern andockt. Es wird im Westen von einer Bundesstraße begrenzt und im Osten durch eine große Ausfallstraße vom Industriegebiet des ehemaligen Textilkombinates funktional und räumlich getrennt. Die südlichen Ausläufer nähern sich dem Fließchen Ohne und sind die jüngsten. Die ersten Wohnblöcke entstanden seit den frühen sechziger Jahren in unmittelbarem Anschluß an den Ortskern. Sie waren noch in der Blockbauweise errichtet, die gegenüber den späteren Plattenbauten einen geringeren Vorfertigungsgrad aufwies und statisch eine Beschränkung auf drei Stockwerke erforderte. Diese um 1963 fertiggestellten ersten Neubauten zeichnen sich durch verhältnismäßig kurze Blocklängen sowie steile Satteldächer aus. Ihre städtebauliche Anordnung folgte in Teilen in Wohnzeilen, die durch Grünflächen und Erschließungswege von einander separiert waren, und zum Teil der Straßenflucht folgend.³²⁶ (Abb. 65-66.) 1964-65 folgten daran anschließend südlich der heutigen Konrad-Martin-Straße sechs langgezogene viergeschossige Zeilen mit einem wesentlich flacheren Satteldach, die in geradezu klassisch-moderner Ost-West-Ausrichtung der Fassaden angeordnet sind.³²⁷ (Abb. 67.)

Südlich der Eichsfeldhalle, die bereits zu DDR-Zeiten Massenveranstaltungen diente, und östlich einer ausgedehnten Sport- und Parkanlage mit Stadion bilden langgestreckte Baublöcke der späten sechziger Jahre eine Art Übergang zu dem daran

³²³ Haarhoff 2000.

³²⁴ Interview mit Bürgermeister Gerd Reinhardt im Oktober 2004.

³²⁵ Gemäß der Neuorganisation des Bauwesens in der DDR oblag diese Aufgabe dem Wohnungsbaukombinat des Bezirks Erfurt, die entsprechenden Generalbebauungspläne wurden im Büro des Bezirksarchitekten Erfurt erarbeitet. (Senft Interview 2004.)

³²⁶ Bergstraße 1-5, Straße der Freundschaft 2-12 (heute: Heinrich-Werner-Straße), Geschwister-Scholl-Straße 12-18. Bautyp: Q6. (Vgl. WVl 2004, 5f.)

³²⁷ Konrad-Martin-Straße 1-140 (ehemals Otto-Nuschke-Straße), Bautyp: L4. (Ebd.)

dann wiederum südlich anschließenden und weitaus höher verdichteten komplexen Wohnungsbau der siebziger bis achtziger Jahre.³²⁸ (Abb. 68.) Die von Topfstedt beschriebene Entwicklung des industriellen Wohnungsbaus der DDR, der größer werdende Vorfertigungsgrad, die immer flacher werdenden Dächer, das Anwachsen von drei über vier auf schließlich fünf bis sechs Geschosse, sowie der städtebauliche Schritt vom strengen Zeilenbau zu komplexeren, dichteren, hofartigen Formen – diese für die ganze DDR typische Entwicklung läßt sich in Leinefelde wie auf einem Zeitpfeil ablesen, der von Norden nach Süden zeigt.³²⁹ Eine Ausnahme sind die Bauten, die abseits des eigentlichen Neubaugebietes im Westen der Stadt noch 1976 in den Bauweisen und den städtebaulichen Figuren der frühen sechziger Jahre errichtet wurden.³³⁰ Davon abgesehen entstammten die Gebäude ab Beginn der siebziger Jahre konsequent der WBS 70 sowie ab Beginn der achtziger Jahre den auf der WBS 70 fußenden regionalen Wohnungsbaureihen 82 und 85 sowie „Erfurt“.³³¹ Das in dieser Zeit entstandene Neubaugebiet gliedert sich in drei „Viertel“, die durch ihre Straßennamen eine Art eigener Identität erhalten. Das Gebiet um das Geviert der Einstein-, Gauß-, Hahn- und Hertz-Straße, das ganz von der klassischen WBS 70 geprägt ist und zwischen 1970 und 1974 entstand, wird als „Physikerviertel“ bezeichnet. Die südwestlich davon gelegenen Blöcke zwischen Beethoven- und Franz-Liszt-Straße firmieren in Leinefelde als „Musikerviertel“ und wurden zwischen 1978 und 1982 errichtet. Das westlich daran anschließende sogenannte „Dichterviertel“ zwischen Goethe- und Herderstraße ist das jüngste, es entstand ab 1983.³³² (Vgl. Abb. 64.) Der letzte Baublock hier wurde erst 1990 fertig. Er befindet sich unterhalb der Kirche am Bonifatiusplatz. Dieses Areal ist insofern sehr typisch für den Wohnungsbau der achtziger Jahre, als hier eine Hanglage bebaut wurde, was noch bis Ende der siebziger Jahre völlig unterblieben war.³³³ Die Kirche selbst, die ab 1988 nach Plänen des Leiters des Bischöflichen Bauamts des Bistums Erfurt, Wolfgang

³²⁸ Clara-Zetkin-Straße 16-26 von 1966 im Bautyp L4, Lilo-Herrmann-Straße 1-23 und Kollwitzstraße 2-36, jeweils von 1969 im Bautyp 5 Mp. (Ebd.) Der heute sogenannte Lunapark war ursprünglich als Standort für diverse „gesellschaftliche Einrichtungen“ vorgesehen und freigehalten worden, für die dann letztlich aber das Geld fehlte. (Senft Interview 2004.)

³²⁹ Vgl. Topfstedt 1988, 16. Bzw. S. 37 dieser Arbeit.

³³⁰ Südstraße 1-21 und Heiligenstädter Str. 41-45. Diese Häuser wurden 1976 im Bautyp Q 6 errichtet, demselben dem die allerersten Leinefelder Neubauten angehörten. (Ebd.)

³³¹ Ebd.

³³² Die Baublöcke Büchnerstr. und Heinestr. 1983 als WBR 82. Die am weitesten südlich gelegenen Blöcke in Schiller- und Herderstr. wurden erst 1989 fertiggestellt. (Ebd.)

³³³ Vgl. Hoscislawski 1991, 348.

Lukassek, errichtet wurde, konnte erst 1993 geweiht werden.³³⁴ (Abb. 69.) Sie thront auf ihrer Anhöhe in vergleichbarer Weise über dem Stadtgebiet wie der Erfurter Dom; der Platz zu ihren Füßen hätte der Nukleus zu einem spannungsreichen urbanen Ensemble sein können, zumal hier auch die einzigen Wohnhochhäuser Leinefeldes für städtebauliche Akzente und gewissermaßen eine Vorbereitung auf den dahinterliegenden Höhenzug mit der Kirche sorgen. Allerdings schließt die Kirche das Neubaugebiet zugleich auch nach außen hin ab, und diese extreme – für Kirchen in DDR-Neubaugebieten allerdings typische – Randlage hat es ihr offensichtlich erschwert, zu einem nicht nur spirituellen, sondern auch städtebaulichen und identifikatorischen Zentrum für die Südstadt von Leinefelde zu werden.³³⁵

Zunächst wurden zwar genau hier die ersten städtebaulichen Arrondierungsmaßnahmen vorgenommen, sie betrafen den unterhalb der Kirche gelegenen Bonifatiusplatz, der in der für die späte DDR typischen Vernachlässigung der Außenraumgestaltung eine Brache geblieben war, die nach 1989 als wilder Parkplatz mißbraucht wurde und zu einem begrünten, eingefassten, möblierten Platz mit Aufenthaltsqualitäten ab 1993 erst ausgebaut werden mußte.³³⁶ (Abb. 70-71.) Der städtebauliche Rahmenplan, der ab 1994 erarbeitet wurde, definierte die Standorte innerhalb des Gebietes jedoch gänzlich anders, er bestimmte das sogenannte Physikerquartier zum natürlichen Zentrum und begriff die weiter südlich und westlich gelegenen Viertel als nachgelagert. Insofern kam diesen ersten Wohnumfeldverbesserungen am Bonifatiusplatz nach Aussage von Leinefeldes Bauamtsleiter Roland Senft allenfalls die Rolle von „ersten vertrauensbildenden Maßnahmen“ in einer Zeit zu, in der Status und Wirtschaftlichkeit des Plattenbaugebietes bereits in hohem Maße erodiert waren.³³⁷

Die Ausgangslage nach 1989

Der Neubaubestand von Leinefelde bildete nicht nur die Geschichte des DDR-Wohnungsbaus räumlich ab, die Entwicklung der Bautypen und der städtebaulichen Leitbilder von der aufgelockerten Stadt über die komplexen Verdichtungen der

³³⁴ Die Kirche wurde am 9.10.1993 durch Bischof Joachim Wanke geweiht.

³³⁵ Zum Kirchenbau in Plattenbaugebieten vgl. Hantzsche 1990, 34ff. und S. 56f. dieser Arbeit.

³³⁶ Ausführender Architekt dieser Maßnahmen war Ottmar Stadermann aus dem nahegelegenen Hausen, der bereits die Bauleitung der Kirche innehatte. Der ruhende Verkehr wurde dabei ganz aus dem Areal herausgenommen.

³³⁷ Senft Interview 2004.

siebziger und achtziger Jahre bis hin zu den ganz späten Versuchen, der Platte die Typologien der alten Innenstädte abzurufen. Er war in der Folge auch repräsentativ für die typischen Defizite und Problemlagen in den ostdeutschen Plattenbauvierteln.

Das Bild der Bewohnerstruktur entsprach dem der Bebauung: je nördlicher, älter und innenstadtnäher die Bauten, desto älter und verwurzelter waren auch die Bewohner. Die südlichen, später gebauten Teile der Stadt wurden von einer überdurchschnittlich jungen, mobileren und abwanderungsbereiteren Bevölkerung bewohnt.³³⁸ Der explosionsartige PKW-Zuwachs nach 1989 überforderte das Straßen- und Wegenetz, das nach DDR-Planung nicht auf derart viele Stellplätze ausgelegt war.³³⁹

Das Verhältnis zwischen Alt- und Neustadt ist mehr als unausgeglichen. Den 3500 Bewohnern des alten Ortskerns standen 1989 etwa 13000 in den Neubauten der Südstadt gegenüber. Daß die wesentlich kleinere Altstadt trotzdem eine dominante Rolle in der Nahversorgung auch für die unterversorgte Südstadt spielen mußte, ist in seiner Widersinnigkeit nur aus den Sparzwängen der späten DDR zu erklären, die das Ideal der in sich autarken Wohnkomplexe aufgegeben hatte und die Versorgung selbst so großer und eigenständiger Gebiete wie der Leinefelder Südstadt kurzerhand älteren Stadtgebieten überantwortete. Fehlende Versorgungseinrichtungen wurden auch nach 1989 nicht fußläufig innerhalb des Gebietes nachgerüstet, sondern auf eilig erschlossenen grünen Wiesen vor den Toren der Stadt. Die im Vorfeld des ersten Rahmenplanes 1994 erstellten Analysen bezeichnen dieses Verhältnis von Altstadt zur Südstadt, die lediglich im Bereich der Schuleinrichtungen eine adäquate Ausstattung aufweist, als „absurd“. „Als problematisch wird dieses Verhältnis weiterhin eingestuft, weil es mit enormen Anstrengungen künstlich aufgebaut wurde und nur im Zusammenhang mit den Arbeitsplatzkonzentrationen der Textilkombinate funktionsfähig war. Dieser Zustand ist heute kaum aufrecht zu erhalten. Weiterhin problematisch ist die bautypologisch sehr städtisch ausgebildete Blockstruktur der Südstadt in einem ländlich geprägten Raum. Auch hier stoßen die Gegensätze von

³³⁸ Vgl. Rahmenplan 1995, 7.

³³⁹ Die gestiegene Motorisierung der Bevölkerung konnte allerdings schon zu DDR-Zeiten kaum noch abgefangen werden. Seit 1975 war für jede Wohnung ein Stellplatz auszuweisen, davon konnten jedoch nur 30 Prozent auf den Anliegerstraßen untergebracht werden, das Gros wurde schon damals an die Ränder des Wohngebietes ausgelagert. (Hoscislawski 1991, 349.) Die Klage über den Mangel an Parkplätzen scheint angesichts der sonstigen Probleme großer Plattenbauviertel sekundär, zieht sich aber wie ein Leitmotiv durch alle Mieterbefragungen bis heute. Während im Falle Leinefeldes dem Augenschein nach inzwischen eher von einem nurmehr gefühlten Notstand gesprochen werden müßte, ist es in anderen Plattenbaugebieten der ehemaligen DDR, etwa in Berlin-Friedrichsfelde, zu einer

Altstadt und Südstadt aufeinander. Das Neubaugebiet wurde im Süden als an die Altstadt als ein Fremdkörper angehängt, es gibt keine siedlungsstrukturellen Übergangszonen, allenfalls unausgeprägte Abstandsflächen. Durch diese Struktur sind die Wegeverbindungen zwischen Altstadt und Südstadt unverhältnismäßig lang.³⁴⁰

Die Erschließung von Baugrund für den jetzt auch politisch subventionierten Eigenheimbau erhöhte den Druck auf den Mietermarkt in Leinefelde-Süd zusätzlich. Das gleiche gilt für die Eröffnung von Alternativen im weiteren, nach dem Ende des restriktiven Grenzregimes wieder allgemein zugänglich gewordenen Umland. Hinzu kam der allgemeine Statusverlust der Platte als Wohnform, der auch in Leinefelde von den Standardsanierungen und Fassadenverschönerungen nicht gebremst werden konnte, sodaß die Abwanderung bis Mitte der neunziger Jahre gravierend anstieg; eine im Zuge der ersten Rahmenplanung 1994 durchgeführte Bürgerbefragung und Bestandsanalyse ließen bereits erkennen, daß ein Drittel der Bewohner der Südstadt so schnell wie möglich den Rücken kehren wollten, langfristig nur etwa 50 Prozent des Plattenbaubestands noch zu vermieten sein würden und die soziale Situation in der Südstadt „alarmierend“ sei.³⁴¹

Der Wettbewerb „Innerstädtische Verdichtungsstandorte“ (1990)

Angesichts dieser Entwicklungen erstaunt es zunächst, daß der Ausbau der Südstadt über die politische Wende hinaus weitgeführt wurde und die Stadt Leinefelde im Frühjahr 1990 sogar noch einen Wettbewerb mit dem Ziel der „innerstädtischen Verdichtung“ auslobte. Leinefeldes Bauamtsleiter erklärt das damit, daß die Heftigkeit des Strukturbruchs und die Folgen für den Wohnungsmarkt für die Akteure damals noch nicht absehbar gewesen seien.³⁴² Als „innerstädtische Verdichtungsstandorte“ galten dabei wohlgemerkt nicht Baulücken in der Altstadt von Leinefelde, sondern Freiflächen in der Südstadt, was darauf hinweist, daß diese nicht als Stadterweiterung, sondern als Stadt an sich begriffen wurde. Der Ideenwettbewerb hatte das Ziel, Bebauungsvorschläge zu erbringen, „die richtungweisend als Ausgangspunkt für eine

rigiden Privatisierung des öffentlichen Raumes durch abgeschlossene, pollerbewehrte Parkbuchten gekommen.

³⁴⁰ Rahmenplan 1995, 4.

³⁴¹ Rahmenplan 1995, 8.

³⁴² „Die Entwicklung lief nicht von heute auf morgen anders. Es wurden noch Kinder geboren, es war noch mit Zuzug zu rechnen.“ (Senft Interview 2004.)

neue Gestaltung dieser Stadtgebiete sein sollten.“³⁴³ Der Wettbewerb erfolgte als beschränkter Wettbewerb zwischen nur zwei geladenen Büros, der Aring GmbH Nordhausen und der Erfurt Projekt GmbH, die aus dem bisherigen Bauträger der Leinefelder Südstadt hervorgegangen war. Obwohl der Kontext für diese Verdichtungsvorschläge aus Plattenbaueregeln bestand, folgen die Ergebnisse auffällig den Paradigmen des historisierenden, mit Elementen der architektonischen Postmoderne operierenden, innerstädtisch rekontextualisierten Plattenbaus der achtziger Jahre. Bereits die Aufgabenstellung des Wettbewerbs forderte für alle drei Bearbeitungsstandorte – das Umfeld bestand jeweils aus sechsgeschossigen Plattenbauten – eine nur zwei- bis dreigeschossige Bebauung sowie die Funktionsmischung von Handel, Gastronomie, Wohnen und Büros. Aufgabenstellung und Ergebnisse sind sichtlich von dem Wunsch getragen, die Limitationen des bisherigen Massenwohnungsbaus, die strenge Blockhaftigkeit der Bauten und ihre funktionale Monotonie in Richtung einer abwechslungsreicheren, durchmischteren und gefälligeren Bebauung zu überwinden. Die Wettbewerbsarbeiten bewegen sich weitgehend jenseits wirtschaftlicher Sachzwänge und suchen gerade nach Wegen, wie das vorhandene Sortiment im Sinne des Montagebaus weiterentwickelt werden könnte. Sie sind vielmehr maximalistische Formulierungen von atmosphärischen Wünschen, und der gemeinsame Nenner dieser Wünsche lautet: Weg vom herkömmlichen Plattenbau.

Die Vorschläge der aus dem ehemaligen Wohnungsbaukombinat hervorgegangenen Erfurt Projekt GmbH orientieren sich dabei auffällig am DDR-Gesellschaftsbau der achtziger Jahre sowie an Vorbildern aus dem Umfeld des westeuropäischen Postmodernismus. (Abb. 72-78.) Mäandernde Formen, achteckige Baukörper, abgeschrägte Ecklösungen dominieren hier. Die vorhandene Bebauung wird durch „absichtlich gegensätzliche Bauformen“ ergänzt. Ein langgezogener, zur Ausfallstraße hin gelegener und das Wohngebiet begrenzender WBS-70-Riegel wird sogar hinter fünf kleineren „Pavillons“ verborgen, die „die eintönige und langweilige Fassade überdecken sollen“ und zudem die harsche Stadtkante an dieser prominenten Stelle abzuschleifen versuchen. (Abb. 78.) Die Fassaden werden durch den Wechsel von Mauerwerk und Glasflächen gegliedert. Der Beton wird wieder verborgen. Die Dächer gewinnen an Gewicht und Steilheit. Walmdachausbildungen mit roter Ziegeldeckung

³⁴³ Architekturwettbewerbe in Leinefelde 2005, 5.

sollen, „aus gestalterischen Gründen in bestimmten Bereichen bis auf die Höhe der Decke 2. Obergeschoß heruntergezogen werden.“³⁴⁴

Einen mindestens genauso großen Stellenwert haben die steilen Sattel- und Walmdächer bei den konkurrierenden Entwürfen der Aring GmbH Nordhausen, die einer noch dezidiert kleinstädtischeren, geradezu dörflichen Semantik verpflichtet sind. (Abb. 79-90.) Wie zum nachträglichen Schutz vor den unwirtlichen Zumutungen der Moderne sind hier die Dächer so tief heruntergezogen, daß die Hälfte des Wohnraums unter Schrägen Platz finden muß. Verglaste Erker und giebelbekrönte Treppenhäuser werden zur Gliederung der Baukörper und als Ausweis der Zeitgenossenschaft bis in diese Dachzonen hineingezogen. Es sind unter anderem Einfamilienhäuser vorgesehen, die sich um einen Wohnhof gruppieren, und einen „intimen Wohncharakter mitten im Grünen“ garantieren sollen. Farblich sollen, neben dem Dunkelrot der ziegelgedeckten Steildächer, helle Putztöne dominieren und die Stahlsprossen der Erker, Treppenhäuser und Pergolas durch „kräftige Farben besondere Akzente“ setzen.³⁴⁵ Aus der offenkundigen Einsicht heraus, daß eine derart kleinmaßstäbliche Neubebauung zu einem Mißverhältnis zum umgebenden Baubestand führen muß, wurde hier schließlich sogar gefordert, „den angrenzenden Wohnungsbau um ein Geschoß zu reduzieren und die Farbgestaltung neu zu konzipieren“, mit anderen Worten: nicht die Neubauten dem Bestand anzupassen, sondern umgekehrt.³⁴⁶

Das Bild, das dieser Wettbewerb hervorbrachte, glich einer Wiederaufführung des Zehlendorfer Dächerstreits, einer radikalen Revision der Moderne mit den Mitteln des Heimatschutzstils und einzelner postmoderner Architekturelemente. Auch das städtebauliche Leitbild dieser Entwürfe hat seine Fluchtpunkte eher bei den malerischen Konzeptionen Camillo Sittes als in den urbanistischen Visionen des Neuen Bauens. Damit stehen die Ergebnisse dieses Wettbewerbs letztlich ganz in der Tradition der späten DDR-Architektur, die man als eine Art Vergeltungsschlag gegen die Zwänge und Eigenheiten des Plattenbaus verstehen kann, in die die Architekten jahrzehntelang verstrickt gewesen waren, die jetzt die neuen Freiheiten vor allem zur Flucht in eine unbestimmt vormoderne Vergangenheit nutzten. Der Leinefelder Wettbewerb kann insofern als repräsentativ für eine allgemeine Entwurfshaltung in dieser Zeit gelten, als auch der zentrale Ideenwettbewerb zur Weiterentwicklung des

³⁴⁴ Projektbeschreibung Erfurt Projekt GmbH. (Ebd., 20.)

³⁴⁵ Projektbeschreibung Aring GmbH. (Ebd., 10.)

³⁴⁶ Ebd., 12.

industriellen Wohnungsbaus, den der BdA der DDR 1989 durchgeführt hatte, letztlich sehr ähnliche Ergebnisse hervorbrachte.³⁴⁷ (Vgl. Abb. 91-92.)

Zur Ausführung kam dies alles nach 1990 nicht mehr. Die Spitzdächer, Giebel, Mansarden, Wintergärten, Erker und Treppenhausverglasungen, die hier so regelmäßig vorgeschlagen wurden wie sie zuvor dem Wohnungsbau der DDR gefehlt hatten, tauchten kurz darauf jedoch an den Fassaden der sanierten Plattenbauten auf. Die Aufwertungsstrategien der ersten Plattenbausanierungsprogramme sind also keineswegs nur ein Beleg für die von DDR-Architekten beklagte Kolonisierung durch westdeutsches Fachwissen. Sie waren vielmehr auch eine sehr konsequente Fortsetzung einer bereits in der späten DDR eingeschlagenen Entwicklungsrichtung mit anderen Mitteln - nämlich nicht mehr mit den Mitteln des Neubaus, sondern mit denen der Attrappe am Altbestand.

Die wohnungswirtschaftliche Umstrukturierung und die ersten Sanierungen

Wie sehr derartige Projekte ins Leere hinein geplant waren, zeigte sich schon darin, daß sie sofort von der Faktizität des wirtschaftlichen Strukturwandels überrollt wurden. Der Bauträger, das Wohnungsbaukombinat des Bezirks, wurde abgewickelt; die bisherigen Wohnungsverwaltungen wurden in betriebswirtschaftlich operierende Gesellschaften umgewandelt: Aus der Kommunalen Wohnungsverwaltung, dem größten Wohnungseigentümer, wurde 1991 erst die Wohnungswirtschaft GmbH und 1994 die Wohnungsbau- und Verwaltungs- GmbH Leinefelde (WVL), der genossenschaftliche Wohnungsbestand wurde der Leinefelder Wohnungsbaugenossenschaft e.G. (LWG) übertragen.³⁴⁸ Damit waren zwei wohnungswirtschaftliche Unternehmen auf dem Markt, die zwangsläufig in Konkurrenz zu einander traten.

³⁴⁷ Vgl. Ideenwettbewerb zur Weiterentwicklung des industriellen Wohnungsbaus. In: Architektur der DDR 2 / 1990, 17-33.

³⁴⁸ Der VEB Kommunale Wohnungsverwaltung (KWV) war auf Beschluß der Volkskammer 1964 gegründet worden, um den wachsenden staatlichen Wohnungsbestand verwalten zu können. Die KWV war der größte wohnungswirtschaftliche Betrieb der DDR. Daneben existierten in geringerem Umfang jedoch immer auch die Arbeiter-Wohnungsgenossenschaften (AWG). Die Zuteilung der Wohnungen erfolgte in Leinefelde nach Aussage des heutigen Bauamtsleiters und damals selbst im Wohnungsbau tätigen Roland Senft unsystematisch und „nach dem Zufallsprinzip“. Die genossenschaftlichen Wohnungen liegen mehrheitlich im jüngeren südwestlichen Teil der Südstadt, während die östlicheren und näher zum Zentrum hin gelegenen häufiger der WVL gehören. Am Ende verfügte die aus der KWV hervorgegangene WVL über etwa 2/3 des Bestands, die LWG über ein Drittel. (Senft Interview 2004.)

Leinefeldes Wohnungsunternehmen griffen die Schuldenentlastung, die ihnen das Altschuldenhilfegesetz versprach, gern auf und versuchten, große Teile ihres Bestandes zu privatisieren. Dies geschah besonders bei den innenstadtnahen Wohnungen aus den frühen sechziger Jahren. Bauamtsleiter Senft bezeichnet dies heute als Fehler: „Das sind die besten Wohnungen gewesen, die die Gesellschaften hatten.“³⁴⁹ Diese zumeist noch in Blockbauweise errichteten Wohnungen hatten außenliegende Bäder und Küchen, das Wohnumfeld war großzügiger und grüner als bei den späteren, südlicheren Bauten, und die Bewohner waren älter und stärker in Leinefelde verwurzelt als die der südlichen Südstadt. Die Unternehmen hatten hier Wohnungen aus der Hand gegeben, die auch langfristig noch sicher zu vermieten gewesen wären. Die Aufwertungsmaßnahmen, auch die, die mit dem Verkauf verbunden waren, folgten den damals verbreiteten Mustern: Die Dächer wurden zu Mansardenwohnungen ausgebaut, den Türen wurden giebelbekrönte Eingänge vorgeblendet und den Fassaden massive Balkons, die oft ebenfalls in spitze Dreiecksgiebel mündeten. Sockelzonen wurden häufig mit Ziegelsteinimitationen als solche kenntlich gemacht und Teile der Fassaden mit hellrosa Farbfeldern ohne tieferliegende konstruktive Bezüge versehen. (Abb. 93-100.)

Je weiter südlich diese Sanierungsarbeiten bis Mitte der neunziger Jahre fortschritten, je moderner und jünger also der Bestand und die Bevölkerung wurden, desto kräftiger fielen in der Regel auch die Farbakzente aus, die den Fassaden mit den neuen Eingängen, Balkons oder Wandpanelen vorgeblendet wurden. (Abb. 101-105.) Grundlegend war aber auch hier immer der Eindruck der wahllosen, einzig auf Negierung des Seriellen und Blockhaften ausgerichteten Applikation. Das Tragische an diesen fragwürdigen Aufwertungsmaßnahmen war, daß sie den rapiden Statusverlust und die um sich greifende Verwahrlosung der Leinefelder Südstadt nicht einmal aufhalten konnten. Das Plattenbaugebiet von Leinefelde schien um die Mitte der neunziger Jahre alle düsteren Sozialprognosen und alle Verslumungsprophezeiungen, die den ostdeutschen Plattenbauten nach 1990 gestellt wurden, geradezu mustergültig zu bestätigen. Die noch nicht sanierten Quartiere der Südstadt, die, in denen sich der Mieterschwund in Leerständen bemerkbar machte, zogen Vandalismus an und bewirkten weitere Fortzüge. Der Strukturbruch hatte nicht nur das Gleichgewicht aus

³⁴⁹ Senft Interview 2004. Vgl. auch S. 75ff. dieser Arbeit. Dies entspricht den Beobachtungen von Hannemann 2000 (1996), 162.

Arbeiten und Wohnen zerstört, sondern auch das nachbarschaftliche Sozialgefüge.³⁵⁰ Als die Stadt Leinefelde wie in einem treuen Nachvollzug westdeutscher Fehler in großem Maßstab russische Aussiedlerfamilien in den leerstehenden Plattenbauwohnungen der Südstadt unterbrachte, weil sie erstens durch die Altschuldenregelung die entsprechenden Belegungsrechte erworben hatte und zweitens den Wohnungsunternehmen Mieter stellen konnte, deren Mieten das Sozialamt bestritt, eskalierten die Spannungen zum Teil in Gewalttätigkeiten unter Jugendlichen.

Eine Arbeitslosenquote von zeitweise 25%, Armut, hoher Ausländeranteil, Jugendgewalt, Verwahrlosung: Leinefelde-Süd hatte sich in wenigen Jahren und trotz vereinzelter pastellener Farbakzente dem Schreckensbild einer depravierten Großsiedlung angenähert, wie man es bis dahin nur aus Westeuropa kannte.³⁵¹

Einer im Zuge der ersten Rahmenplanung 1994 durchgeführte Analyse zufolge, gaben 25,8 Prozent aller Umzugswilligen den Grund an, das soziale Umfeld gefalle ihnen nicht, 17,3 Prozent gefiel die Wohngegend nicht, 14,7 Prozent war die Wohnung zu teuer, und 11,1 Prozent gaben einen Eigenheimkauf oder -bau als Grund an und nur 5,3 Prozent einen Wechsel des Arbeitsorts. 36,4 Prozent der Weggezogenen wohnten danach in einer anderen Gegend von Leinefelde, 20,2 Prozent in einer anderen Stadt Thüringens, nur 17,2 Prozent waren in ein anderes Bundesland gezogen.³⁵²

Diese Zahlen weisen darauf hin, daß sich das negative Image der Leinefelder Plattenbausiedlung noch gravierender auf die Abwanderung und den Leerstand auswirkte als die gesamtwirtschaftliche Lage Ostdeutschlands. Wer konnte, zog weg, und wenn auch nur in die Eigenheimsiedlung auf der anderen Seite der Bundesstraße.

Die soziale Segregation war bereits in vollem Gang, als sich die Stadt zu grundsätzlicheren Eingriffen entschloß, bzw. zu solchen gezwungen wurde, denn die Bewerbung um Fördermittel aus dem neuen Bund-Länder-Programm „Weiterentwicklung großer Neubaugebiete“ setzte einen städtebaulichen Rahmenplan voraus, der für Leinefelde ab 1993 erarbeitet wurde und die Akteure, die Wohnungsgesellschaften und die Kommunalpolitik an einen Tisch und zu einer gemeinsamen Strategie zwang.

³⁵⁰ „Es gibt Gebiete in der Südstadt, da hat die soziale Entmischung stattgefunden“, wird sogar noch im 2000 der Geschäftsführer der Leinefelder Wohnungsbaugenossenschaft LWG in der „Zeit“ zitiert: „Da finden Sie Armut, Sucht, Vandalismus.“ (Haarhoff 2000.)

³⁵¹ Vgl. Haarhoff 2000.

Der städtebauliche Rahmenplan (1995)

Die Bewerbung um Fördermittel aus dem Bund-Länderprogramm „Weiterentwicklung großer Neubaugebiete“ erforderte die Erstellung eines städtebaulichen Rahmenplans, verpflichtete die Stadt also, ihre Lage und ihre Perspektiven zu analysieren sowie mittelfristige Ziele und Perspektiven zu formulieren. Erarbeitet wurde der Rahmenplan für Leinefelde von dem damals in Darmstadt und heute in Dresden ansässigen Büro GRAS Gruppe Architektur und Stadtplanung unter Federführung des Stadtplaners Hermann Sträß. Mit diesem Büro war die Stadt bereits 1993 in Gespräche getreten, und daß es sich gegen einen Mitbewerber aus Leipzig durchsetzen konnte, begründete Bauamtsleiter Senft nicht zuletzt mit dem unbefangeneren Blick des westdeutschen Stadtplanungsbüros auf die Problematik Plattenbau.³⁵³

Der Rahmenplan wurde ab 1993 erarbeitet, lag 1995 vor und wurde 1996 formell vom Stadtrat verabschiedet. Als vorrangiges Ziel galt dabei: „die Südstadt zu einem ‚normalen‘ Stadtteil zu entwickeln. Das heißt, die Verflechtungen mit dem alten Ort zu intensivieren, die Monotonie von Gestalt und Funktion aufzubrechen, Wohnen mit Arbeiten zu vermischen, vielfältigere Wohnungen und Stadträume zu schaffen und die infrastrukturelle Ausstattung so aufzubrechen, daß sie der tatsächlichen Größe der Südstadt entspricht.“³⁵⁴ Das eigentlich revolutionäre dieses Rahmenplans bestand darin, daß er die künftige „Weiterentwicklung“ des Neubaugebiets, ein Terminus, der damals vielfach durchaus noch Ausbau und Verdichtung implizierte, bereits zu diesem frühen Zeitpunkt als radikales Schrumpfungsszenario darstellte und sich nicht scheute, den umfangreichen Abriß von Häusern zu einem wesentlichen Element der Arrondierungsstrategie zu erklären.³⁵⁵ „Wir haben uns Leinefelde genau angesehen und

³⁵² Rahmenplan 1995, 8.

³⁵³ „Es geht um Stadtentwicklung, und Stadtentwicklung heißt nicht nur Plattenbau. Stadtentwicklung heißt: der Umgang mit Städten, die in einer Umbruchsphase sind. Herr Sträß hatte international Erfahrung in diesem Bereich. Und die zweite Sache ist die, daß ostdeutsche Büros, man muß es einfach mal so sagen, vorbelastet waren. Durch dieses jahrelange Arbeiten mit der Platte, immer wieder mit derselben Bauform, waren die einfach voreingenommen und damit limitiert. Das haben wir immer wieder feststellen können.“ (Senft Interview 2004.) Das Büro GRAS hatte zuvor indes bereits Plattenbauerfahrung bei der Rahmenplanung für Bad Salzungen und bei der Erarbeitung eines Stadtentwicklungskonzepts für Gera gemacht. (Sträß Interview 2004).

³⁵⁴ Rahmenplan 1995, 5.

³⁵⁵ Aus der Bevölkerungsentwicklung leitete der Rahmenplan folgende Prognose ab: „Ein erheblicher Teil der Wohnungen in der Südstadt wird trotz zunehmendem individuellem (!) Wohnflächenverbrauch und kleinerer Haushaltsgrößen nicht mehr vermietbar sein. Leerstehende Wohnungen oder sozial schwer integrierbare Mieter würden aber den Prozeß der sozialen Entmischung weiter beschleunigen. Ein weitgreifender Um- und Rückbau der Wohnblöcke erscheint damit unvermeidlich.“ Und: „Deutlich ist, daß sich stabile Verhältnisse auf einer Bevölkerungszahl einpendeln werden, die deutlich unter dem heutigen Niveau liegen, und daß dies städtebaulich nachzuvollziehen sein wird.“ (Rahmenplan 1995, 22.)

kamen dann über die Analyse der Situation und der zu erwartenden Entwicklung zu der Erkenntnis, daß die Aufgabe nicht darin besteht, eine Plattenbausiedlung fertigzubauen und ein bißchen schöner zu machen, wie das der Name des Programms ja eigentlich suggeriert. Wir kamen zu dem Ergebnis: etwa 50 Prozent des Bestandes werden langfristig nicht mehr gebraucht“, erläuterte Hermann Sträß die Prognose: „Das war dann der Punkt, an dem wir gesagt haben: Wir müssen aus diesem Thema ein positives Thema machen. Also nicht die Trauer über das Kleinerwerden, sondern Begeisterung über die neue Qualität, die daraus entstehen kann.“³⁵⁶ Das Verständnis der „Schrumpfung als Chance“, das um die Jahrtausendwende zum zweckoptimistischen geflügelten Wort in den Umbaudebatten avancierte, ist hier bereits Planungsgrundlage. Diese Schrumpfungsprognose bezog sich laut Hermann Sträß etwa auf das Jahr 2030 und war deshalb im Text des Rahmenplans absichtlich weit vorsichtiger formuliert.³⁵⁷ Der Rahmenplan sah eine städtebauliche Schrumpfung von außen nach innen vor, gab also die Baublöcke am südlichen Rand der Südstadt zugunsten einer zu stabilisierenden Zone um das Physiker- und das Dichterquartier preis. Bemerkenswert an dem Plan ist, daß aber genau dort, in den zu stabilisierenden Bereichen, bereits konkrete Baublocks für den Abriß vorgeschlagen werden, während der südliche Rand unter der Bezeichnung „Umstrukturierungsbereich“ aus allen Handlungsperspektiven zunächst einmal ausgeklammert und gleichsam in den Wartestand versetzt wird. Sträß erklärte das mit der Vorsicht vor den eigenen Prognosen: „Prognosen können auch falsch sein. Also brauchten wir eine flexible Strategie. Die Grundidee war die Steuerung der Investitionen in die Bereiche, wo eine Stabilisierungschance gegeben ist. In den Umstrukturierungsbereichen haben wir gesagt: Wir wissen nicht, was hier passieren wird, wir müssen es auch jetzt nicht entscheiden. Wir müssen nur, und das war der eigentlich schwierige Weg, die Wohnungsunternehmen dazu bringen, dort nichts mehr zu investieren, denn sonst sind wir hier später nicht mehr handlungsfähig.“³⁵⁸ Dieses Vorgehen nimmt in gewisser Weise vorweg, was Karl Ganser ein knappes und Wolfgang Kil ein ganzes Jahrzehnt später fordern werden: „Hände weg, liegenlassen, abwarten, wozu es vielleicht noch gut sein kann.“³⁵⁹

³⁵⁶ Sträß Interview 2004.

³⁵⁷ Senft bestätigte im Interview, daß der Sprachgebrauch in dieser frühen Phase aus psychologischen Gründen noch bewußt vorsichtig und vage blieb. (Senft Interview 2004.)

³⁵⁸ Ebd.

³⁵⁹ Vgl. Kil 2004, 117. In der entsprechenden Legende des Rahmenplans heißt es für die als Umstrukturierungsbereich gekennzeichneten Areale: „neue Wohnformen (wie z.B. Reihenhäuser, Einfamilienhäuser, Atriumhäuser o.ä.) oder auch Teilrückbau.“ Die

Im Bereich des sogenannten Physikerquartiers hingegen, dem in diesen Planungen eine prominente Tor- und Zentrumsfunktion für die Südstadt zugewiesen wird, wird der Abriß eines ganzen Wohnblocks und der segmentweise Teilabbruch eines anderen Wohnblocks bereits in detaillierten Beispielzeichnungen städtebaulich festgeschrieben.³⁶⁰ (Abb. 106.) Nachdem der Wettbewerb von 1990 in dieser Zone sogar noch Möglichkeiten einer „innerstädtischen Verdichtung“ ausloten wollte, wird hier nun, im Gegenteil, zur Auflösung der hohen Dichte geraten, die, so Sträß, die Wohnqualität und in Folge dessen auch die Vermietbarkeit der Wohnungen in diesen eng gestellten Baublöcken beeinträchtigte.³⁶¹ Hier ist 1995 schon vorweggenommen, was für das Stadtumbauprogramm Ost ab 2002 prägend sein wird: die enge Kopplung von Umbau und Rückbau.

Dem Physikerquartier kam in Sträßs Rahmenplan vor allem auch deshalb so große Aufmerksamkeit zu, weil es das zentrale Gelenk in einer von ihm konzipierten städtebaulichen Achse darstellte, die das Neubaugebiet mit der Altstadt verbinden sollte. (Abb. 107.) Diese Achse, die in den späteren Konkretisierungen des Rahmenplans und in der Stadtentwicklungskonzeption noch stärker herausgearbeitet wurde, war auf Fußgänger und Radfahrer ausgerichtet, sie sollte vom Bahnhof durch den Ortskern, vorbei am Stadtteich, an den älteren Neubauten und der Eichsfeldhalle geradewegs hinein in den Wohnhof des Physikerquartiers führen, dann rechtwinklig nach Westen abbiegen, um schließlich am Bonifatiusplatz vor der Kirche zu enden. An dieser Achse sollten auch die zentralen Infrastruktureinrichtungen angelagert sein.³⁶² (Eine von Sträß als „Grünzug“ bezeichnete zweite städtebauliche Achse sollte sich, die erste Achse zwischen Musiker- und Dichterquartier kreuzend, als landschaftliches Element vom heute sogenannten Luna-Park bis zum Stadtrand ziehen; dafür waren Abrisse nördlich der Goethestraße vorgesehen.³⁶³)

Der für einen Rahmenplan ungewöhnlich detaillierte Umgestaltungsvorschlag für das Physikerquartier läßt erkennen, wie einschneidend die Neubewertung war, die dem öffentlichen Raum und dem Wohnumfeld in dieser Konzeption zuteil wird. (Abb. 106.) Im Vorzustand bilden die Baublöcke einen weitgehend geschlossenen Hof, in den

wahrscheinlichste Perspektive wird hier hinter aufmunternden aber weniger wahrscheinlichen Varianten versteckt. (Rahmenplan 1994, 27.)

³⁶⁰ Ein weiteres, allerdings später nicht umgesetztes Abrißvorhaben dieses Rahmenplans betraf einen Block in der Georg-Büchner-Straße, was das sogenannte Dichterquartier zu einem einzigen großen Wohnhof geöffnet hätte. Vgl. Rahmenplan 1994, 28.

³⁶¹ Sträß Interview 2004.

³⁶² Ebd.

³⁶³ Ebd.

parallel drei weitere Blocks eingestellt sind. In der Legende dazu heißt es: „Alles gleich, alles gleich langweilig, alles gleich schlecht benutzbar“, was durchaus auch auf die undifferenzierten Grünflächen zwischen den Blocks zu beziehen ist. Nach dem vorgeschlagenen Umbau fehlt der mittlere Binnenblock und hat einem baumbestandenen Stadtplatz Raum gemacht. Der lange Gebäuderiegel an der Hertzstraße ist großflächig aufgebrochen worden und bildet eine Torsituation, die durch neue, winkelförmig zum Platz hinleitende Flachbauten definiert wird. Diese Öffnung schafft zugleich neue Binnenräume, die als halböffentliche Bereiche oder sogar als private Mietergärten baulich deutlich vom öffentlichen Stadtraum abgegrenzt sind.³⁶⁴ (Abb. 108.)

Diese Neustrukturierung des Freiraums, die Differenzierung und Hierarchisierung des vordem öffentlichen Raums war von Anfang an ein Kernanliegen des Rahmenplans. Sie rührt an den Fundamenten des eigentlich Sozialistischen am sozialistischen Städtebau und ist von zentraler Bedeutung für die weitere Entwicklung des Stadtumbaus in Leinefelde. An dieser Stelle wird deutlich, wie sehr das Schicksal und die Zukunftsfähigkeit der Plattenbauten letztlich an den Raum und das Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen ihnen geknüpft sind.

Bereits in der stadträumlichen Analyse des Rahmenplans heißt es:

„Die gerade im ländlichen Raum wichtige Differenzierung der Freiräume fehlt; die Freiräume der Südstadt sind ein großer, diffuser öffentlicher Bereich. Die spärliche Begrünung und mangelhafte Ausstattung bieten wenig Geborgenheit im Sinne von kleinen intimeren Nischen, versteckten Spielbereichen, geschützten Sitzecken. Dies zieht zwangsweise eine geringe Nutzung der Freiflächen nach sich. Die undifferenzierte Gleichbehandlung aller Bereiche führt zu einer Diffusität der Räume und Funktionen, die letztlich eine sinnvolle wohnungsnaher Nutzung ausschließen, zumal die Freiflächen in weiten Bereichen zu Parkplätzen degradiert sind. Der raumstrukturell bedingte Mangel an Privatheit der Freiflächen führt zwangsläufig auch zu einem Mangel an Öffentlichkeit, da eine Konzentration der Wege und Aktivitäten städtebaulich nicht angelegt ist. Die Unterversorgung der Südstadt mit Gütern des täglichen Bedarfs verstärkt diesen Eindruck, die Ausbildung von zentralen Bereichen ist siedlungsstrukturell nicht vorgezeichnet. Damit fehlen der Südstadt die wesentlichen stadträumlichen Qualitäten, die die Voraussetzung für ein lebendiges Quartier sind. Dies wäre ggf. bei einer Siedlung am Rande der Großstadt noch

³⁶⁴ Vgl. Rahmenplan 1994, 33.

kompensierbar, im Falle Leinefelde, wo die Südstadt die eigentliche Stadt in einem ansonsten dörflichen Umfeld ist, müssen städtebauliche Korrekturen vorgenommen werden. (...) An verschiedenen Orten wurde von Anwohnern der Mangel an gestaltetem und nutzbarem Freiraum in Eigeninitiative behoben. In Gebäudenähe, meist Balkonen in Erdgeschoßebene zugeordnet findet man kleine Beete ebenso in der Nähe von Hauseingängen, die dann nicht selten durch Sitzgelegenheiten ergänzt werden. Auch im öffentlichen Freiraum sind solche Aneignungsaktivitäten feststellbar. Teilweise zeugen sie von einer nicht geringen Bereitschaft, private Mittel, Zeit und Kraft für die Verbesserung der Wohnungsumgebung einzusetzen.“³⁶⁵

Diese eigenständigen Ansätze sollten nun auch offiziell aufgegriffen und verstärkt werden. Die Definition von halbprivaten, dem jeweiligen Wohnhaus zugeordneten und damit dem öffentlichen Raum entzogenen Flächen sowie die Abgrenzung von privaten Mietergärten sind ein Thema, das direkt den Erfahrungen der westdeutschen Großsiedlungsnachbesserung der achtziger Jahre entspringt und im ostdeutschen Architekturdiskurs schon kurz nach der Wende aufmerksam zur Kenntnis genommen wurde.³⁶⁶ Sie waren bis dahin allerdings noch nie mit solcher Konsequenz in die Planungsstrukturen eines DDR-Neubaugebietes implantiert worden.

Die großflächige Privatisierung öffentlichen Raums, der Abriß von Häusern sowie die Definition von ganzen Stadtbereichen, die aus den weiteren Investitions- und Entwicklungsplanungen schlichtweg herausfielen und vorläufig sich selbst überlassen bleiben sollten: Diese drei wichtigsten Paradigmen des Rahmenplans von 1995 waren für ihre Zeit geradezu revolutionär. Und das heißt auch, daß sie zwangsläufig Konfliktherde waren. Dieser Plan verlangte nicht weniger als den Verzicht auf Besitzstände, und zwar seitens der Allgemeinheit als vor allem auch der Wohnungsunternehmen, die hiermit aufgefordert waren, ihren ökonomischen Interessen zunächst einmal zuwiderzuhandeln, um mit der vagen Aussicht auf einen langfristigen Erhalt ihrer Manövrierfähigkeit belohnt zu werden.

Daß dieser konfliktive Rahmenplan als kommunalpolitisches Programm durchgesetzt werden konnte, verdankte sich nicht zuletzt der politischen Stabilität im konstant von der CDU regierten Leinefelde und der Autorität des von ihr gestellten Bürgermeisters. Daß auch die wohnungswirtschaftlichen Akteure darauf verpflichtet werden konnten, läßt sich im Falle der WV, die eine einhundertprozentige Tochter der Stadt ist und

³⁶⁵ Rahmenplan 1995, 17ff. (Die Interpunktion folgt dem Originaltext.)

³⁶⁶ Vgl. Gibbins 1988, 74ff. und Großhans 1991, 9ff.

deren Aufsichtsrat sich personell mit dem Stadtrat überschneidet, ebenfalls mit diesem Machtgefüge erklären. Wesentlich mehr Widerstände setzte dem jedoch die Wohnungsbaugenossenschaft entgegen, die politisch unabhängiger agierte und die Eigentumsanteile ihrer mitspracheberechtigten Mitglieder auch nicht so ohne weiteres zur Disposition der Stadtplanung stellen konnte. Hier waren es schließlich die Druckmittel der Förderpolitik von Bund und Ländern, die zum Einlenken, zur Kooperation und zur Akzeptanz der vom Rahmenplan vorgegebenen Leitlinien zwangen.³⁶⁷

Daß Leinefelde heute als Beispiel für einen weitgehend gelungenen Stadtumbau gilt, liegt nach Meinung der Beteiligten sehr wesentlich daran, daß die entsprechenden Weichenstellungen frühzeitig erfolgten und nur vergleichsweise wenige Akteure zur Kooperation gebracht werden mußten. Die Probleme von Großsiedlungen wie Leipzig-Grünau, Halle-Neustadt oder auch Hoyerswerda-Neustadt resultieren heute nach Einschätzung von Hermann Sträß zum großen Teil aus der Zersplitterung der Eigentümerstruktur, aus irreversiblen Investitionen an dadurch städtebaulich unflexibel gewordenen Standorten und aus der Vielzahl zum Teil widersprüchlicher Handlungsansätze, die nun nur noch schwer koordiniert werden können.³⁶⁸ Wenn also im Falle von Leinefelde von einem erfolgreichen Umgang mit dem Wohnungsbau des Sozialismus im Zeichen bundesdeutscher Fördermittelpolitik die Rede ist, dann darf der Hinweis nicht fehlen, daß dies durchaus auch an der verhältnismäßig großen zeitlichen und formalen Nähe zu den Besitz- und Einflußstrukturen jener historischen Epoche gelang, in der die betroffenen Bauten entstanden waren. Oder, um es anders auszudrücken: daß bei der Bewältigung des baupolitischen Dirigismus der DDR ein gewisser Etatismus bundesrepublikanischer Prägung offensichtlich recht hilfreich sein kann.

Als weniger hilfreich erwies sich dabei allerdings die letztlich ebenfalls etatistische Stimulation bzw. Simulation von marktwirtschaftlichen Strukturen, wie sie in den auf Wohneigentumsbildung orientierten Instrumentarien des Altschuldenhilfegesetzes zum Ausdruck und, was die Stadtentwicklung in Leinefelde betrifft, zu paradoxen Ergebnissen kam.

³⁶⁷ Die Wohnungsbaugenossenschaft hätte keine Ansprüche auf Fördermittel zur Gebäudesanierung und Umfeldgestaltung mehr stellen können, wenn sie das Stadtentwicklungskonzept nicht anerkannt hätte. Nach Einschätzung Roland Senfts wäre ohne dieses Druckmittel der Stadtumbauprozeß in Leinefelde sehr viel schwerer durchzusetzen gewesen. (Senft Interview 2004.)

³⁶⁸ Sträß Interview 2004.

Leinefelder Negativbeispiele und die Lehren daraus

Wenn das Bund-Länder-Programm „Weiterentwicklung großer Neubaugebiete“ mit dem Rahmenplan in Leinefelde eine konzertierte Wiederermächtigung über das kommunale Eigentum mit dem Ziel einschneidender Maßnahmen provoziert hatte, dann lief dem im gleichen Moment die vom Altschuldenhilfegesetz induzierte Privatisierung weiterer Bereiche der Südstadt exakt zuwider. Damit verlor die Stadt die Gewalt über wichtige Teile gerade jener südlichen Randbereiche, in denen der Rahmenplan das städtebaulich verträglichste Schrumpfungspotential gesehen hatte.

Ab 1995 erlaubte eine Novelle des Altschuldenhilfegesetzes den Wohnungsgesellschaften, die nicht genügend Wohnungen an Mieter verkaufen und ihren Privatisierungspflichten nicht schnell genug nachkommen konnten, den blockweisen Verkauf von Wohnungen an sogenannte Zwischenerwerber, die ihrerseits zu Sanierungen verpflichtet waren. Der größte private Zwischenerwerber in Leinefelde war der Gummersbacher Immobilienkaufmann Otto Schumacher, der in Leinefelde drei Wohnblöcke, ein Hochhaus und das bereits verfallende Hotel „Am Stadion“ aufkaufte. In dem Wohnhochhaus, in dessen Einraumwohnungen zu DDR-Zeiten vor allem soziale Problemfälle einquartiert wurden, bot er, mitten in den Niedergang des Stadtviertels hinein, „Luxus-Appartements“ mit Marmorbädern und Kaminen an. Das durchaus paternalistische Selbstverständnis von Schumachers Engagement offenbarte sich ab 1996 bei der Sanierung des Plattenbaublocks an der Beethovenstraße im südlichsten Bereich der Stadt. (Abb. 109-111.) Der Baublock ist seit der Sanierung in einem altrosafarbenen Ton verputzt und wird entlang des Daches und an den Hauskanten in grauer Farbe eingefasst; die Eckeingfassungen spiegeln eine Rustizierung vor. Über den Fenstern einiger Achsen sind, ebenfalls in grau, dreieckige oder halbrunde Giebel angedeutet. Vor den mit Butzenscheiben ausgestatteten Eingangstüren stehen jeweils zwei Betonsäulen, die klassizistische Giebelvorbauten tragen, in deren Feldern jeweils farbig gefasste Porträtbüsten der Komponisten Liszt, Bach, Mozart und Händel stehen. An der fensterlosen südlichen Schmalseite des Blocks prangt außerdem ein über mehrere Stockwerke reichendes Beethovenporträt (die andere Schmalseite schmückt eine abstrakte Formation aus grauen Quadraten). Schumacher verteidigte diese zweifelhafte Identitätsstiftung gegenüber dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ mit der Behauptung, es handele sich dabei um

einen „kulturellen Entwicklungsbeitrag“.³⁶⁹ Nachdem die von Schumacher beabsichtigte Aufstellung eines Stacheldrahtzauns am Protest der Anwohner gescheitert war, werden die Rasenflächen vor dem Haus nunmehr durch Jägerzäune vor dem Betreten geschützt.³⁷⁰ Das, was in Sträbs Rahmenplan zumindest als halböffentlicher Freiraum den Bewohnern des Hauses zugeordnet worden wäre, ist hier nicht nur der Öffentlichkeit entzogen, sondern für gar niemanden mehr da.

Nachdem Schumacher Insolvenz anmelden mußte und sich aus Leinefelde zurückzog, werden seine Liegenschaften zwangsverwaltet.³⁷¹ Das Hotel steht weiterhin leer und verfällt. Der Immobilienkaufmann Otto Schumacher wird in Leinefelde als Prototyp dessen memoriert, was sich in den neunziger Jahren als „Glücksritter“ und „Besserwessi“ in den Erfahrungshaushalt der Ostdeutschen eingebrannt hat. Es gehört zu den unerfreulicheren Aspekten der Beispielhaftigkeit Leinefeldes, daß die Stadt mit Schumachers „Beethoven-Platte“ das landesweit vielleicht beredteste und ganz sicherlich groteskteste Mahnmal für das fragwürdige Wirken solcher Investoren beherbergen muß. In den Planungskonsens von Stadt und Wohnungsunternehmen konnte Schumacher nicht eingebunden werden. Bei den entsprechenden Gesprächen, heißt es, habe er sich nachhaltig „beratungsresistent“ gezeigt.³⁷² Leinefeldes Bürgermeister Gerd Reinhardt nannte den alle folgenden Umbaumaßnahmen bis heute desavouierenden Bau „ein Beispiel, aus dem man zumindest lernen kann, wie man es nicht machen sollte.“³⁷³

Eine entsprechende Funktion als Negativbeispiel und Movens zur grundlegenden Kursänderung kam auch den Baublöcken im südlichen Abschnitt der Gaußstraße zu, deren oberen Stockwerken im Zuge ihrer Sanierung Zinkblechpaneele als Attrappen eines Mansarddaches vorgeblendet worden waren.³⁷⁴ (Abb. 112-113.) Es waren explizit auch diese Leinefelder Negativbeispiele, die Hermann Sträb 1998 in einer Broschüre für das Thüringer Wirtschaftsministerium nachdrücklich vor solchen

³⁶⁹ Weiter wird er zitiert: „Die Leute hier wissen doch gar nicht, wie diese Komponisten eigentlich aussehen und wann sie geboren und gestorben sind.“ (Anonym: Blühender Beton. In: Der Spiegel 30/1997, 44f.)

³⁷⁰ Der Stacheldrahtzaun wurde von Unbekannten nachts ausgegraben und niedergelegt. (Ebd.)

³⁷¹ Ebd.

³⁷² Übereinstimmend: Sträb Interview 2004, Senft Interview 2004 und Reinhardt Interview 2004.

³⁷³ Reinhardt Interview 2004.

³⁷⁴ Als Sträb und sein Büro die Kosten für diese von ihnen nicht mehr beeinflussbare Sanierung analysierten, kamen sie zu dem Ergebnis, daß die Hälfte der Gesamtkosten in dieses Pseudo-Dach geflossen waren, das überdies dazu führte, daß die betroffenen Mieter über fehlenden Lichteinfall klagten und Mietminderungen verlangten. (Sträb Interview 2004.)

Formen der „Fassadenkosmetik“ zu warnen und statt dessen eine gestalterische Differenzierung zu fordern, die sich nicht gegen die architektonischen Potentiale des Bestands wie des Umbaus, sondern vielmehr aus diesen heraus zu entwickeln sei.³⁷⁵ Diese Position besteht auf konstruktiver Ehrlichkeit gegenüber dem Plattenbau und wurde in der von Sträb beratenen Stadt Leinefelde nicht erst mit der Fortschreibung des Rahmenplans 1998 zur politischen Linie. Bereits vorher hatte Sträb über seine Beratungsfunktion bei der Stadt die kooperierenden Wohnungsunternehmen darauf drängen können, bei ihren schon laufenden Sanierungsarbeiten Farbwechsel an architektonische Anlässe zu binden. Auch wenn auf eine förmliche Gestaltungssatzung in Leinefelde verzichtet wurde, versuchte Sträb im Dialog mit den Wohnungsunternehmen eine Art Farbkonzept für Leinefelde durchzusetzen, das der neuen städtebaulichen Hierarchisierung Ausdruck verleihen sollte. Für die zentralen Bereiche waren demnach kräftige Primärfarben vorgesehen, für nachrangige und randständige Zonen eher gebrochene und pastellene Töne.³⁷⁶ Es waren nach Ansicht Sträbs die Routinen der Standardsanierung und die eingespielten Allianzen aus Wohnungsunternehmen und örtlichen Baubüros, die die bisherige Mediokrität der Ergebnisse bedingt hatten. Diese zu durchbrechen war demnach auch das wesentliche Ziel des Ausführungswettbewerbs für den Umbau der im Rahmenplan definierten Kernbereiche, dessen europaweite Ausschreibung er bei der Stadt durchsetzen konnte.³⁷⁷

Der Wettbewerb „Modernisierung von Wohngebäuden“ (1996)

1996 schrieb die Stadt Leinefelde zur Umsetzung des Rahmenplans und in Vorbereitung ihrer Bewerbung als externer Standort der Weltausstellung Expo 2000 einen europaweiten offenen Architekturwettbewerb aus. Er trug den Titel „Modernisierung von Wohngebäuden“ und sollte, um für das Bundesland Thüringen förderfähig zu sein, allgemein übertragbare Verfahren für den Umgang mit den in den

³⁷⁵ „Nach fünf Jahren Bautätigkeit ist festzustellen, daß es nichts gibt, was es nicht gibt. Je bunter und je kleinteiliger die Bemalung, je weniger sie auf die Struktur und architektonische Einfachheit der Blöcke eingeht, desto deutlicher wird, daß die neue Gestalt aus einer Ablehnung der Substanz und ihrer Eigengesetzlichkeit heraus entwickelt wurde: Die Klarheit der Blöcke wird zermalt, das fehlende Satteldach wird durch Farbe vorgetäuscht, hinter farblich abgesetzten Treppenhäusern verbergen sich in Wirklichkeit Schlafzimmer, die Liste der Täuschungen ist endlos. (...) Ziel der Modernisierung muß sein, wieder inhaltliche Anlässe für gestalterische Differenzierung zu schaffen.“ (Sträb 1998, 62.)

³⁷⁶ Sträb Interview 2004.

³⁷⁷ Ebd.

ehemaligen Bezirken des heutigen Thüringen produzierten Plattenbautypen hervorbringen. Städtebaulich war er jedoch denkbar eng an den Rahmenplan für Leinefelde gebunden und sollte Lösungen für zwei genau definierte Standorte liefern, erstens für das Physikerquartier und zweitens für den Bereich des Dichterviertels oberhalb des Bonifatiusplatzes. Der erste Bereich war städtebaulich stark verdichtet und sollte nach dem Rahmenplan künftig die Rolle eines Zentrums einnehmen, der zweite Bereich befand sich in Hanglage und war stärker landschaftlich geprägt.

Die Wettbewerbsziele gingen davon aus, daß: „die Nachfrage nach Mietwohnungen in Leinefelde generell zurückgeht. Gleichzeitig wird sich die Struktur der Nachfrage verändern. Eine deutliche Differenzierung der angebotenen Wohnungsstandards und der Wohnungsgrößen sind erforderlich, um der unerwünschten sozialen Entmischung entgegenzuwirken. Damit wird je nach konkreter städtebaulicher Situation eine Vielzahl unterschiedlicher Aufgabenstellungen anstehen:

1. Vollständiger Abriß einzelner Gebäude
2. Rückbau einzelner Gebäudesegmente zur Verkürzung oder Unterbrechung einzelner Wohnblöcke
3. Rückbau einzelner Wohnblöcke entweder einheitlich oder auch gestuft um ein bis drei Stockwerke mit Ausbildung einer neuen Dachlandschaft
4. Umgestaltung der Giebelseiten der Wohnblöcke
5. Bau neuer Wohnungen in den ungenutzten Winkeln und Gebäudezwischenräumen
6. Bau neuer Wohnungen auf den rückgebauten Wohnblöcken
7. Verbesserung der verbleibenden Wohnsubstanz durch Grundrißoptimierung, Aufwertung der Erschließungswege, baubiologisch / ökologisch hochwertiger Materialeinsatz und zeitgemäße und sparsame Bautechnik
8. Umnutzung vorhandener Erdgeschoßbereiche an geeigneten Standorten für Einzelhandel, Dienstleistung oder Gemeinschaftseinrichtungen.“³⁷⁸

Dementsprechend bestand die Wettbewerbsaufgabe darin, „im Sinne eines Bausystems eine Typologie von Lösungsmöglichkeiten für die in den Zielen formulierten Maßnahmen zu erarbeiten und dieses System exemplarisch auf zwei topographisch und städtebaulich verschiedenartige Teilbereiche anzuwenden.“³⁷⁹

Darzustellen waren sowohl die „Bestandsverbesserung (Erschließungs- und Grundrißoptimierung, Grundrißdifferenzierung)“ als auch die „Bestandsergänzung

³⁷⁸ Architekturwettbewerbe in Leinefelde 2005, 25.

³⁷⁹ Ebd.

(Neubaubebauung auf rückgebautem Bestand, Neugestaltung der Stirnseiten, bauliche Lösungen für ungenutzte Ecken und Baulücken)“.³⁸⁰

Der Wettbewerb erfolgte als einstufiger, offener Realisierungswettbewerb. Die Auslober legten sich also die Verpflichtung auf, die Ergebnisse auch umzusetzen. Vorsitzender des Preisgerichts war der renommierte Stadtplaner Thomas Sieverts, dessen ein Jahr darauf erschienenes Buch über die „Zwischenstadt“ den problematischen aber zahlreichen hybriden Situationen zwischen Stadt und Land, für die auch die Südstadt von Leinefelde steht, einen Namen geben sollte.³⁸¹ Die Frage des Selbstverständnisses der Südstadt von Leinefelde und die, ob mit den Umbaumaßnahmen eher ein städtisch geprägter Stadtteil anzustreben sei oder eine niedrige, verdichtete Siedlung, spielte den Protokollen zufolge auch bei den Preisgerichtssitzungen im Dezember 1996 eine entscheidende Rolle.³⁸²

Das Wettbewerbsergebnis, bei dem aus den 48 eingereichten Arbeiten - die trotz der europaweiten Ausschreibung nahezu ausschließlich von deutschen Büros stammten³⁸³ - drei Preisträger und fünf Ankäufe ermittelt wurden, beantwortete diese Grundsatzfrage letztlich mit einem Sowohl-als-auch.

Die Preisträger

Es fällt auf, daß unter den Preisträgern mit einer Ausnahme kein Büro aus Ostdeutschland zu finden ist. Roland Senft begründete das mit einer bei den beteiligten ostdeutschen Büros verbreiteten Entwurfshaltung, die nach wie vor eher auf die Applikation von verschönernden Details ausgerichtet gewesen sei und sich an tiefe Eingriffe, an Grundrißveränderungen, geschoß- oder segmentweise Abtragungen nicht herangewagt habe.³⁸⁴ Auch ein Großteil der anderen nichtprämierten Arbeiten habe

³⁸⁰ Ebd.

³⁸¹ Die weiteren Fachpreisrichter waren Konrad Ballheim, Referatsleiter Städtebauförderung beim Thüringer Ministerium für Wirtschaft und Infrastruktur; Heinz-Uwe Petsch, Referatsleiter Wohnungsbauförderung beim Thüringer Wirtschaftsministerium; der Tragswerksexperte Berthold Burkhardt, TU Braunschweig; Eberhard Künzel, Institut für Fertigteiletechnik und Fertigbau Weimar e.V. (ein baukonstruktiver Erbwalter der Plattenbautechnologie) sowie die Architekten Michael Mann, Erfurt, und Klaus Rasche, Weimar. (Ebd., 27.)

³⁸² Ebd., 28.

³⁸³ Laut Senft befand sich unter den Einsendungen einzig ein österreichischer Beitrag. (Senft Interview 2004.)

³⁸⁴ „Ich habe unter den Teilnehmern sogar Joachim Stahr entdeckt, den Professor bei dem ich in Weimar gelernt hatte, Plattenbauten zu planen. Und man hat gemerkt, daß die Leute, die ihr ganzes Leben lang mit der Platte gearbeitet haben, einen anderen Denkansatz hatten, daß sie konventionell weiterbauen wollten. Die hatten versucht, an der Platte etwas zu verbessern

sich auf kosmetische Maßnahmen, in der Regel auf das Aufsetzen von Ziegeldächern, beschränkt und das architektonische Potential der Platte nicht ausgelotet.³⁸⁵

Die fünf durch Ankäufe prämierten Entwürfe wiesen dagegen allesamt Flachdachlösungen auf und respektierten grundsätzlich die Struktur der industriell gefertigten Wohnblocks, versuchten jedoch die Fassaden neu zu gliedern und die Grundrisse mehr oder weniger radikal zu verändern und zu variieren. Ein Leitmotiv bei allen Vorschlägen ist der Rückbau der fünf- bis sechsgeschossigen fahrstuhllosen Wohnblocks auf landschafts- und mieterverträglichere drei oder vier Geschosse. Städtebaulich werden die Innenhöfe in Umsetzung des Rahmenplans in der Regel konsequent zu privaten und halböffentlichen Freiraumbereichen umdefiniert.³⁸⁶ (Abb. 114-118.)

Diesen Ideen folgte auch der Entwurf des drittplatzierten Büros A U S Architektur und Städtebau Gebhard + Vogel aus Kleinostheim, das eine Reduzierung des Bestands bei gleichzeitigem intensiven Neubau vorschlug. (Abb. 119-124.) Die Blöcke sollten hier auf drei Geschosse zurückgebaut und dann jeweils um ein Staffelgeschoß wieder ergänzt werden – eine während der neunziger Jahre im innerstädtischen Neubau sehr verbreitete Methode, die Gebäudehöhe aus städtebaulichen Gründen optisch auf eine Traufkante und damit unter die tatsächliche Höhe der Gebäude herunterzuziehen. In den durch Abriß gleichsam entkernten Wohnhof des Dichterviertels sollten neu zu errichtete Zeilenbauten eingestellt werden, was die Dichte des Quartiers immens erhöht hätte. Für das Physikerquartier war der Neubau etlicher Ladenpavillons vorgesehen, wobei, wie das Preisgericht anmerkte, „die Marktsituation im Eichsfeld (...) eher dieser Lösung entgegensteht“.³⁸⁷

Praktikabler, kostengünstiger und qualitativ stärker erschienen den Juroren die Einreichungen von Forster + Schnorr Architekten, Frankfurt am Main, und Meier-Scupin & Petzet Architekten, München, die in der Folge auch zur Umsetzung empfohlen wurden.³⁸⁸

oder eine neue Fassade davor zu setzen, damit das optisch ein besseres Bild gibt. Die wollten im weitesten Sinne nur kosmetische Maßnahmen.“ (Senft Interview 2004.)

³⁸⁵ Ebd.

³⁸⁶ Zu den Details der angekauften Entwürfe von Uwe Kist, Groß-Umstadt, Nowak und Hinz, Frankfurt a. M., Willi Latz, Dresden, Hirschmüller und Schmidt, Darmstadt, und Ralph Büscher, Braunschweig, siehe: Architekturwettbewerbe in Leinfelde 2005, 44-53.

³⁸⁷ Ebd., 43.

³⁸⁸ Beide Bürogemeinschaften haben sich nach dem Wettbewerb aufgelöst, die Baumaßnahmen wurden danach von den jeweils beim Entwurf federführenden Architekten mit ihren neuen Büros weitergeführt. Wenn im folgenden nur von Stefan Forster statt von Forster + Schnorr sowie von Muck Petzet statt von Meier-Scupin & Petzet gesprochen wird, dann

Das zweitplatzierte Büro von Stefan Forster ging von einem konsequenten Rückbau im Bestand auf vier Normalgeschosse aus. (Abb. 125-131.) Die offenen Ecksektionen zwischen den Plattenbauriegeleln sollten durch fünfgeschossige Ergänzungsbauten geschlossen und zugleich überhöht werden, um die städtebauliche Figur hervorzuheben und zugleich die Bauhöhe im Quartier zu differenzieren. Das gleiche gilt für die im Rahmenplan vorformulierte Tor-Situation im Physikerquartier: Dort sollte der Riegel an der Hertzstraße durch Herausnahme eines Segments geöffnet werden, um der im Rahmenplan gelegten städtebaulichen Achse Einlaß zu gewähren. Zwei fünfgeschossige Punkthäuser sollten diese Achse im Inneren des Quarrées gleichsam begrüßen und akzentuieren. Es war in diesem Entwurf nachgewiesen, daß die Wohnungsgrundrisse mit vergleichsweise sparsamen Eingriffen aufgewertet werden können, beispielhaft dafür ist die Verlegung der innenliegenden Küchen an die Stelle bisheriger Kinderzimmer. Der individuelle Wohnraum sollte zugleich durch den Vorbau von Balkonen und Wintergärten erweitert und die Fassaden im gleichen Zuge belebt, differenziert und filigranisiert werden. Das Preisgericht lobte, daß die vorgeschlagenen Lösungen „die prinzipiellen Modalitäten der Plattenbauweise“ beachteten, „so dass eine Realisierbarkeit einschließlich der gerüstförmigen Balkon-Vorbauten mit einem vertretbaren Aufwand gegeben ist.“³⁸⁹ Die entscheidende Leitidee von Forsters Entwurf besteht indes vor allem anderen in der konsequenten Aneignung der Freiraum-Differenzierungsparadigmen des Rahmenplans, die hier zu bildkräftigen architektonischen Zeichen überhöht wird. Als im Wortsinne roter Faden zieht sich das Motiv eines Ziegelstein-Sockels durch die Entwürfe, prägnante rote Mauern, die die privaten Gärten umgeben, die den Erdgeschossen zugeordnet sind, und den ehemals öffentlichen Freiraum nun als „grüne Zimmer“ den Erdgeschoßwohnungen signalhaft zugeschlagen werden. Französische Fenster und direkte Austritte verschaffen den in Plattenbauten traditionell unbeliebten und ungünstig belichteten Erdgeschoßwohnungen neue, einfamilienhausartige Außenraumbeziehungen.

Den ersten Preis erhielt Muck Petzets Büro für sein Konzept, die Wohnungsgrundrisse in den durchgängig auf vier Stockwerke zurückgebauten Häusern nach einem variantenreichen Baukastensystem zu verändern und den verschiedenen

geschieht das Interesse der Kürze und läßt alle eventuellen Urheberrechte der jeweiligen Büropartner unangetastet; die Namen der Architekten stehen pars pro toto für ihre wechselnden Bürogemeinschaften.

³⁸⁹ Ebd., 37.

Wohnwünschen gemäß bis in die Erschließung hinein zu differenzieren. (Abb. 132-136.) Die Grundrißvarianten hießen „Low“, „Mäander“, „Hollandhaus“, „Laubengang“, „Neue Treppe“ und „Neubau“ und waren untereinander kombinierbar. Der Typ „Low“ umfaßte dabei nur eine vergleichsweise unaufwendige Modernisierung der Wohnungen mit Öffnungen des Wohnzimmers zur Küche hin. Beim Typ „Mäander“ wechselten die Wohnungen wie in einer horizontalen Variante von Le Corbusiers Wohnmaschinenwohnungen jeweils ihre Ausrichtung, sodaß jedes zweite Wohnzimmer mit seinem Balkon zur Eingangsseite zu liegen käme. Das „Hollandhaus“ ermöglichte für jede Wohnung einen separaten Hauseingang und kam damit der Qualität von Reihenhäusern nahe. Der nach der Erschließung durch einen „Laubengang“ benannte Wohnungstyp sollte entsprechende Qualitäten in höhergelegenen Geschossen haben. „Treppe“ erforderte den Einbau einer neuen, einläufigen Treppe, sowie eines Fahrstuhls; über diese Zugangsschächte sollten dann als Vierspanner möglichst viele kleinere Wohnungen erschlossen werden. Abgesehen vom Typ „Low“, sind grundsätzlich Balkone bzw. Laubengangelemente zu beiden Seiten der Wohnung vorgesehen. Zur Belebung der Fassaden bei gleichzeitiger Verbesserung der Wohnqualitäten war außerdem eine Vielzahl unterschiedlicher Fensterformate vorgesehen. Die Lösungsvorschläge für die Differenzierung und die Individualisierung von Wohnformen und Erschließungen entstammen dem gleichen Baukasten-Gedanken, der ursprünglich auch dem Plattenbau selbst zugrunde lag; es ist eine Rückführung auf die Potentiale desselben, eine systemimmanente Richtigstellung. Daß das Dach dabei bis zur Vorderkante der Balkone überstehen sollte, macht aus dem in so vielen anderen Vorschlägen zur Plattenbausanierung inkriminierten Flachdach einen bergenden Gestus der Vereinheitlichung des Differenzierten und des Zusammenfassens des Individuierten zu einer sichtbaren Gemeinschaft. Städtebaulich waren diese Gemeinschaften als städtische Inseln in ausgedehnte Grünzüge eingestellt. (Abb. 137-140.)

Damit lagen als Wettbewerbsergebnis zwei Entwürfe vor, die in verschiedene Richtungen zielten. Beiden wurde vom Preisgericht zugetraut, die städtebauliche und architektonische Qualität des Standortes jeweils signifikant zu erhöhen, zudem waren beide Projekte vergleichsweise kostengünstig und schrittweise zum Teil sogar im bewohnten Bestand zu realisieren. Da der Wettbewerb aber ohnehin für zwei verschiedene Standorte ausgeschrieben worden war und da diese Standorte zwei

verschiedenen Bauträgern gehörten, entschied sich die Stadt dafür, beide Entwürfe gleichzeitig umzusetzen, die angestrebte Diversifizierung in der Südstadt also schon anhand zweier gegensätzlich orientierter architektonischer Zugriffe zu befördern.

Bezeichnenderweise entschieden sich die beiden Wohnungsunternehmen schnell von sich heraus für den jeweils für sie angemesseneren Entwurf: Die WVL, die als kommunal gelenktes Unternehmen automatisch auch eine sozial schwächere Klientel bedienen und größere Fluktuationen verkraften muß, wollte ihr Physikerquartier nach den städtischeren und variantenreicheren Vorstellungen von Muck Petzet umbauen lassen. Die Leinefelder Wohnungsbaugenossenschaft, deren Bestände sich im westlichen Teil der Großsiedlung konzentrieren und deren Anteilseignern eine etwas größere Seßhaftigkeit unterstellt werden kann, beauftragte Stefan Forster mit dem Umbau des Dichterquartiers zu einer ländlichen Gartenstadt.³⁹⁰

Die jeweiligen Unternehmen hatten damit „ihre“ Architekten gefunden; aus diesen Auftragsverhältnissen ergaben sich danach Folgeaufträge, sodaß der weitere Stadtumbau in Leinefelde-Süd das Wettbewerbsergebnis von 1996 dialektisch fortschrieb.

3.2. Die Architekten des Stadtumbaus in Leinefelde

Im Folgenden soll dargestellt werden, mit welcher Haltung die beiden Architekten jeweils an ihre Leinefelder Bauaufgaben gingen, welche Ergebnisse sie lieferten, und wie sich diese schließlich zueinander verhalten. Die Darstellung beruht unter anderem auf Interviews, die im Herbst 2004 mit den Architekten geführt wurden, und sie beinhaltet auch die über die Leinefelder Projekte hinausgehenden Beschäftigungen mit Plattenbauten in Ostdeutschland.

Stefan Forster ist 1958 geboren, Muck Petzet 1964; sie gehören also beide einer mittleren, in den achtziger Jahren ausgebildeten Generation von Architekten an. Was sie darüber hinaus verbindet, ist der Umstand, daß sie in Frankfurt am Main bzw. in München leben und arbeiten, also in den Herzen prosperierender westdeutscher Ballungsräume, die von der Problematik ostdeutscher Plattenbausiedlungen denkbar

³⁹⁰ Sträß Interview 2004 und Senft Interview 2004.

weit entfernt sind.³⁹¹ Was sie trennt, ist indes die grundsätzliche Haltung zu dieser Problematik.

Der Architekt Muck Petzet

Von den Höhen des Erfolges, den Muck Petzet seine Leinefelder Plattenbau-Projekte eingetragen haben, darunter die Einladung zur Architekturbiennale von Venedig im Herbst 2004, schaute er mit folgenden Katalogworten noch einmal zurück auf die Anfänge seiner Beschäftigung mit ostdeutschen Plattenbauten:

„Zum ersten Mal in Leipzig, stand ich 1990 fasziniert auf der Straße des 18. Oktober: Die Großzügigkeit und Weite dieses modernen Stadtraums, seine Gliederung und Rhythmisierung mit gestaffelten Zeilen und Punktbauten unterschiedlichen Typs, das Zusammenspiel von spürbarer, grober Materialität der Bauten und ihrer klar an den Grundsätzen der klassischen Moderne orientierten – wenn auch nicht weiter- und manchmal auch zurückgedachten – minimalistischen Sprache strahlten eine ganz eigene Stimmung und Qualität aus. Die bescheidene Ernsthaftigkeit dieser Architektur war sicher auch der eingeschränkten Verfügbarkeit von Mitteln und Materialien geschuldet. In den seriell gefertigten Wand- und Gehwegplatten, Eingängen und Treppen schien auch ein übergeordnetes Prinzip verwirklicht, das sogar als Motto über den Dächern einer der Häuserzeilen angebracht war: ‚Rationeller Handeln!‘. Auch der politisch-totalitäre Anspruch solcher bis ins Straßenbild getragener moralischer Aufrufe materialisierte sich in den Bauten, die als Sendboten des sozialistischen Fortschritts bis in die entlegensten Städte und Dörfer gepflanzt und sogar weltweit exportiert wurden. Die Unerfülltheit und Unfertigkeit demonstrierte die Unmöglichkeit, mit den Mitteln des Plattenbaus alle Wohnungsfragen zu lösen; dies zeigte sich in den klaffenden Fugen der Fassaden, in den bewohnten Ruinen der Gründerzeithäuser daneben, im spärlichen und von schlammigen Trampelpfaden durchzogenen Abstandsgrün und in den zerbrochenen Gehwegplatten.“³⁹²

Was hier rekapituliert wird, ist die distanzierte, aufgeklärte Faszination des Nicht-Betroffenen, ein verhalten nostalgischer Blick in eine fremde Kindheit – und zugleich

³⁹¹ Es kommt hinzu, daß beide ihre Büros in Hinterhäusern von Straßen in der Bahnhofsgegend ihrer jeweiligen Stadt betreiben (Forster in der Frankfurter Taunusstraße, Petzet in der Münchner Landwehrstraße), die in ihrer kleinteiligen Nutzungsmischung und ihrer zwielichtigen, von Nachbars und Spielhallen bevölkerten Nachbarschaft den widersprüchlichen städtischen Idealen eines Robert Venturi näher stehen als einer industriell errichteten, monofunktionalen Großsiedlung wie der Leinefelder Südstadt.

ein Initiationserlebnis: ein Aufflammen der Erinnerung an eine Moderne, die hier zwar ruiniert daherkam, heruntergekommen, an eigener Unzulänglichkeit gescheitert und das eigene Pathos auf eine beinahe lächerliche Weise als Neonreklame noch mitschleppend, die aber in ihrem Anspruch immerhin noch erkennbar und rekonstruierbar war und noch nicht irreversibel postmodern überformt wie im Westen. Die skeptische Faszination, mit der hier ein westdeutscher Architekt gleichsam wie ein Archäologe die Ruinen der Moderne im Osten entdeckt, dürfte der entsprochen haben, mit der seine ostdeutschen Kollegen zeitgleich die Arsenale der damals aktuellen westdeutschen Architekturmoden für sich erschlossen.

Die Plattenbauten von Leipzig waren dabei nur die Materialisation einer atmosphärischen DDR-Erfahrung, die Petzet vorher bereits in den maroden Altbauquartieren von Berlin-Mitte gemacht hatte, wo „die bescheidene Ernsthaftigkeit“ und die daraus resultierende ästhetische Askese den gesamten Alltag bestimmte. Petzet, der 1986 sein Architekturstudium an der TU München begonnen hatte, studierte zum Zeitpunkt des Mauerfalls an der Hochschule der Künste in West-Berlin und zog unmittelbar danach in den Ostteil der Stadt, in die sich auflösende DDR.³⁹³

Petzets Diplomarbeit zu Plattenbauten in Leipzig (1990)

Die Beschäftigung mit der Straße des 18. Oktober in Leipzig beruhte auf einem Diplomvorhaben von Muck Petzet. Es handelt sich dabei um einen Abschnitt der monumentalen Achse, die von der Alten Messe bis zum Völkerschlachtdenkmal führt und dabei auch die Deutsche Bücherei tangiert. Die 1990 noch nicht ganz unrealistische Perspektive einer Rückkehr der bundesdeutschen Parallelinstitution an den Ursprungsort nahm Petzet bei seiner Arbeit zum Anlaß, einen entsprechenden Ausbau der Anlage zu planen, die in der DDR bereits um einen Bücherturm ergänzt worden war. Petzet wollte dabei einen Museumsneubau mitten in die große Achse stellen, deren städtebauliche Leere er zugleich nachzuverdichten gedachte.

Die Achse wurde von Studentenwohnheimen in Plattenbauweise flankiert, die in langen Reihen standen und durch Punkthochhäuser akzentuiert wurden. Petzet plante den überdimensionierten und vom Verkehr nur spärlich ausgefüllten Straßenraum durch niedrige Vorbauten zu verdichten und diese Plattenbauten unangetastet zu lassen

³⁹² Petzet 2004, 235.

³⁹³ Petzet beschreibt im Interview seine Faszination sowohl über die euphorische Stimmung dieser Umbruchszeit als auch über seine Einblicke in den Versorgungsalltag der DDR, bei dem

und als großmaßstäbliche Rahmung zu nutzen. Petzet sah in diesen Bauten die Traditionen der von ihm geschätzten klassischen Moderne und der CIAM verkörpert; in der Tat verfügten diese frühen Sonderplattenbauten über Flugdächer und Gemeinschaftsdachterrassen. Er erkannte in den hellen, luftig angeordneten Plattenbauten einen großzügigen Gegenentwurf zu den ruinösen Gründerzeitnachbarschaften Leipzigs, und in ihrer subtilen städtebaulichen und architektonischen Gliederung, in den seriell gefertigten Schmuckformen und Betonornamenten sowie in der spröden, zurückhaltenden Materialität eine „Armut“ und „Einfachheit“, die ihm einerseits „rührend“ und andererseits auch von einer im Westen so nicht mehr gekannten Qualität erschien.³⁹⁴ Petzet beschrieb diesen ostdeutschen Topos der Konservierung durch Mangel als Erfahrung eines Ost-West-Kontrastes, die umso stärker ausfiel, als in seinem heimatlichen München jede ursprüngliche Materialität längst einem in ständigen Fassadensanierungen abgebildeten Wohlstand zum Opfer gefallen sei.³⁹⁵

Plattenbau und die Ästhetik der Minimal Architecture: Petzet bei Herzog & de Meuron (1991-1992)

In dieser Position mag durchaus eine Art Altbauromanik, nur eben angewandt auf Bauten der Moderne, mitschwingen. Petzets Interesse an einfachen und „armen“ Materialien sowie klaren, reduzierten Formen traf sich indes mit dem von Jacques Herzog und Pierre de Meuron, in deren Büro Muck Petzet 1991 bis 1992 Mitarbeiter war. Von Leipzig nach Basel, von den DDR-Plattenbauten zu den reduktionistischen Bauten der Schweizer liegt ein kürzerer Weg, als das aufgrund des Prestigegefälles den Anschein haben mag. Es gibt eine auffällige Affinität zwischen der letztlich aus wirtschaftlichen Sparsamkeitserwägungen erwachsenen Kargheit des DDR-Wohnungsbaus und der gewissermaßen vom entgegengesetzten Pol her herabreduzierten, luxurierenden Askese der minimalistischen Architekturen, wie sie

ihm die Gleichartigkeit der Produkte und Verpackungen, der Geruch und die spröde Bescheidenheit des Angebots und seiner Aufmachung fasziniert habe. (Petzet Interview 2004.)

³⁹⁴ Petzet Interview 2004. Vgl. dazu auch die Notion der „Neuen Einfachheit“, die drei Jahre später von Lampugnani angesichts einer in postmodernen und dekonstruktivistischen Konfektionen feststeckenden Architektur zum moralischen Postulat erhoben und zum Gegenstand eines heftigen Architekturstreits wurde. (Vittorio Magnago Lampugnani: Die Neue Einfachheit. Maßmaßungen über die Architektur der Jahrtausendwende. In: Gert Kähler (Hg.): Einfach schwierig. Eine deutsche Architekturdebatte. Ausgewählte Beiträge 1993 – 1995. Braunschweig, Wiesbaden 1995, 20 – 27.)

³⁹⁵ Petzet Interview 2004.

seit den späten achtziger Jahren von Architekten wie Peter Zumthor oder eben Herzog und de Meuron vertreten wurden: Es gibt ostdeutsche, einst mit dem Plattenbau befaßte Architekten, die ihre ethischen Prinzipien in den Bauten der Schweizer wiederfinden; und umgekehrt haben sich die Schweizer bereits in den frühen neunziger Jahren, in der Hochzeit der Stigmatisierung, für den Erhalt der DDR-Plattenbauten und für eine Rehabilitierung ihrer Qualitäten ausgesprochen.³⁹⁶ Herzog und de Meuron bearbeiteten in dieser Zeit nicht nur ein Projekt im Plattenbaugebiet von Cottbus, sie errichteten mit der Wohnanlage Pilotengasse in Wien-Aspern von 1987 bis 1992 auch eine denkbar strenge Hommage an den Zeilenbau und mit dem Studentenwohnheim Antipodes I in Dijon (1990-1992) sogar eine eigene Plattenbausiedlung von regelrecht orthodoxem Zuschnitt. (Abb. 141-142.) Das Büro hatte sich um 1990 ganz einer Architektur aus strengen, geschlossenen Quadern zugewandt, die prototypisch für die als „Minimal Architecture“ apostrophierte Reaktivierung der Minimal Art für eine Architektur stehen, die sich damit den zeitgenössischen Mainstreams der Postmoderne und des Dekonstruktivismus verweigerte und zugleich zwischen ihnen zu bestehen suchte.³⁹⁷ Ein Schlüsselbau für diese architektonische Appropriation der Minimal Art ist Herzogs und de Meurons 1992 fertiggestellter Bau für die Sammlung Goetz in München: ein Haus wie eine Kiste von Donald Judd, ein strenger Quader aus Sichtbeton, Metall und mattem Gußglas.³⁹⁸ (Abb. 143.)

Die klassische Moderne des Baslers Hans Schmidt, der, wie oben dargestellt, zum wichtigsten theoretischen und ästhetischen Stichwortgeber des industriellen Wohnungsbaus in der DDR wurde, die Werke der Minimal Art und die raffinierte, hochpreisige Kargheit und Sprödigkeit der Schweizer Architekturstars konnten von Muck Petzet, der als ausführender Architekt an der Errichtung der Sammlung Goetz vor Ort beteiligt war, in ein sinnvolles ästhetisches Verhältnis gesetzt werden. Es wird

³⁹⁶ So äußerte der weiter oben erwähnte Ostberliner Architekt Peter Meyer seine Verbundenheit zu der Architektur Peter Zumthors (Interview mit dem Verfasser, Januar 1999) und Jacques Herzog lobte Anfang der neunziger Jahre in einem Rundfunkstatement die Qualität und Einfachheit Magdeburger Plattenbauten. (Archiv Deutschlandradio Kultur)

³⁹⁷ Vgl. Ruby et al. 2003. Zur Karriere der „Box“, die im weiteren Verlauf der neunziger Jahre selbst zu einer architektonischen Mode wurde und im organisistischen „Blob“ ihren Antipoden fand, vgl. das Themenheft der Architekturzeitschrift Archplus mit dem Titel „Von der Box zum Blob und wieder zurück. Zum jüngsten Architektenstreit.“ (Archplus 148, 10/1999.)

³⁹⁸ Brüderlin führt den formalen und inhaltlichen Vergleich mit Judd weiter bis zum analogen Einsatz der Materialien und bis zur Radikalisierung der Bedeutung von Wahrnehmung. (Brüderlin 2004, 167f.) Daß bei diesem Bau der Beton, der segmentweise in ein Fachwerkgerüst aus gleichem Material eingepaßt zu sein scheint, dabei über dem Glas zu schweben scheint, das seinerseits das Oberlicht im Erdgeschoß spiegelt, ist ein eher manieristischer Zug und wesentlicher Grund für die subtile konstruktive Eleganz des Gebäudes.

später zu zeigen sein, wie er die entsprechenden Gestaltqualitäten in Leinefelde nutzbar machen und die mit Eleganz, Präzision und vornehmer Zurückhaltung konnotierten Elemente der alpenländischen „Kisten“ auf Thüringer Plattenbauten zurückkoppeln wird.³⁹⁹

Pläne für eine Plattenbausanierung in Oberwiesenthal (1992)

Das erste Projekt in Petzets Büropartnerschaft mit J. P. Meier-Scupin betraf wiederum ostdeutsche Plattenbauten. Das Büro beteiligte sich 1992 an einem auf zwei Einreicher beschränkten und im Zuge west-östlicher Entwicklungshilfe zwischen Bayern und Sachsen ausgerichteten Wettbewerb und bearbeitete die höchstgelegene Plattenbausiedlung des Landes, in Oberwiesenthal im Erzgebirge. (Abb. 144.) Während sich die Altstadt von Oberwiesenthal schutzsuchend ins Tal duckt, sitzt das Neubaugebiet im Sinne einer Stadtkrone auf der Kuppe eines kahlen Hügels und ist in extremer Weise der Witterung, und das heißt in Oberwiesenthal vor allem: dem Wind, ausgesetzt. Petzet und sein Partner interpretierten in ihrem Entwurf die vage Aufgabenstellung sehr weitgehend und ordneten das ganze Areal städtebaulich neu, sie verlängerten die talseitige Reihung von Plattenbauten zu einer wandartigen Großform, schufen dafür durch Abriß im Inneren der Siedlung Platz für ein (Versorgungs-) Zentrum und sperrten das gesamte Areal für den ruhenden Verkehr, der statt dessen in vorgelagerten Parkhäusern unterkommen sollte. Die Idee bestand darin, den damals noch voll vermieteten, von der Altstadt räumlich und im Status strikt getrennten Standort eher noch zu verstärken.⁴⁰⁰ Die Gestaltung der Häuser war in ihrer Konzeption vor allem auf den Schutz vor der Witterung ausgerichtet. Die Fassaden sollten die übliche wärmedämmende Thermohaut erhalten, für die nach Süden ausgerichteten Vorderseiten der Gebäude waren in der Tradition alpiner Hotels verglaste Wintergärten vorgesehen, für die Eingangsseiten hingegen säulengestützte Vorbauten nach der Art von Laubengängen, die vor der Witterung schützen sollten. Darüberhinaus wollten Petzet und Meier-Scupin die Hügelkuppe großflächig aufforsten lassen und die Siedlung an drei Seiten mit Wald umgeben. Neben diesen maximalistischen stadträumlichen Eingriffsplänen beschäftigten sie sich in

³⁹⁹ Petzet hatte bei Herzog & de Meuron zunächst die Werkplanung für das Technologiezentrum von Sandoz in Basel inne und betreute später gemeinsam mit seinem späteren Partner J.P. Meier-Scupin von der Genehmigungsplanung bis zum Innenausbau die Errichtung der Sammlung Goetz in München.

Zusammenhang mit der Aufgabe in Oberwiesenthal allerdings auch erstmals mit dem Zuschnitt der Wohnungen und der Baukonstruktion der Plattenbauten; im Rahmen eines Seminars am Institut für Erhaltung und Modernisierung von Bauwerken e.V. an der TU Berlin (IEMB) eigneten sie sich entsprechenden Grundlagen an – und die Erkenntnis, daß die konstruktive Struktur der Plattenbauten durchaus flexibel genug war, um die inneren Grundrisse zu verändern, zu optimieren und zu variieren. Schon für dieses Projekt hatte Petzet eine große Variationsbreite von Wohnungsgrundrissen in den Gebäuden vorgesehen. Der Ausführungsauftrag, den sein Büro in Folge des Wettbewerbs probenhalber für einen der Blocks erhielt, scheiterte kurz darauf allerdings an einem politischen Wechsel im Oberwiesenthaler Stadtrat, in dessen Folge dem Umbauprojekt die politische Unterstützung und den Architekten ihr Auftrag verlorenging.⁴⁰¹

Petzets Wettbewerbsbeitrag für Leinefelde (1996)

Als im Sommer 1996 der Wettbewerb für die Südstadt von Leinefelde ausgeschrieben wurde, sah Muck Petzet, der sich in der Zwischenzeit gänzlich anderen Aufgaben gewidmet hatte (innerstädtische Um- und Neubauten, die architektonische Ausgestaltung von Boutiquen der Luxusmodefirma Jil Sander), darin eine Gelegenheit, die Oberwiesenthaler Vorarbeiten doch noch zu verwerten oder zumindest an seine frühere Beschäftigung mit Plattenbauten anknüpfen zu können. Hier lag zum einen eine kommunalpolitische Stabilität vor, die Erfahrungen wie die in Oberwiesenthal unwahrscheinlich machte, und zum anderen ein Rahmenplan, der in einer für diese Zeit mutigen Klarheit die Perspektiven einer umfassenden städtebaulichen Neuordnung einschließlich Abriß und Vernachlässigung der Ränder bereits vermittelt hatte.

Zu seinen prämierten architektonischen Lösungen gelangte Petzet allerdings erst auf dem Wege eigener städtebaulicher Planungen, die sich über die Vorstellungen des Rahmenplans weitgehend hinwegsetzten. Nachdem er bei seinen ersten Analysen vor Ort die hervorstechenden Qualitäten von Leinefelde-Süd in der landschaftlichen Einbettung und in dem quasi dörflichen Miteinander der Einwohner der Plattenbausiedlung ausgemacht hatte, plädierte Petzet im städtebaulichen Teil seines Wettbewerbsentwurfes dafür, diese beiden Komponenten, das Städtische und das

⁴⁰⁰ Petzet Interview 2004.

⁴⁰¹ Ebd.

Landschaftliche, gleichermaßen zu verstärken und ineinander zu verzahnen. Seine Vorstellungen gingen von ausgeprägten Grünzügen aus, die die einzelnen Wohnquartiere gleichsam organisch umfließen und zu Inseln des Städtischen machen: es sind die Konzepte der Satellitenstädte und der Stadtlandschaft, quasi mikroskopisch auf einen Stadtteil angewendet. (Abb. 137-140.) Innerhalb der baulichen Inseln, befand Petzet, müsse die Ordnungsstruktur wiederum verstärkt werden: durch die Betonung der Horizontalen, die durch die Herabstockung auf vier Geschosse noch unterstrichen worden wäre, und durch ein betont übergreifendes, homogenisierendes Dach. Das Leitbild ging von architektonischen Horizontalen innerhalb einer sanft hügeligen Landschaft aus. Innerhalb dieser Großstruktur, unter dem gemeinsamen und Gemeinschaft symbolisierenden Dach sollte es dann eindeutig ablesbar unterschiedliche Häuser und Wohnformen geben. Vielfalt, Gemeinschaft und Ordnung waren die Parameter, von denen sich Petzet leiten ließ, und mit denen er implizit an die Traditionen des sozialistischen Bauens anknüpfte. Petzet sprach im Interview von seiner Aversion gegen die Versuche heutiger Stadtplaner, die harten Stadtkanten der Moderne abzuschleifen, die hohen Großformen sukzessive durch niedrigere Einzelbauten zur Landschaft hin aufzulösen; er habe den klassischen Gegensatz zwischen der Härte der klaren geometrischen Strukturen und der durchfließenden Landschaft deshalb eher noch verschärfen wollen.⁴⁰²

Es war letztlich Petzets Grundrißkatalog aus dem Geist des Baukastens, der ihm den ersten Preis bei dem Wettbewerb eingetragen hat, seine städtebaulichen Überlegungen wurden dabei fast ostentativ übergangen. Goutiert wurden die konzeptionellen Referenzen an den variablen Montagebau der Moderne; die formalen Referenzen, die Radikalisierung der Großform bis hin zur Homogenisierung der zaghafte Vor- und Rücksprünge der DDR-Plattenbauten unter dem großen, bergenden Dach wurden dabei eher in Kauf genommen als begrüßt.

Das Physikerquartier

Daß Muck Petzet dennoch einen beträchtlichen Teil seiner ursprünglichen Konzeption bei der Rehabilitierung des Physikerquartiers umsetzen konnte, verdankt sich der kostensparenden und für Leinefelde typischen Kopplung von Fördermitteln und

⁴⁰² Petzet Interview 2004.

Baumaßnahmen: Petzet war in dem Quartier für Umbau, Abriß und Freiraumgestaltung zugleich zuständig.

Von den 68 Wohnungsgrundrissen aus Petzets Katalog wurden zwei in Musterwohnungen getestet, auch um die Mieter auf den im bewohnten Bestand durchgeführten und mit erheblichen Belästigungen verbundenen Umbau vorzubereiten und ihnen die Vorzüge des Vorhabens zu verdeutlichen.⁴⁰³ Diese bestanden in der Beseitigung von Defiziten wie innenliegenden und engen Bädern und Küchen. Ebenfalls aus dem Baukasten wurde ein ganzer Katalog neuer Bauteile entwickelt, neue Wandelemente, Schiebetüren, Schränke etc. (Abb. 145.) Der ordnende und auch der ästhetische Zugriff des Architekten gingen, wie im Funktionalismus der zwanziger Jahre, bis in die Details der Wohnungseinrichtung, deren Variabilität sie zugleich erhöhten. Durch den Einsatz großer Schiebetüren, die aus zwei kleineren Räumen einen großen machen können, kamen die Plattenbauwohnungen, die bis zuletzt dem Modell der strikten Funktionszuweisung für die Räume folgten, wenigstens ansatzweise auch in den Genuß des anderen, konkurrierenden großen Grundrißmodells der Moderne, das der fließenden Räume. Im Nachvollzug der gesellschaftlichen Differenzierung und der Individualisierung sind aus den Einheitswohnungen der DDR durchaus marktwirtschaftlich gedachte Angebote für eine Vielzahl verschiedener Wohnwünsche und Finanzspielräume entstanden. (Abb. 146-147.)

Das große Dach, unter dem diese Vielfalt zur Ordnung findet, ist im Ergebnis eine meterweit auskragende Großform aus eloxiertem Aluminium, die Baulücken überspringt, Versetze in den Fassadenfluchten einebnet, Sprüngen in den Gebäudehöhen folgt und die zuvor unmaßstäblich langen Häuserblocks gewissermaßen durch eine Flucht nach vorn, durch eine weitere Vergrößerung des Maßstabs kleiner und eigenständiger wirken läßt. Um den bergenden Gestus dieses Daches noch zu unterstreichen, ist es an den Blockenden als Zwitter zwischen Dach und Wand scheinbar bis zum Boden heruntergezogen.⁴⁰⁴ (Abb. 148-150.) Die Architekturkritikerin Ursula Kleefisch-Jobst nannte diese Bändigung des Monumentalen durch eine noch größere Geste in der Zeitschrift „Bauwelt“ eine „wagemutige Idee, da man bisher die Massigkeit und Monotonie des Großwohnungsbaus gerade mit kleinteiligen und eher dekorativen Elementen zu

⁴⁰³ Das Verfahren, verschiedene Wohnungstypen über einen Musterkatalog anzubieten, findet sich schon bei May in Frankfurt. Vgl. dazu: Dreysse 1986, 74.

zähmen versucht hat. In der Betonung der Großform wird sichtbar, dass bei diesem Entwurf Altmeister des Siedlungsbaus wie Bruno Taut, Walter Gropius und Ernst May Pate gestanden haben.“⁴⁰⁵

Diesem Dach ordnet sich auch der 1999 fertiggestellte Neubau unter, der die prominente und zu DDR-Zeiten hilflos offen gelassene Ecke zwischen Hertz- und Einsteinstraße schließt.⁴⁰⁶ (Abb. 151-153.) Er ist das markanteste Bauteil an der Außenseite des Quartiers und hat, obwohl er seine Nachbarn nicht überragt, die Funktion und Wirkung eines programmatischen Kopfbaus, eines Schlüssels zu allem Anschließendem. Petzet entschied sich bewußt für betont einfache Materialien, die auch in DDR-Architektur zum Einsatz kamen: Gußglas, eloxiertes Aluminium und Sichtbeton. Gußglas ist dabei ein Element, das weniger im Wohnungsbau als in der Industriearchitektur der DDR, von der es in unmittelbarer Nähe des Quartiers immer noch beredte Beispiele gibt, eine wichtige Rolle spielte; es evoziert damit einerseits die Geschichte Leinefeldes als Industriestandort der DDR und spielt zugleich auch auf den industriellen Charakter des Wohnungsbaus an. (Zu der Verwendung dieser Materialien in den Innenräumen, siehe Abb. 154-155.) Es ist eine materialästhetische Kontinuität, die sich auf die jüngere Geschichte des Ortes bezieht und die gelebte DDR-Vergangenheit der Bewohner rehabilitiert. Gleichzeitig lassen die Verfeinerungen, der gegenüber dem grobkörnigen DDR-Waschbeton enorm geglättete Sichtbeton, der großflächige und wandbildende Einsatz des Glases sowie die kühle Eleganz der Metallteile, einen eminent zeitgenössischen Eindruck entstehen und erinnern nicht zufällig an die Materialbehandlung bei Herzog und de Meuron. Die Baugeschichte der DDR wird hier in die Gegenwart gezogen, im hohen Ton der Schweizer Minimal Architecture rekapituliert, und das eine durch das andere legitimiert. Besonders nachts wird der Bau, der dem im Auto Ankommenden als erstes ins Auge sticht, zum von innen heraus leuchtenden Zeichen einer geradezu optimistischen Zuversicht hinsichtlich der Zukunftsfähigkeit des dahinterliegenden Quartiers. Als transluzides Gelenk macht er die daran anschließenden, scheinbar endlosen Häuserfluchten plausibel und stimmt atmosphärisch sowohl auf den Bestand als auch auf das

⁴⁰⁴ Dieser Effekt ist auf die Vorder- bzw. Rückansicht des Häuserblocks berechnet und bezieht sich auf das massive Profil der Dachlinie; an der schmalen Wandseite selbst wird der Dachbelag von Thermohaut abgelöst.

⁴⁰⁵ Kleefisch-Jobst 2000, 23f.

⁴⁰⁶ Dieser Eckabschluß liefert nach, wozu das DDR-Bauwesen aus Kostengründen in der Provinz nicht in der Lage sah; Ecklösungen waren vergleichsweise aufwendige Sonderformen im Katalog des DDR-Plattenbaus. Eine Bebauung dieser städtebaulich neuralgischen Ecke war deshalb auch schon bei beiden Entwürfen des Ideenwettbewerbs von 1990 vorgesehen.

Programm des Stadtumbaus, auf die Veränderung, ein und wirkt dadurch in mehrfacher Hinsicht identitätsstiftend und –verstärkend.

Dabei dient der Neubau nicht nur ästhetisch sondern auch praktisch der Erschließung seiner Nachbarn. In ihm sind vier Wohnungen mit bisher im Quartier nicht vorhandenen Zuschnitten untergebracht und zugleich ein Aufzug und eine Treppenanlage, über die das benachbarte Laubenganghaus erreicht werden. Da die Wohnungen in diesem Haus zum überwiegenden Teil zu zweistöckigen Maisonnetten umgebaut wurden, kommt das Laubenganghaus in einer reduktionistischen und zugleich manieristischen Geste mit nur zwei Laubengängen aus, die dadurch sehr zum Zeichen ihrer selbst werden. Die Maisonette-Wohnungen im Erdgeschoß haben je einen eigenen Eingang mit kleinem Vorplatz und erhalten so die Reihenhausqualität in Reinform, die in den Wohnungen über ihnen gewissermaßen in die Höhe der Moderne transformiert wurde – eine Art architekturgeschichtliche Reprise auf den Weg von Heinrich de Fries' „Doppelstockhaus“ zu Le Corbusiers doppelstöckigen Wohneinheiten in den Unités d'Habitation.⁴⁰⁷ Mit der demonstrativen Zurschaustellung von Treppenhaus und Laubengängen werden hier zudem zwei zentrale Themen des Neuen Bauens zitiert, die in der weiteren Entwicklung des Plattenbaus eine untergeordnete Rolle gespielt hatten und erst im Zuge der Modernisierungen seit den neunziger Jahren, in den verglasten Treppenhäusern und den ausgestellten Fahrstuhltürmen, wieder auftauchten.

Während dieses durch die Laubengänge, deren Betonstützen und die separaten Eingänge, also von der eigenen Erschließung zeichenhaft dominierte Haus ansonsten zurückhaltend grau verputzt ist, werden die übrigen, weniger komplex überformten Fassaden des Quartiers vor allem durch den Wechsel von stehenden und liegenden Fensterformaten, durch massive Balkonvorbauten, die die U-förmige, bergende Geste des Daches umgekehrt und im Kleinen wiederholen, durch skulpturale Eingangsvorbauten, sowie vor allem durch die Farb- und Materialbehandlung von einander differenziert. (Abb. 156-157.)

Dabei hat Petzet nach der erforderlichen Wärmedämmung allerdings an keiner Stelle das alte Fugenraster wieder abgebildet, sondern helle, farbige Putze eingesetzt oder die metallische Oberfläche von applizierten Dämmplatten zur Gestaltung genutzt. Es gibt sogar ein Haus, das in eine Klinkertapete gepackt worden ist, was Petzet selbst als einen Sarkasmus im Hinblick auf bestimmte Mieterwünsche und auf das wichtigste

⁴⁰⁷ Vgl. hierzu: Kähler 1989, 42.

Gestaltelement von Stefan Forsters Umbaumaßnahmen, die Ziegelmauer, bezeichnete.⁴⁰⁸ Diese nach außen gekehrten, zum Teil ironisch mit baugeschichtlichen Zitaten, Baumarktmaterialien und sentimental Sehnüchten spielenden Eingangsfronten von Petzets Häusern ließen sich als ihre postmoderne Seite begreifen, für die es auf der anderen, zum Hof gerichteten Seite kaum Entsprechungen gibt.⁴⁰⁹ Hier sind unterschiedlichen Fassadenfarben, die die einzelnen Häuser voneinander abgrenzen, nur noch Hintergrundvaleur für die langen waagerechten Reihen der Balkons, die den individuellen Wohnraum beträchtlich nach außen erweitern; die Balkons sind hier der Fassade nicht nur vorgesetzt, sie bilden vielmehr erst die Fassade. Ein Eindruck, der dadurch verstärkt wird, daß sie an den Vorderkanten mit dem auskragenden und seitlich heruntergezogenen Dach abschließen, sodaß sie wie in einen Rahmen gespannt erscheinen. Diese Balkonfront hat stellenweise skulpturale Qualität und bildet „Löcher“, die die Tiefenwirkung unterstreichen. (Abb. 158.) In ihrer Gesamtheit spielt sie aber vor allem mit dem grafischen Reiz von Aluminiumprofilen, Gußglastrennwänden sowie farbigen Sichtschutzpaneelen und Markisen. (Abb. 159.) Es ist der Eindruck eines farbig akzentuierten Flimmerns, den sie, besonders an Sonnentagen, hervorruft. Dieses pixelartige Flimmern transponiert einen Effekt, wie ihn Gurskys berühmte Fotografie eines Montmarte-Großblocks in den späten neunziger Jahren repopularisiert hat und der letztlich auf die Brise-Soleils von Le Corbusier und Niemeyer zurückgeht, in die thüringische Provinz. Darüberhinaus wird mit den langen durchlaufenden Balkonreihen die Horizontale hier im Hofinneren endgültig zur Dominante.⁴¹⁰

Petzet ist diesem Prinzip auch später, von 2000 bis 2001, auch bei den Häusern an der südlichen Gaußstraße gefolgt; der dortige Hof ist von einer noch metallischeren Farbstimmung. (Abb. 160.) Insgesamt wird mit dem hellgrauen Putz und dem Sichtbeton eher mutig an die sonst so peinlich übertünchte Anmutung der originalen Plattenbauten angeknüpft, an das Grau, das von der Konnotation des Mangels, der Farblosigkeit und der Eintönigkeit des DDR-Lebens befreit und als kühl, modern, zurückhaltend und vornehm nobilitiert wird. Die Fassadengestaltungen durch klare, helle Farben, die durch ihre filigranen grafischen und flächigen Effekte die Plastizität

⁴⁰⁸ Petzet Interview 2004.

⁴⁰⁹ Wenn Kleefisch-Jobst den „schönen Schein“ und eine gewisse Unaufrichtigkeit moniert, dann bezieht sich das vor allem auf Details wie die Klinkerfassade und auf das Dach, das ihr vorkam als sei es aus Beton, obwohl es das nicht ist. (Kleefisch-Jobst 2000, 25f.)

⁴¹⁰ Die entsprechenden Bauteile wurden von einer Firma vorgefertigt, die aus dem Erfurter Wohnungsbaukombinat, dem Errichter der Plattenbauten, hervorgegangen war.

des Baukörpers als ganzen unterstreichen, lösen weitgehend das ein, was Hans Schmidt auch für den DDR-Plattenbau in den sechziger Jahren gefordert hatte. Petzet hatte in Anlehnung an die originale Farbigkeit mehrere Farbenkataloge erarbeitet und den Mietern zur Abstimmung anheimgestellt.⁴¹¹

Der großen Lücke, die der Rahmenplan in die nördliche Häuserreihe entlang der Hertzstraße gerissen sehen wollte, hat sich Petzet indessen verweigert. Statt des triumphalen, öffnenden, stadttorhaften Durchbruchs ist da nur ein schmaler Durchgang entstanden, für den das durchlaufende Dach seine große Geste nicht unterbricht. (Abb. 148.) Dadurch erhält auch der Innenhof eine andere Dimension als im Rahmenplan vorgesehen: Er ist jetzt eben doch keine platzartige Erweiterung eines durchlaufenden Straßenraums, der städtebaulichen Achse, die ursprünglich sogar einmal für den Busverkehr ausgelegt werden sollte. Statt dessen ist nach dem im Jahr 2000 erfolgten Komplettabriss eines der innen liegenden Häuserblocks ein großer abgeschirmter Platz entstanden, der nur an seiner Südseite vom Straßenverkehr tangiert wird. Dieser Platz wurde partiell mit dem zerstäubten Material der abgerissenen Wohnungen des Quartiers aufgeschüttet, sodaß die ursprünglich mehr als einen Meter aus dem Gelände ragenden Erdgeschosse behindertengerecht zugänglich gemacht werden konnten: ein Recycling, bei dem ein Beisetzungsgestus recht pragmatisch entsentimentalisiert worden ist. (Abb. 161.)

Bei der Gestaltung dieses Freiraums ist Petzet darüberhinaus in einem sehr zentralen Punkt dezidiert von den Vorgaben des Rahmenplans abgewichen: Statt der gewünschten Ausweisung von halbprivaten Räumen und privaten Mietergärten wurde das „bestehende ‚sozialistisch‘ geprägte unmittelbare Aufeinandertreffen von Öffentlichkeit und Privatheit an der Hauskante (...) belassen und nur durch das Element der distanzierenden ‚Gemeinschaftsbeete‘ gemildert.“⁴¹² Da der öffentliche Raum somit bis an die Hauskante reicht, wurden die Balkons umso deutlicher als zur jeweiligen Wohnung gehörige Privatbereiche definiert und nach allen Seiten blickdicht abgeschottet - ein Prinzip, das den gedrängten Großwohnanlagen entspricht, wie sie Atelier 5 Jahrzehnte zuvor entworfen hatten. In diesem harten Kontrast von Öffentlichem und Privatem Raum unterscheidet sich Petzet fundamental von Forster, der zeitgleich nur wenige Meter entfernt die vermittelnden Übergänge zwischen diesen beiden Sphären zum Gestaltmerkmal seiner Umbauten ausprägte.

⁴¹¹ Petzet Interview 2004.

⁴¹² Muck Petzet: Projekte in Leinefelde 1996 bis 2003. o.J., o.S.

Diese beiden Haltungen mußten in eine direkte Konfrontation geraten, als Petzet 2000 von der WVJ beauftragt wurde, auch im angrenzenden Dichterquartier eine Modernisierung durchzuführen. In diesem Bereich war aber bereits Forster für die LWG tätig. Der Wohnblock war nach seiner Errichtung willkürlich zwischen der Genossenschaft und der KWV aufgeteilt worden. Jetzt waren aus diesen Organisationen zwei konkurrierende Bauherren mit konkurrierenden Architekten hervorgegangen. Die im Besitz der LWG befindlichen Blöcke waren von Forster bereits saniert worden. Da Petzet die willkürliche besitzrechtliche Trennung nicht architektonisch abbilden sondern das Quartier homogen abschließen wollte, war er gezwungen, sich hier den ganz andersartigen Vorstellungen und Vorgaben Forsters unterzuordnen und dessen Privatisierung des Außenraums für Mietergärten der Erdgeschoßwohnungen nachzuvollziehen. Petzet tat dies zwar der Form nach, drehte aber alle Prinzipien Forsters um und baute dadurch eine polemische Karikatur auf dessen Blöcke. Bei Forster sind die Häuser hell und haben in den Ziegelsteinmauern vor den Erdgeschoßgärten einen dunklen Sockel. Petzet überzog seinen Block mit einer Klinkerfassade, sodaß er jetzt an neusachliche Reformwohnungsbauten der zwanziger Jahre erinnert, wie sie vor allem in Hamburg zu finden sind, und versah ihn straßenseitig mit einem „Gartensockel“, der als gemeinschaftlicher Vorgarten definiert ist. Dafür sind bei ihm die Abgrenzungsmauern zwischen den hofseitigen Mietergärten aus hellem Sichtbeton. (Abb. 162-163.) Bei Forster sind diese Gartenmauern hoch und massiv, seine Balkons sind filigran und offen. Bei Petzet sind die Balkons mit blickdichten Paneelen versehen, dafür bieten sich die Mietergärten wie Schaufenster dar. Sie sind als leicht abschüssige Terrassen ausgebildet, und sind zum Hof hin gänzlich offen. Eine Barriere zum öffentlichen Raum ist hier einzig durch die Bepflanzung zu bilden. Zudem dient die Vorderkante dieser Terrassen als Sitzbank für Passanten und ist damit so etwas wie ein Angebot, die Privatisierung des öffentlichen Raum durch die öffentliche Benutzung der dafür eingesetzten baulichen Instrumente wieder zu revidieren.⁴¹³

⁴¹³ Stefan Forster hat Petzets Vorgehen in „seinem“ Hof vielleicht nicht ganz unberechtigt als böswillige „Sabotage“ aufgefaßt. (Forster Interview 2004.)

Das Mieterzentrum

Zum Kernstück und Signet von Petzets postsozialistisch gedachten Umbau in der Südstadt sollte aber vor allem das zwischen 1999 und 2000 errichtete sogenannte Mieterzentrum im Inneren des Physikerquartiers werden. (Abb. 164.) Dieses Projekt war eine direkte Folge der vorangegangenen Abrißverfahren. Der parallel zu den ersten Modernisierungsmaßnahmen 1998 erfolgte Abriß des Blocks Hahnstraße 22-40 war zu einem psychologischen Desaster geworden und drohte den gesamten Stadtumbau in Leinefelde zu desavouieren. Der Abriß erfolgte unbeholfen und brutal. Alle umstehenden Bäume wurden durch Trümmerteile zerstört. Die Akzeptanz der Anwohner für den Stadtumbau war danach auf einem Tiefpunkt, der den weiteren Fortgang der Arbeiten im bewohnten Bestand nicht eben beflügelte.⁴¹⁴ Im Zuge der ostdeutschen Stadtschrumpfungen mußte das Handwerk des Abrisses von Plattenbauten erst einmal eingeübt und verfeinert werden.

Beim Rückbau des ebenfalls 100 Wohnungen umfassenden Blocks Hahnstraße 2-20 sollte sensibler vorgegangen werden. Mit der anlaufenden Stadtumbaudebatte waren die psychologischen Probleme sowie die Möglichkeiten, die Demontage mit Remontage oder wenigstens Recycling zu verbinden, zum einem Thema geworden, das bei weiteren Baumaßnahmen berücksichtigt werden mußte. Da Petzet für Rückbau und anschließende Neugestaltung des Platzes gleichermaßen zuständig war und nach Lösungen suchte, den großen, der Öffentlichkeit reservierten Platz zu ästhetisch zu bewältigen sowie mit einem inhaltlichen Zentrum auszustatten, dachte er beides zusammen und wollte den abzureißenden Bau als Grundpfeiler für die Nachnutzung weiterverwerten. Es wurden nur vier Stockwerke des fünfgeschossigen Wohnblocks abgetragen, das Erdgeschoß blieb bestehen und wurde zu einem zweiteiligen Flachbau, der zugleich als landschaftliches Element fungiert, was durch die Begrünung des Daches unterstrichen wird. Im Rahmenplan war für dieses Areal eine gewerbliche Nutzung vorgesehen. Die Idee eines Gründerzentrums scheiterte jedoch am Mangel an Bedarf für eine solche Einrichtung. Die Konkurrenz der neu erschlossenen Gewerbegebiete machte die Ansiedlung von Einzelhandelsgeschäften illusorisch. Die Bedarfslücke wurde schließlich zu einem Teil vom Bauherrn selbst gefüllt, die WVL verlegte ihren Sitz ins Innere ihres Wohnungsbestandes. Im anderen Teil des Baus

⁴¹⁴ Petzet Interview 2004. Siehe auch Petzet: Projektblatt „Physikerquartier: Abbruch / Rückbau“.

wurde ein Festsaal mit Nebenräumen und Küche als Begegnungsstätte eingerichtet, das eigentliche Mieterzentrum.

Bei der Gestaltung dieses Flachbaus wurde das Motiv des auskragenden großen Dachs wieder aufgenommen und noch einmal überhöht. An der Nordseite erscheint der Bau in das umlaufende Aluminiumprofil regelrecht eingewickelt, die Dachlinie kippt in die Wand um und verläuft am Boden schließlich als Sockel einer Terrasse vor den Fenstern des Mieterzentrums. An der zur Straße gelegenen Südseite beschirmt das weit vorgezogene Dach den Eingangsbereich zur Geschäftsstelle der WV. Wieder sind unter dem vereinheitlichenden Dach verschiedene Nutzungen und Bauformen untergekommen. Das Mieterzentrum im nördlichen Teil wird durch einen überdachten Durchgang, der zugleich Eingangsbereich ist, von der WV-Zentrale abgetrennt. Im Inneren dieses Bauteils wurde der Plattenbau komplett entkernt. Hier weisen große Fenster zum Platz hin. In der Wohnungsverwaltung ist die alte Struktur der Wohnungen bewußt sichtbar belassen worden. Die Balkonfenster und -türen der ehemaligen Erdgeschoßwohnungen dienen jetzt den einzelnen Büros als Fenster und Austritt. (Abb. 165.) Die Wohnungseingangstüren im Inneren wurden erweitert und zu einem durchlaufenden Korridor verbunden. Den Stümpfen der ehemaligen Treppenhäuser kommt jetzt die Funktion von Knotenpunkten und Besprechungsinseln zu. In einem Fall ist die vormalige Kellertreppe zu einem abgesenkten Bambusgarten umgenutzt worden. (Abb. 166.) Die Beleuchtung dieses Korridors erfolgt durch Oberlichter, die als Lichtkästen auf die Treppenhäuser aufgesetzt sind und die Erinnerung an die innere Struktur des Wohnblocks als gliedernden Rhythmus sichtbar nach außen tragen – und zugleich an den Einsatz entsprechender Oberlichter durch Herzog und de Meuron bei ihrem Bahnstellwerk in Basel (1988-1996) als Referenz evozieren. (Abb. 167) Die Entscheidung, die Treppenhäusschächte nicht einfach mit Glas abzudecken, sondern als Sichtbetonquader aufragen zu lassen, in deren Nordwände Gußglasfenster eingelassen sind, wirkt zunächst wie ein verschwenderischer Ästhetizismus - wie der Wille, eine Reihung von sieben Quadern wie eine Arbeit von Donald Judd oder wie ein Miniaturmodell Gropius'scher Wohnzeilen auf dem Dach zu inszenieren. Das war es vielleicht auch, aber Petzet rechtfertigte es vor allem als die billigste und am wenigsten verschmutzungsanfällige Variante.⁴¹⁵

⁴¹⁵ Petzet Interview 2004.

Im Eingangsbereich der Wohnungsverwaltung kulminieren die im Eckneubau des Physikerquartiers aufgelisteten Leitmaterialien Sichtbeton, Aluminium und Gußglas wieder in einer Weise, die diese straßenseitige Front des Baus ebenfalls wie einen lupenreinen Neubau aus den neunziger Jahren aussehen läßt, was dem gesamten Umbauprojekt eine Art Rahmung verleiht. (Abb. 168.) Wenn hier, in einer großen ausgestellten Gußglaswand, gebäudehohe Buchstaben für die WVW werben, dann ist das eine aktualisierte Variante einer Eigenwerbung, die von der Identitätsstiftung für das Quartier schon bei der westdeutschen Großsiedlungsnachbesserung empfohlen wurde und letztlich ihre prominentesten Wurzeln im genossenschaftlichen Siedlungsbau der Weimarer Republik hat.

Funktional steht Petzets Mieterzentrum für eine Reaktivierung des Klubhaus-Gedankens aus dem sowjetischen Konstruktivismus. Architektonisch und städtebaulich dreht es sozusagen das Rad der DDR-Baugeschichte vom verdichteten komplexen Wohnungsbau zum aufgelockerten und gegliederten Sozialistischen Wohnkomplex zurück: Auch dort galten gesellschaftlich genutzte Flachbauten als ideale Füllung der weiten, großzügig besonnten Wohnhöfe.⁴¹⁶ Die Freiraumgestaltung trieb die konstruktive Erinnerungsarbeit noch weiter; Petzet ließ das Material der abgetragenen Geschosse zu Kies schreddern und damit den Hof aufschütten. Dieser bekam dadurch den Charakter eines Urnenfeldes der sozialistischen Bau- und der individuellen Wohngeschichte der Mieter. Er war groß, grau, öffentlich und geschichtsbeladen, also eine Zumutung. (Vgl. Abb. 164.) Die Leere dieses Raumes ließe sich in einer sehr linken Tradition interpretieren, als etwas, was Richard Sennet mit Blick auf das revolutionäre Paris als „Volumen der Freiheit“ bezeichnet hat.⁴¹⁷ Diese Volumen der Freiheit müssen von der Öffentlichkeit aller Erfahrung nach sehr aktiv wahrgenommen werden, um nicht zu verwahrlosen. Ansonsten läßt der staatliche horror vacui sie implodieren. Petzets postsozialistischer Öffentlichkeitsraum wird seit 2002 von einem „Japanischen Garten“ besetzt, der zum Schutz der Grünanlagen von einem hohen Gitterzaun umgeben ist.⁴¹⁸ Um diesen Zaun muß seitdem auch Sträbs ehrgeizige städtebauliche Achse einen Bogen machen. (Abb. 169.)

⁴¹⁶ Vgl. Hoscislawski 1991, 268. Hans Schmidt empfahl in seinen ästhetischen Direktiven zur städtebaulichen Bewältigung der sozialistischen Wohnkomplexe, generell den Kontrast zwischen den etwa vierstöckigen Wohnbauten und den ein- bis zweistöckigen Gesellschaftsbauten zu suchen. (Vgl. Schmidt 1965, 150.)

⁴¹⁷ Vgl. Sennet 1997, 363ff.

⁴¹⁸ Planung: Kazuhisa Kawamura.

Statt der geometrischen, die Strukturprinzipien der umliegenden Architektur in die Landschaftsgestaltung transponierenden Konzeption Petzets wird die Strenge der Bebauung jetzt durch eine stilisiert organisch-ornamentale Miniaturlandschaft kontrastiert. Dergleichen ist, auch in seinem fernöstlichen Exotismus, nicht unüblich in sanierten ostdeutschen Plattenbaugebieten; in Marzahn etwa ist der entsprechende Garten ein chinesischer. Zugleich sprach das Zustandekommen des japanischen Gartens auch für den Erfolg von Petzets Projekten. Es waren japanische Wohnbau-Spezialisten, die von den Leinefelder Sanierungserfahrungen lernen wollten und schließlich die Teilfinanzierung der Anlage aus einem Förderprogramm der Regierung in Tokio vermittelten.⁴¹⁹ Das Physikerquartier und das Mieterzentrum erlebten nach ihrer Fertigstellung eine beachtliche Karriere als Muster eines Stadtumbaus, der aus der Schrumpfung architektonische und städtebauliche Potentiale ableitet und zugleich unter Beweis stellt, daß architektonisch ambitionierte Eingriffe nicht mehr kosten müssen als rein technische Standardsanierungen. Er wurde mit zahlreichen Preisen bedacht.⁴²⁰ Die Kritik bescheinigte dem Quartier, daß seine Qualität „an viele neue Wohngebiete heranreicht, ja sie teilweise übertrifft.“⁴²¹ „Vom kleinen Detail bis zum städtebaulichen Maßstab konsistent entworfen – unter einem derart umfassenden Blickwinkel, mit derart hohem Anspruch bei höchst bescheidenen Mitteln ist in den letzten Jahren in Deutschland kein Plattenbauquartier saniert worden“, hieß es dazu im deutschen Architekturjahrbuch 2001, das dem Thema Nachhaltigkeit gewidmet war und dem anlaufenden Stadtumbauprogramm Ost die Richtung vorzugeben versuchte: „Wenn Kritikerpathos angesichts einer groß gelösten, großen Aufgabe am Platz ist, dann hier: Architekten, kommt nach Leinefelde und seht euch diese Sanierung an.“⁴²² Petzets Mieterzentrum war eines der Beispiele, anhand derer Francesca Ferguson bei der Architekturbiennale von Venedig im Herbst 2004 im deutschen Pavillon unter dem Titel „Deutschlandschaft“ vorbildliche Wiederbelebungen peripherer, bisher von der Architektur vernachlässigter Stadtareale vorführte. Daß Petzets Physikerquartier als ganzes im selben Herbst auch bei der großen Frankfurter Ausstellung „Revision der Postmoderne“ vorgeführt wurde, war vielleicht noch sinnfälliger, und zwar insofern als seine Revision auf postmoderne Weise die Mittel der industriellen Moderne einsetzte.

⁴¹⁹ Geipel 2001, 137.

⁴²⁰ 1999 und 2001 Deutscher Bauherrnpreis Modernisierung, Hohe Qualität – Tragbare Kosten; 2001 Deutscher Architektenpreis, Auszeichnung; 2002 Sternstadt; 2003 Deutscher Städtebaupreis; 2004 Europäischer Städtebaupreis für den gesamten Stadtumbau in Leinefelde-Süd.

⁴²¹ Kleefisch-Jobst 2000, 26.

Nach Ansicht des Kritikers Kaye Geipel machten die Planungen für das Physikerquartier deutlich, „dass wir die einst utopische, dann aus den Fugen geratene Bauweise nur dann noch verstehen, wenn die Zuversicht und die Qualitäten, die in dem Modell enthalten sind, beim Umbau nicht aus den Augen verloren wurden.“⁴²³

Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß diese Qualitäten in Petzets Physikerquartier nicht nur nicht aus den Augen verloren, sondern vielmehr erst vor Augen gestellt wurden. Denn während der variable Katalog an Wohnungsgrundrissen die Potentiale des Montagebaus aus der Erstarrung des DDR-Plattenbaus löst und wieder an seine theoretischen Ursprünge in den zwanziger Jahren zurückbindet, ließe sich die Gestaltung des Quartiers als Ganzes durchaus als eine architekturgeschichtliche Rekapitulation der Utopie eines gebauten Gemeinschaftsgedankens lesen, die von Fouriers Phalanstères bis zu Schmidts Vorstellungen vom sozialistischen Wohnkomplex reicht und dabei auch die westeuropäische Nachkriegsmoderne mit in den Blick nimmt.

Petzets Versuch, durch eine Monumentalisierung der Wohnbebauung und durch eine die einzelnen Blöcke zusammenbindende Großform eine vorstädtische Siedlung in eine stabile städtische Ordnungsstruktur zu zwingen, sowie die Differenzierung von Vorder- und Rückfronten lassen an entsprechende Gesten de Klerks, Ouds und später Tauts denken - dabei entspricht der große Wohnhof des Physikerquartiers in der großen Geste zwar dem Modell der Hufeisensiedlung, in der Abstreifung des vom Rahmenplan insinuierten Gartenstadtgedankens zugunsten eines komplett öffentlichen Außenraums folgt er indes eher Tauts großstädtischeren und integrativeren „Wohnstadt Carl Legien“.⁴²⁴ Die monumentalen Wohnhöfe des Roten Wien bilden ebenso einen Referenzrahmen für die Leinefelder Anlage wie die englischen Versuche der späten sechziger Jahre, den funktionalistischen Großwohnungsbau aus seiner ästhetischen und sozialen Uniformität zu befreien und gleichzeitig zum Abbild einer idealen Gemeinschaft werden zu lassen: Darbournes und Darkes Lillington Street in London etwa (1967-1973) oder Erskines „kollektive Wand“ Byker Wall in Newcastle (1969-75), die außer den kollektivierenden Gesten auch die individualisierenden der Farbgestaltung und der Eingangslösungen mit Petzets Physikerquartier gemein haben. (Abb. 170-171.)

⁴²² Geipel 2001, 137.

⁴²³ Geipel, o.J. (2003), 26.

⁴²⁴ Vgl. hierzu: Bätzner 2000, 154f.

Als gebauter Essay über das Thema Gemeinschaft und Individualisierung ist es gerade in einer postsozialistischen Gesellschaft wie der ostdeutschen von beträchtlicher Theorie- und Diskurstauglichkeit. In dem Maße wie in diesem Sinne die Außenwirkung des umgebauten Quartiers zunahm, schwand indes die Unterstützung im Inneren, und Petzet verlor seinen Bauherrn an Stefan Forster mit seinem konkurrierenden Verständnis von angemessenen Wohnformen und von den dazu zu rekapitulierenden historischen Vorbildern.

Der Architekt Stefan Forster

Der Architekt Stefan Forster macht keinen Hehl daraus, daß er vom Plattenbau wenig und die Bauaufgabe, der er sich seit 1996 gewidmet hat, im Grunde sogar für obsolet hält: In Leinefelde sei die Industrie aufgegeben worden, dementsprechend könne auch die industrielle Wohnsiedlung aufgegeben werden; die umliegenden Städte Heiligenstadt und Worbis seien attraktivere, altstädtische Wohnalternativen. Seine Haltung zu Plattenbaugebieten ist eine apodiktische Gegenthese zu den modernistischen Städtebauansichten Petzets: „Die Plattenbaustadt ist inurban, die Stadt ist die europäische Stadt.“⁴²⁵

Vor dem Leinefelder Architekturwettbewerb von 1996 hatte sich Forster mit Plattenbauten nicht beschäftigt. Seine Teilnahme resultierte vor allem aus der Einsicht, mit der Plattenbaukonversion ein neues Tätigkeitsfeld von beträchtlichen Ausmaßen erschließen zu können, also aus professioneller Neugier und Geschäftssinn, sowie aus einem prinzipiellen Interesse am Verhältnis von Stadt, Vorstadt und Siedlung. Seine und, mit Abstrichen, auch Petzets Unvoreingenommenheit als westdeutsche Architekten habe sich als Vorteil erwiesen gegenüber der langen beruflichen Plattenbauerfahrung ostdeutscher Kollegen, denen dadurch oft der Mut zum grundsätzlichen Eingriff in die Architektur der Platte und in ihre städtebaulichen Ausformungen gefehlt habe. Forsters Büro war die Wettbewerbsaufgabe sogar angegangen, ohne zunächst den Ort selbst zu besichtigen.⁴²⁶ Sein Ansatz ging deshalb nicht von Analysen des Ortes, des Bestands und seiner Geschichte aus, sondern eher von grundsätzlichen städtebaulichen Erwägungen. Diese beruhten im wesentlichen auf

⁴²⁵ Forster Interview 2004.

⁴²⁶ „Wir haben zum Glück erst einmal keine Ortsbesichtigung gemacht. Wir sind gar nicht hingefahren. Das ist im nachhinein auch ganz gut. Denn das schreckt einen ja nur ab und ist demotivierend, so eine Plattenbausiedlung.“ (Forster Interview 2004)

Forsters Beschäftigung mit Stadt, Großsiedlungen und ihren Alternativen während seines Architekturstudiums an der Technischen Universität Berlin von 1978 bis 1984.⁴²⁷ Die Großsiedlungskritik, die sich hier um 1968 anhand des Märkischen Viertels entzündet hatte, wirkte in diesen Jahren noch nach, befeuerte das Paradigma von der Rückkehr zur alten, gewachsenen Stadt und motivierte gleichzeitig eine historische Ursachenforschung zu den sozialen Spannungen und Niedergangserscheinungen in den Großsiedlungen, wodurch die Stadterweiterungen der frühen Moderne in den Blick der Studenten gerieten, und dort vor allem die subtile Lösung des seit den siebziger Jahren wieder stärker diskutierten Verhältnisses von öffentlichem, semiprivatem und privatem Raum. Es waren also Berlins Gartenstädte und gartenstadtartigen Reformsiedlungen, Vorbilder wie die Zehlendorfer Waldsiedlung oder Tauts Hufeisensiedlung, die eine Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit eines der eigentlichen Stadt vorgelagerten Wohnens im Grünen gaben, die Forster nun gewissermaßen auf Leinefelde übertrug. Leinefelde war für ihn keine Stadt, sondern allenfalls ein überdimensioniertes Dorf in ländlicher Umgebung, die Perspektive des Plattenbaugebiets könne deshalb nur in der Entwicklung von der Satelliten- zur Gartenstadt liegen.⁴²⁸

Die Gartenstadt des frühen zwanzigsten Jahrhunderts war, neben den Gründerzeitvierteln, auch die wichtigste Referenz für die neuen Stadterweiterungen im Deutschland der neunziger Jahre. Die durchgrünten, meist in geringer Dichte von höchstens viergeschossigen Wohnbauten geprägten Stadtrandsiedlungen dieser Zeit verstanden sich in der Regel als Neuinterpretationen der Gartenstadtidee.⁴²⁹ Die Gartenstadt und der Gartenstadtgedanke beschrieben dabei nicht nur die historischen Referenzen, sondern dienten offensichtlich auch als Marketingbegriff, um eine zwischen den Eigenheimsiedlungen und den diskreditierten Großsiedlungen stehende Form des vorstädtischen Wohnens auf dem Immobilienmarkt zu positionieren. Auch bei Forster spielen solche Fragen eine große Rolle: Die Überschreibung der Plattenbausiedlung durch die Gartenstadt soll durchaus auch das ruinierte Image einer Wohnform durch ein anderes, unbelasteteres und beliebteres ersetzen und den Bestand damit in seinem psychologischen Marktwert gegenüber der Eigenheim-Konkurrenz stärken.

⁴²⁷ Danach arbeitete Forster 1986 im Büro von Christoph Langhof und von 1986 bis 1988 im Büro von Ingeborg Kuhler, ab 1995 als Partner der Bürogemeinschaft Forster + Schnorr und seit 2000 im eigenen Büro.

⁴²⁸ Ebd.

Die Anlage von Mietergärten, die der Rahmenplan vorgegeben hatte, stammt als Rezept für die Großsiedlungsnachbesserung aus der Bundesrepublik der achtziger Jahre und versuchte schon damals wieder an die Ursprünge des Siedlungsbaus anzuknüpfen. Hatten die Gärten in den frühen Siedlungen durchaus noch eine sehr primäre Funktion für die subsistenzwirtschaftliche Nahrungsproduktion inne, so dienten sie hier eher der Verbesserung der Außenraumnutzung und der Identifikationsstiftung. Forster gewann dem Thema des Gartens in seiner überhöhenden Interpretation noch drei weitere Funktionen ab: Als „grüne Zimmer“ erweitern sie den privaten Wohnraum der Erdgeschoßwohnungen ins Freie. Sie wirken wie ein Abstandhalter auf den öffentlichen Raum und umgeben das Wohnhaus dadurch mit einem semiprivaten Puffer. Die dritte Funktion schließlich zielt in die Vertikale: Die hohen verklinkerten Gartenmauern verleihen dem Haus optisch einen massiven vorgelagerten Sockel.

Das Dichterviertel

Bei seinem ersten Leinefelder Projekt, dem Umbau des Häuserblocks Lessingstraße 10-32 (fertiggestellt 1999) hat Forster diesen Sockel aus Gartenmauern bis über das Höhenniveau der Erdgeschoßwohnungen gezogen und zugleich die oberste Fensterreihe mit durchlaufenden Metallbändern akzentuiert, um auf diese Weise den Block in die klassische Aufteilung aus Sockel, Corpus und Dachzone zu zergliedern. (Abb. 172-176.) Die weit vorgezogenen Gartenmauern bilden dabei einen eigenständigen, komplexen Bauteil, sie bilden Fenster zu den Gärten und Tore zu den Eingängen, die damit semiprivat Vorzonen erhalten. Auf der anderen zur Landschaft hin gelegenen Seite des Blocks sind die Gartenmauern etwas niedriger. Auf dieser Seite ist die Fassade des Plattenbaus komplett aufgebrochen und durch geschoßhohe Fenster ersetzt worden, davor bilden die großen durchlaufenden Balkone und ihre Stützen ein filigranes, metallenes Gitterwerk, das einer zweiten Fassade gleichkommt. Diese weit geöffnete und immens belebte Fassade ist auf eine breite, leicht abschüssige Wiese ausgerichtet, die auf der anderen Seite von Forsters zweitem in Leinefelde sanierten Wohnblock begrenzt wird, dem Block Büchnerstraße 26 – 40 (1999). (Abb. 177-182.) Dieser wurde zunächst entmietet und danach um zwei Stockwerke auf vier Geschosse zurückgebaut, sodaß nur noch acht Wohnungen an einem Aufgang liegen.

⁴²⁹ Vgl. Hafner et al. 1998, 223f.

Die Wohnungen konnten zugleich neue Zuschnitte erhalten. Die Erdgeschoßgärten sind hier von weit niedrigeren Mauern umgeben, dafür aber eingangseitig jeweils in extremer Ausdehnung vor das Haus gezogen. Die Balkone der Gartenseite sind hier wesentlich skulpturaler ausgebildet als in der Lessingstraße, sie bilden wiederum eine vorgelagerte zweite Fassade und werden von einem an dieser Seite weit auskragenden Vordach überkrönt. Auf der Eingangsseite sind der hellblauen Fassade acht Balkons appliziert, die als geschlossene rote Kisten stützenfrei derart weit aus der Wand hervorragen, daß sie Erstaunen über die Statik hervorrufen und entsprechende tiefe Eingriffe in die Substanz des Plattenbaus ablesbar machen.

Ähnlich verfuhr Forster bei dem über Eck anschließenden Block Büchnerstraße 18-24 (Fertigstellung 2001), der ebenfalls auf vier Geschosse herabgestockt wurde, dessen zuvor invertierten Balkons ganz den Wohnräumen zugeschlagen und durch neue Balkons ergänzt wurden, die wiederum so ausladend sind, daß sie im Verbund mit einem kleinen metallenen Vordach der Fassade eine plastische Tiefe verleihen. (Abb. 183-188.) Die Mietergärten bilden zum Bonifatiusplatz hin eine Terrasse, die durch eine halbrunde Mauer bauchig eingefäßt wird. Diese Mauer zieht sich als Klinkersockel an der Hauskante entlang bis auf die Eingangsseite, wo Forster das Thema der Privatheit ein weiteres mal akzentuiert hat, indem mittels Gartentoren, Klingel- und Gegensprechanlagen bereits am Bürgersteig eine Zugangskontrolle zum Hausbereich erfolgt.

Was bei Petzets Physikerquartier als sinnstiftende Verbindung an der oberen Hauskante verläuft, als großes, übergreifendes Dach, das in dieser Sphäre gewissermaßen auch einen utopischen Horizont beschreibt – das hat bei Forsters Baublöcken seine Entsprechung im Sockel, der das Haus und die Hausgemeinschaft eher irdisch konditioniert, Bodenhaftung verleiht und handgreiflichen Landschaftsbezug. Es ist gewissermaßen ein konservatives und schollenverhaftetes Gegenmodell zu dem aufgeständerten und auf Fernsicht ausgelegten Landschaftsbezug der Moderne in Folge von Le Corbusier. Es ist außerdem ein Kampf gegen den Sozialismus in gleich zwei Dimensionen, den diese Häuser führen. Zum einen greifen die vielen additiven Architekturelemente mit großen vereinnahmenden Gesten in den Umraum aus und privatisieren öffentlichen Grund und Boden. Dieser wird den Erdgeschoßmietern in Pflege gegeben, was das Verantwortungsdefizit aufhebt, das den öffentlichen Raum so häufig der Verwahrlosung preisgibt. Zum anderen bewirken die beidseitigen Mietergärten eine vertikale Hierarchisierung innerhalb des Hauses selbst.

Forster wurde dafür während der Bauarbeiten zunächst auch angefeindet. Er versteht es indes als Teil der Diversifizierung des Wohnungsangebotes und damit als Abbild einer gesellschaftlichen Differenzierung, das die Aufhebung der vom Sozialismus erzwungenen Egalität baulich nachvollzieht.

Der Erfolg bestätigte schließlich Forsters Strategie: Die Ausgestaltung der Gärten motivierte offensichtlich auch die massive Bepflanzung der darüber liegenden Balkons, sodaß diese Fassaden ab Frühjahr einem landschaftlichen Element gleichen und eine vertikale Gartenstadt evozieren. Noch entscheidender war der wohnungswirtschaftliche Effekt: Die zuvor schwer vermietbaren Erdgeschoßwohnungen haben sich in allen Häusern als die beliebtesten erwiesen und waren zum Teil bereits vor Fertigstellung der Bauarbeiten vermietet.

Die einseitige Hierarchisierung von unten nach oben konnte zudem im dritten Bauabschnitt etwas modifiziert werden: Beim 2003 fertiggestellten Umbau des Blocks Goethestraße 25-31 (Abb. 189-193.) wurden durch die Abtragung von anderthalb Geschossen Dachterrassen aus dem Bestand herausgeschält, die den oberen Maisonette-Wohnungen als exklusive Außenbereiche zugeordnet sind und damit ein Gegenstück zu den Mietergärten der Erdgeschosse bilden. (Bauzeit Februar bis Dezember 2003.) Mit den Dachterrassen wurde dem Plattenbau ein Traditionsbestand des modernen Bauens erschlossen, in dessen Genuß er aus Kostengründen so gut wie nie gekommen war. Dieses alte Lieblingsthema der weißen Moderne wird hier allerdings nicht in der Form als Gemeinschaftsdachterrasse, sondern in seiner privateren, normalerweise Villen vorbehaltenen Form aufgegriffen.⁴³⁰ Dieser Block wurde beim Umbau auch sonst einer sehr massiven Aufwertung unterworfen. Die Eingänge wurden von vier auf zwei reduziert und auf die Hofseite verlegt, um sie privater zu gestalten; die Grundrisse wurden vollkommen umgestaltet und wesentlich erweitert, um weniger, dafür aber größere Wohnungen unterzubringen. Entscheidend ist, daß Forster nach seinem strikt additiven Vorgehen bei den vorangegangenen Umbauten hier nun den Schritt zur Subtraktion vollzieht – eine Möglichkeit, die erst durch die Stadtschrumpfung eröffnet wurde: Vorhandene Häuser minus abgewanderte Bewohner ist gleich mehr Platz und variablere Wohnformen für den Rest. Selten sind die durch die Stadtschrumpfung freigesetzten Potentiale derart konsequent und demonstrativ für eine exklusive Aufwertung des Bestandes, für ein Anheben der

Plattenbausubstanz auf das Niveau zeitgenössischer Eigentumswohnanlagen, ausgenutzt worden.

Die Stadtvillen

Einen vorläufigen spektakulären Höhepunkt des ostdeutschen Stadtumbaus zeitigte dieses Verfahren in den acht sogenannten „Stadtvillen“, die als Solitäre aus einem 180 Meter langen Plattenbauriegel am äußersten östlichen Rand der Siedlung herausgeschnitten wurden und 2004 unter großer medialer Anteilnahme bezogen werden konnten. (Abb. 194-204.)

Der Häuserblock erstreckte sich direkt vor Petzets Physikerviertel und gehörte dessen Bauherrn, der WV. Daß dieser den Auftrag an Forster und nicht an Petzet vergab, spricht für den inzwischen sichtbar gewordenen Erfolg des Gartensstadtmodells im Dichterviertel und deutet auf die grundlegende Entscheidung hin, hier am prominenten Rand des Viertels entlang der Ausfallsstraße eher ein privatistisches Signal als ein kollektivistisches zu setzen und die Typologie des Plattenbaus nicht verstärken sondern durch eine andere Haustypologie ersetzen zu lassen.⁴³¹ Diese Typologie war eine dem Plattenbau genau entgegengesetzte: die der sogenannten „Stadtvilla“. Dieser Begriff ist bislang weder erforscht noch in seiner Anwendung überhaupt definitorisch halbwegs gefaßt. Ausgehend von Rob Kriers Berliner Stadtvillen am Tiergarten von 1984 hat er sich vor allem während der neunziger Jahre in Deutschland zum inflationären Marketingbegriff der Immobilienbranche entwickelt, die ihm gewöhnlich noch die Attribute „hochwertig“, „repräsentativ“ oder „exklusiv“ voranstellt und den ironischen Unterton, den die Postmoderne noch im Sinn gehabt haben mag, als sie den inneren Widerspruch aus „Stadt“ und „Villa“ zusammenfügte, weitgehend aus den Augen verloren hat. Die sprachliche Konvention versteht darunter heute in der Regel ein freistehendes Mehrfamilienhaus in einem städtischen Umfeld. Im Sinne der Postmoderne stilisierte Formreferenzen an klassische Villen sind dabei nicht unüblich, die stilistischen Bezüge können aber zuweilen auch den Villen der klassischen Moderne gelten. Wenn die umgebende Grünfläche nicht zu einzelnen Gärten

⁴³⁰ Forster hält derartige Gemeinschaftsanlagen generell für gescheitert und setzt ihnen auch unter Berufung auf Mario Botta die Betonung der Wohnung als geheiligten Rückzugsort entgegen. (Forster Interview 2004.)

⁴³¹ Petzet wie Forster schreiben diese Entscheidung vor allem dem Bürgermeister zu, wobei sich Petzet seither als in Ungnade gefallen betrachtet. (Petzet Interview 2004, Forster Interview 2004.)

parzelliert ist, wird sie im Immobilienmarketing häufig auch als „Park“ ausgewiesen.⁴³² Sehr häufig beinhalten solche Stadtvillen Eigentumswohnungen. In diesem Sinne hat die „Stadtvilla“ im Laufe der neunziger Jahre besonders in Ostdeutschland Karriere gemacht und galt dort regelmäßig auch als Rezept für die Weiterentwicklung bzw. Arrondierung der Plattenbaugebiete: um den Besserverdienenden im Quartier zu halten, um die durchaus gewünschte soziale Differenzierung am Ort zu kanalisieren und abzubilden und damit als Zeichen der Aufwertung des gesamten Gebietes.⁴³³ In diesem Sinne tauchte sie auch im Leinefelder Rahmenplan schon auf.

Die Stadtschrumpfungs- und Stadtumbau-Diskussion brachte nach 2000 zusätzlich den Gedanken ins Spiel, beides in einer sowohl ökologischen als auch hochsymbolischen Geste zu verbinden und die überflüssig gewordenen Plattenbauten ganz buchstäblich zu Stadtvillen zu transformieren. Das neben den Leinefelder Stadtvillen bekannteste Recycling von Plattenbauten zu Stadtvillen ist 2002 in Cottbus-Sachsendorf realisiert worden. Nach den Plänen des Cottbuser Architekten Frank Zimmermann wurden 30 Prozent der Platten eines abgerissenen Elfgeschossers für den Bau von fünf dreigeschossigen Mehrfamilienhäusern wiederverwendet. Diese vermitteln zwischen den Plattenbau-Hochhäusern einerseits und einer angrenzenden älteren Einfamilienhaus-Siedlung andererseits nicht nur durch ihre Typologie und ihren Höhe, sondern auch durch ihre am Bauhaus und an Adolf Loos orientierten klaren, kubischen Stilik.⁴³⁴ (Abb. 205-207.)

Im Unterschied zu den Cottbuser Stadtvillen sind die von Forster ab 1999 beplanten Villen nicht aus den Resten eines demontierten Plattenbaus an anderer Stelle neu zusammengefügt worden. Sondern: Sie sind immer noch derselbe Plattenbau, aus dem sie herausgeschnitten wurden. Forster hatte dazu das oberste Stockwerk sowie sämtliche Wohnungen jedes zweiten Aufgangs abgetragen, sodaß acht kubische

⁴³² Forster bezieht sich mit seinem Projekt letztlich auf Ungers' Kreuzungen aus Einzelhaus und Blockwohnen und setzt den heutigen Marketing-Aspekt des Begriffs „Stadtvilla“ an dieser Stelle ganz bewußt ein: „Stadtvilla klingt gut.“ (Forster Interview 2004.) Einige Betrachtungen zur Typologie der Stadtvilla finden sich bei: Kähler 1988, 537ff.

⁴³³ Die Gegner von Stadtvillen in Plattenbaugebieten monieren i.d.R., daß damit eine als prekär empfundene Öffnung der sozialen Schere den Plattenbaubewohnern direkt vor die Fenster gestellt und diese damit zu sozialen Verlierern gestempelt werden. In diesem Sinne etwa Kil 2000, 1241.

⁴³⁴ In ihrem Putz wird zudem das Grau, dem die Einfamilienhäuser ins säuberliche Weiß und die Plattenbauhochhäuser nach ihrer Sanierung in kräftige Rot- und Türkistöne entflohen sind, wieder als zurückhaltender, distingierter Ton rehabilitiert. Zu den Cottbuser Plattenbau-Stadtvillen von Zimmermann und Partner, siehe u.a.: Steglich 2002, 12f. und Stegers 2004, 243.

Würfel übrig blieben, die wie die Zinken eines Kamms aus dem straßenseitig noch zu sehenden Sockel ragen – und damit ziemlich genau dem Teil des Plattenbauriegels entsprechen, der beseitigt wurde: Sie sind eine Positivform dessen, was ihr jetziges Dasein durch sein Verschwinden ermöglicht hat und als Negativform in ihnen mahnmalsartig aufgehoben bleibt.

Die verbliebenen Würfel wurden mit Ringankern und einer vertikal durchlaufenden Querwand ausgesteift. Die Grundrisse der jeweils acht Wohnungen wurden modifiziert, die zuvor innenliegenden Bäder und Küchen lagen jetzt an Außenwänden und erhielten erstmals Fenster.⁴³⁵ Die bestehenden Fenster wurden zum Teil wesentlich erweitert, zum Teil aber auch geschlossen. Das Ergebnis ist ein gezielt unregelmäßiges und von Block zu Block variiertes Fassadenbild, das durch neue, skulptural auskragende und dabei die Grenzen des statisch Machbaren auslotende Balkons noch akzentuiert wird, sodaß sich die acht Häuser zwar ähnlich sehen, aber keines dem anderen gleicht. Die für das ganze Projekt programmatische Dichotomie zwischen Kollektividee und Individualisierung wird hierdurch formal als Varianz in einer Serie inszeniert. Die Häuser erscheinen jetzt eher als eigenständige Mitglieder einer Familie denn als uniforme Serienprodukte. Die farbliche Gestaltung greift die Dualität auf und überhöht sie: An ihren Westseiten sind die Häuser allesamt gelb verputzt, an den Ostseiten grau; die Nord- und Südwände, also die „Schnittstellen“ variieren zwischen der einen und der anderen Farbe. Sobald man die Häuserreihe nicht mehr ganz frontal ansieht, deutet sich ihre Janusköpfigkeit an. Von Westen, also vom Wohngebiet aus betrachtet, geben sich die Häuser beinahe verspielt als hellgelbe Balkonskulpturen, sie stehen weit zurückgesetzt in einem umzäunten Park, der aus dem Bauschutt der abgetragenen Segmente bis an die Erdgeschosse aufgeschüttet worden ist und von den Erdgeschoßmietern als privater Garten behandelt werden darf und soll. Von Osten jedoch, von der Ausfallstraße her, ragen sie mit glatten, strengen, grauen Lochfassaden über dem Kellersockel auf, der als Mauer in halber Höhe der Erdgeschosse über die ganze Länge des alten Plattenbauriegels hindurchgezogen ist und bei Frontalansicht sogar die kleinen Treppen, die in ihn eingelassen sind, kaschiert. Den öffnenden und ausgreifenden Gesten Richtung Westen steht auf dieser östlichen Seite eine harsche Verschlossenheit gegenüber. Wenn der Bau im Westen mit seinen großen Fenstern und den üppigen Balkons regelrecht anthropomorphe Grußsignale aussendet, dann zeigt er

⁴³⁵ Aus Kostengründen hatte der Bauherr die mehr als zwanzig im Entwurf vorgesehenen Grundrißvarianten auf fünf reduziert.

dem Betrachter im Osten gleichsam die kalte Schulter. Dies ist, gerade im Kontext der üblichen Stadtumbaurezepte, ein zunächst durchaus irritierender Effekt. Nach allen Erfahrungen mit dem Umbau von Plattenbausiedlungen wäre eine genau entgegengesetzte Ausrichtung zu erwarten gewesen: Im Ideenwettbewerb von 1990 waren kleine Pavillons vorgeschlagen wurden, die an dieser Stelle vor den langen Plattenbauriegel gesetzt werden sollten, um das Plattenbaugebiet am Rande aufzulösen und ins Niedrige und Vereinzelte herabzuskalieren.⁴³⁶ (Abb. 78.)

Die Stadtvillen haben nach dem Willen des Bauherrn und nach den Worten seines Architekten zwei Aufgaben: Sie sollen denen eine attraktive quartiernahe Alternative bieten, die sonst das Plattenbaugebiet in Richtung Eigenheim verlassen würden, und sie sollen nach außen den Ankommenden und Vorbeifahrenden ein möglichst einladendes und vorteilhaftes Bild der dahinterliegenden Siedlung und des darin erfolgten Stadtumbaus vermitteln. Zu erwarten gewesen wäre also, daß die Signale der Veränderung und Individualisierung, die Gärten, die gelbe Farbe, das pluralistische Spiel der Balkons nach außen gerichtet werden – auch wenn der Blick von diesen Balkons dann nur auf eine stark befahrene Straße und das gegenüberliegende Industriegebiet gefallen wäre. Stattdessen wendete Forster den Blick der Plattenbauflüchtlinge aber zurück nach innen, dahin, wo sie hergekommen sind, und zeigt der Außenwelt eine „Stadtmauer“⁴³⁷, die die Strenge und Geschlossenheit der zu Einzelhäusern aufgelösten Großform, also den Plattenbau, noch immer mitteilt. Diese Inversion macht dieses Umbauprojekt komplexer als beim Stadtumbau Ost üblich und kommt letztlich einer rhetorischen Steigerung gleich: Die Erinnerung an die Großform des Plattenbaus scheint nach außen hin vor allem deshalb noch wachgehalten zu werden, um den Abschied davon nach innen umso nachdrücklicher zu inszenieren. Die gelben Einzelhausfassaden, die großen Fenster, die üppigen Balkons und die weiträumige Gartenanlage, deren semiprivater Charakter durch massive Gartentoranlagen aus Sichtbeton noch unterstrichen wird, zeigen dagegen direkt auf die Außenseite von Muck Petzets Physikerquartier und suchen offensiv die Konfrontation mit diesem. Wo Petzet an seinen Bauten auch in den Fassadendetails und Balkons vorführt, welche Potentiale in der industriellen Vorfertigung stecken, inszeniert Forster demonstrativ eine Apotheose von Handwerksqualitäten: Die

⁴³⁶ Siehe: Architekturwettbewerbe in Leinefelde 2005, 21.

⁴³⁷ Forster Interview 2004.

Wandplatten und die Stahlkonstruktionen der Balkons sind von einer örtlichen Firma so verputzt worden, daß die Häuser im Ganzen wie gemauert wirken.⁴³⁸

Diese Verschleierung der Baukonstruktion sowie die Rigidität, mit der die Stadtvillen vom öffentlichen Raum abgegrenzt sind, brachte Forster letztlich genauso auch in Konfrontation zu Herman Sträß, der nach der Erstellung des Rahmenplans die Stadt städtebaulich beriet, wie zuvor Petzet mit seinen postsozialistischen Unterwanderungen des Rahmenplans.⁴³⁹ Beide Architekten haben die Vorgaben in unterschiedliche Richtungen übertreten und auf der Grundlage des Rahmenplans letztlich das Gegenteil eines homogenen Stadtumbaukonzepts realisiert, indem sie vielmehr einen Antagonismus aufgebaut haben, der den Stadtumbau von Leinefelde als Möglichkeitsraum ausreizt und den Ort geradezu im Sinne einer Bauausstellung zur Modellstadt macht.

⁴³⁸ Der Stadtumbau, vor allem Forsters Projekte, hat für Leinefelde die Ausbildung einer hochprofessionellen Handwerkerstruktur zur Folge gehabt; die an den Stadtvillen beteiligte Firma wurde dafür mit dem Deutschen Putzpreis ausgezeichnet. Es gehört durchaus zu Forsters Programmatik, daß das private Bauhandwerk, nachdem es im Zuge der Industrialisierung des Wohnungsbaus der DDR zur jahrzehntelangen Verkümmern verdammt worden war, wurde es nun im Zuge der Plattenbaukonversion wieder rehabilitiert wird. (Forster Interview 2004.)

⁴³⁹ Sträß bestand noch während der Bauarbeiten auf einer konsequenten Durchwegung des Areals und auf der farblichen Absetzung addierter Bauteile. Forster kommentierte das im Interview verärgert so: „Mein Thema ist: Grenze. Abgrenzung. Wo ist der Eingang zum Haus, wo ist die Klingel, wo ist der Briefkasten, wem gehört der, wer darf wo durchlaufen? Das ist mir wichtig. Mein Thema ist immer die Grenze, und seines ist: Immer überall durch.“ (Forster Interview 2004) Das Verhältnis zu Sträß beschreiben beide Architekten als mittlerweile zerrüttet, wozu nach Meinung Forsters nicht zuletzt auch die Preise, vor allem zuletzt der Europäische Städtebaupreis, und der Streit darüber, welchem der Beteiligten dabei die größten Verdienste zukamen, beigetragen haben.

3.3. Das Ergebnis des Stadtumbaus in Leinefelde und die möglichen Konsequenzen

Der kleinste gemeinsame Nenner der Erfahrungen aus Leinefelde ist der Beleg, daß anspruchsvolle Planung und hochwertige Architektur nicht teurer sein müssen als anspruchslöse und mittelmäßige, daß der Umbau von Plattenbauten nicht nur ästhetisch, sondern auch finanziell mit dem Neubau konkurrieren kann, wenn die Fördermöglichkeiten geschickt ausgenutzt werden. Dies ist eine zweite Lehre aus dem Leinefelder Modell: Während an anderen Plattenbaustandorten oft nur die Maßnahmen durchgeführt wurden, für die gerade Fördermittel verfügbar waren, hat sich Leinefelde stets darum bemüht, die gewöhnlich auf Städte- oder Wohnungsbaumaßnahmen oder Abrisse spezialisierten Förderprogramme zeitlich und inhaltlich zu bündeln, um in einem konzertierten Vorgehen aus dem Abriß den Umbau und daraus die Außenraumgestaltung formulieren zu können.⁴⁴⁰

Vor dem Hintergrund des Umgangs mit Plattenbauten, wie er auch in Leinefelde vor dem Engagement von Petzet und Forster gepflegt wurde, hat sich hier schließlich erwiesen, daß eine überzeugende Bewältigung des Plattenbaus seine Rezepte eher in der Vorgeschichte des Problems findet als in einer diffusen Vormoderne.

Was sich in Leinefelde dabei allerdings auch zeigt, ist, wie verschieden die Rückbezüge auf die Vorgeschichte der Plattenbausiedlungen ausfallen können und wie verschieden die daraus gezogenen Konsequenzen. Sowohl Petzet als auch Behrens beziehen sich auf den Siedlungsbau der zwanziger Jahre, auf Leute wie Taut oder May, sie meinen dabei aber etwas Unterschiedliches. Während Forster den Gartenstadtgedanken im Blick hat, aus dem sich die Siedlungen der Weimarer Republik entwickelten, zielt das Interesse von Petzet eher auf die kommunitaristischen Aspekte dieser Siedlungen, auf ihre städtischeren Varianten und auf die Traditionen der Vorfertigung und des seriellen Massenwohnungsbaus. Beide beziehen sich auf die gleiche baugeschichtliche Epoche, aber dem einen geht es um die konservativen Erbanteile, dem anderen um die modernistischen Folgen. Das Ergebnis ist eine Konfrontation von Bauten, die sich in ähnlicher Weise programmatisch

⁴⁴⁰ Reinhardt Interview 2004, Forster Interview 2004. Hannemann hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Fähigkeit der einzelnen Kommunen und Unternehmen, Fördermittel zu aquirieren, ein bislang noch unterbelichteter Aspekt der Forschung zum Stadtumbau ist, obwohl von politikwissenschaftlichen Studien belegt wurde, daß die Funktions- und Leistungsfähigkeit ostdeutscher Kommunen wesentlich vom Durchsetzungspotential der ostdeutschen Akteure innerhalb eines administrativen Rahmens bundesdeutscher Provinienz

gegenüberstehen wie das in den zwanziger Jahren etwa in Zehlendorf der Fall war. Und in Äquivalenz dazu ließe sich das eine Modell (Forster) weltanschaulich als tendenziell links und das andere (Petzet) als eher konservativ interpretieren.

Diese grundsätzlichen Haltungen sind in Leinefelde zugleich in die Gegenwart transponiert und schließen so die Frage nach Stellenwert der DDR-Plattenbauten mit ein. Während Petzet dieses geschichtliche Erbe bejaht und in seinen ursprünglichen Idealen zu rekonstruieren, zu reinterpreten und schließlich zu rehabilitieren versucht, lehnt Forster den Plattenbau ab, will ihn demonstrativ überwinden und durch additive und subtraktive Verfahren schließlich in einen „Neubau“ transformieren, der seine Plattenbauvergangenheit allenfalls deshalb noch erkennen läßt, um den erstaunlichen Erfolg dieser Absatzbewegung unterstreichen zu können.⁴⁴¹ Letztlich spricht Forster zwar tendenziell konservative Werte an, formuliert dabei aber einen Aufbruchs- und Veränderungsgestus, während Petzets modernistische Position viel eher den Traditionen und der Geschichte des Ortes verpflichtet bleibt. Wenn in Ebenezer Howards von Ruskin, Morris und Owen beeinflussten Gartenstadtidee die nostalgische Erinnerung an eine vorindustrielle Welt weiterwirkte, dann wird sie von Forster für eine nachindustrielle Welt aktualisiert, in der Gärten nicht mehr der Subsistenzwirtschaft von Arbeiterfamilien dienen müssen, sondern immer häufiger schlicht der Beschäftigung derer, die keine Arbeit mehr haben. In diese Zeittendenzen der sozialen Segregation und Vereinzelung hinein hält Petzets Physikerquartier die Erinnerung an die Ideale der Industriemoderne und der Gemeinschaft zumindest noch wach. Die Frage, welches von beiden Konzepten eher der Utopie und welches eher einem herben Sozialrealismus verpflichtet ist, ist damit vor allem eine Frage des eigenen Blickwinkels auf die Entwicklungen in der ostdeutschen Gesellschaft. Als Bauten für eine Teilmenge (die Bewohner von Leinefelde-Süd) dieser Gesellschaft, die vom Sozialismus in einen Kapitalismus übergetreten ist, dessen Funktionieren noch vielfach ein Versprechen geblieben ist, beschreiben beide Konzepte jeweils eine andere Seite derselben Medaille. Denn was hier auf architektonischer Ebene verhandelt wird, ist am Ende auch nur eine Variante jener Frage, die das ganze Land seit der Wiedervereinigung bewegt: Wie könnte eine Angleichung des Ostens an den Westen gelingen - und wieviel von dem, was sich in der DDR entwickelt hat, soll dabei erhalten bleiben?

abhängt. (Hannemann 2000 (1996), 168.) Leinefelde wäre eine mustergültige Bestätigung für die diesen Befund.

Die Beantwortung dieser Frage ist, jedenfalls was die Stadt und das Wohnen betrifft, in der Zukunft wohl weitgehend eine Sache der Betroffenen selbst, also der Mieter, die zwischen verschiedenen Modellen, die jeweils mit einem bestimmten Gesellschaftsbild konnotiert sind, in einem Maße frei wählen können, wie das nur ein von massiven Wohnungsüberhängen geprägter Immobilienmarkt wie der ostdeutsche erlaubt. Der Stadtumbau in Leinefelde-Süd hatte nach Aussage des Rahmenplaners Herman Sträb vor allem die Aufgabe, „den Bestand so zu qualifizieren, daß er unter den veränderten Spielregeln immer noch Interesse findet.“⁴⁴² Mit den „neuen Spielregeln“ ist dabei das marktwirtschaftliche System Bundesrepublik im Gegensatz zum Staatssozialismus gemeint, der vorher die „Spielregeln“ bestimmt und damit das Wohnverhalten gesteuert habe. In diesem Sinne soll der Stadtumbau in Leinefelde-Süd weitergetrieben werden. Forster wird das Dichterquartier mit einem „Gartenhofhaus“ komplettieren, das nach den grünen Zimmern und den Dachgärten nun auch das Thema des Atriums für den Plattenbau erschließen soll und zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Arbeit noch unvollendet ist. Die Leinefelder Stadtverwaltung hat angekündigt, im Süden der Siedlung weitere Abrisse durchzuführen, es wird erwogen, die damit freigewordenen aber infrastrukturell erschlossenen Flächen zur Bebauung mit Eigenheimen auszuweisen.⁴⁴³

Unabhängig von den weiteren Entwicklungsschritten dürfte die mediale Aufmerksamkeit, die Leinefelde als Modellstadt für den Umgang mit Plattenbauten in stetig wachsendem Maße bis 2004 zuteil geworden ist, kaum noch zu übertreffen sein. Eine vorläufige Bilanz kann, vor allem angesichts der schwierigen Ausgangslage, bisher vor allem erstaunliche Erfolge verbuchen: Die wirtschaftlich induzierte Abwanderung ist nachhaltig gebremst worden. Die sanierten Teile des Plattenbaugebietes haben sich zu einem bevorzugten Wohnviertel entwickelt.⁴⁴⁴ Die architektonischen Interventionen von Petzet und Forster haben das zuvor ungeliebte Plattenbaugebiet zu dem Teil der Stadt werden lassen, aus dem die gesamte Gemeinde heute ihre Identität bezieht; es ist heute das Plattenbaugebiet, auf das sich das Standortmarketing Leinefeldes stützt und beruft.⁴⁴⁵ Angesichts der Werbewirksamkeit

⁴⁴¹ Forster vermarktet seine Leinefelder Umbauten auch im eigenen Portfolio als Neubauten.

⁴⁴² Sträb Interview 2004.

⁴⁴³ Thüringer Landeszeitung vom 22.4.2005 und Reinhardt Interview 2004.

⁴⁴⁴ Die Wohnungen in Forsters Stadtvillen etwa konnten bereits vor Beginn der Bauarbeiten komplett vermietet werden. (Forster Interview 2004 und Santifaller 2004, 89.)

⁴⁴⁵ So sind zwei Drittel des Textes im offiziellen Touristenfaltblatt der Stadt, dem „Stadtwegweiser“ dem „Strukturwandel“ und dem „Stadtumbauprozess“ in der Südstadt gewidmet.

des Stadtumbaus für den Gewerbestandort Leinefelde ist inzwischen sogar von einem „Bilbao-Effekt“ die Rede.⁴⁴⁶

Damit ist die Frage nach der Nachahmungsfähigkeit des Leinefelder Modells gestellt. Eine Frage, zu deren Beantwortung zu diesem Zeitpunkt noch keine analysefähigen Ergebnisse vorliegen, sondern allenfalls Indizien, die nur für eine bedingte Übertragbarkeit der Leinefelder Erfolge sprechen. So ist etwa seit 2000 durchaus auch an anderen Orten die Tendenz zu erkennen, Plattenbauten durch tiefgreifende und mitunter spektakuläre architektonische Eingriffe auf die Höhe von zeitgenössischen hochwertigen Mehrfamilienhäusern mit formalen Bezügen auf die klassische Moderne zu heben. Neben den Stadtvillen von Cottbus-Sachsendorf wären dafür etwa auch die 2004 fertiggestellten Häuser der sogenannten Kräutersiedlung in Dresden-Gorbitz beispielhaft. Allerdings handelt es sich hier, ähnlich wie bei Forsters Stadtvillen, eher um Leuchttürme des prinzipiell Möglichen als um Beispiele des Sanierungsalltags, es handelt sich um Demonstrativobjekte, die im Preis nicht mehr mit herkömmlichen Plattenbausanierungen konkurrieren sondern vielmehr mit Neubauten für den freien Markt, die sie dank der Fördermittel unterbieten können. Die Platte wird auf diesem Weg zum Preisargument für eine mittelständige Klientel, die sonst vermutlich eher in „echte“ Neubauten ziehen würde. Forster sieht seine Stadtvillen deshalb selbst weniger als Modell für die Plattenbautransformation denn als Beispiel wie ein Siedlungsrand imagehebend bespielt werden könnte.⁴⁴⁷

Ein großer Teil der ostdeutschen Plattenbauten ist inzwischen bereits saniert, und diejenigen, die es nicht sind, stehen im Zuge des Stadtumbau Ost häufig zum Abriß an; Sanierungskonzepte, die sich nach Petzets Beispiel nicht in eskapistischen Farb- und Formabberationen verlieren, sondern die Geschichte des industriellen Wohnungsbaus selbstbewußt reinterpretieren könnten, finden dadurch kaum noch größere Gebiete, in denen sie sich beweisen könnten. Fünfzehn Jahre nach der Wiedervereinigung scheinen die größten Hindernisse für konsistente Großsiedlungsarrondierungen im Osten weniger von den Plattenbauten der DDR auszugehen als von dem Umgang, der ihnen in den ersten Jahren danach zuteil wurde.

Alle Akteure des Stadtumbaus in Leinefelde stimmen darin überein, daß es der frühe Zeitpunkt der Rahmenplanung, die stabile politische Unterstützung und die geringe Zahl der Eigentümer war, die es erlaubte, hier ein nachhaltiges und konzises

⁴⁴⁶ Santifaller 2004, 92.

⁴⁴⁷ Forster Interview 2004.

städtebauliches Konzept zu implementieren, auf dessen Grundlage dann auch die Architekten Planungssicherheit und weitgehenden Handlungsspielraum hatten. Je fortgeschrittener die – auch von den Privatisierungsaufgaben der Bundesregierung mitmotivierte – Zersplitterung der Eigentümerstruktur, desto schwieriger läßt sich ein Konsens über so einschneidende städtebauliche Weichenstellungen, wie sie der Stadtumbau Ost mit seinen Abrißauflagen jetzt verlangt, erzielen. Das Ergebnis ist dann schlimmstenfalls ein unkoordinierter Aktivismus ohne übergreifende Zielvorstellungen, und damit das Gegenteil des Leinefelder Modells.⁴⁴⁸

Der Zeitvorsprung Leinefeldes dürfte für viele große Plattenbaugebiete Ostdeutschlands nur schwer aufzuholen sein; umso relevanter könnte Leinefelde aber als Modell für den Stadtumbau sein, der jetzt auch in strukturschwachen Gebieten Westdeutschlands beginnt.

Die beiden Architekten Petzet und Foster haben sich während und nach ihrem Engagement in Leinefelde auch anderen ostdeutschen Plattenbaustandorten zugewandt, die Konzepte, die sie in Leinefelde entwickeln und verfeinern konnten, ließen sich indes nicht bruchlos verallgemeinern. Sie mußten jeweils neu erarbeitet, in Wettbewerben durchgesetzt und schließlich in Bauaufträge umgesetzt werden, was mit durchaus unterschiedlichen Erfolgen gelang. Ihre Rezepte mögen sich dem Augenschein nach in Leinefelde bewährt haben, auf dem mittlerweile hart umkämpften Markt der Plattenbausanierungen sind sie dennoch einer Konkurrenz und einem Verdrängungswettbewerb ausgesetzt, in dem fremde Erfahrungen schon aus berufsständischen Gründen mit eigenen Vorschlägen abgewehrt oder als solche ausgegeben werden müssen.⁴⁴⁹ Das macht die konkrete Übertragbarkeit des Leinefelder Modells in der Praxis zwar schwieriger als nötig, entspricht aber der These, daß die verschiedenen Plattenbaustandorte jeweils unterschiedliche Zukunftsperspektiven gegenwärtigen müssen. Die Standardisierung von Lösungen, der

⁴⁴⁸ Von dieser Problemlage ist heute vor allem Halle-Neustadt, zum Teil aber auch Hoyerswerda geprägt. (Sträb Interview 2004, Forster Interview 2004.)

⁴⁴⁹ Forster hatte beim Architekturwettbewerb zur sog. Kräutersiedlung in Dresden-Gorbitz zwar den ersten Preis erhalten, der Bauauftrag wurde trotzdem einem lokalen Favoriten des Bauherrn übertragen (Architektur- und Beratungsbüro Körner, Dresden). Muck Petzets Vorhaben, ein „Deutsches Plattenbauzentrum“ in Leinefelde zu gründen, um in einem zentralen Pool das Wissen um die Geschichte des Plattenbaus und die Erfahrungen mit seinem Umbau sammeln und weitervermitteln zu können, ist über das Planungsstadium bislang nicht hinaus gekommen. Offenkundig mangelt es den Akteuren an Bedarf für einen zentralisierten Wissenstransfer. (Muck Petzet: Deutsches Plattenbauzentrum Leinefelde e.V. Strukturpapier. Archiv des Autors; Petzet Interview 2004.) Petzet verlegte den Schwerpunkt seiner Tätigkeit mit Plattenbauten ab 2003 nach Hoyerswerda, wo er seitdem den Umbau

Versuch, gesellschaftlichen Alltag „in einer nicht nur funktionell, sondern auch kulturell ganzheitlich gesehenen städtischen Umwelt zu beheimaten und abzubilden“ (Thomas Sieverts), sowie der dazu notwendige der zentralistische Dirigismus, die zusammen einst zur Entstehung der Plattenbaugebiete in der DDR geführt haben, sind durch das politische und wirtschaftliche System der Bundesrepublik aus zum Teil guten Gründen nicht gedeckt und können bei deren Sanierung und Transformation deshalb nur noch bedingt zum Tragen kommen. Damit macht der Stadtumbau in den bundesdeutschen Beitrittsgebieten in seinen gelungenen wie in seinen fragwürdigen Ergebnissen aus dem Erbe der DDR deutlich identifizierbare Kinder seiner eigenen Zeit.

eines zentralen Plattenbauhochhauses zum begrünten „Lausitztower“ betreibt. (Fertigstellung vorraussichtlich Ende 2005.)

4. Fazit

Der Plattenbau hat sich in seiner knapp einhundertjährigen Geschichte auf deutschem Boden als Musterbeispiel einer wirtschafts- und gesellschaftspolitisch determinierten Bauweise erwiesen. Der Begriff „Platte“ eröffnet heute im allgemeinen Sprachgebrauch einen Assoziationsrahmen, der weit über das rein Technologische hinausreicht. Die „Platte“ als Grundelement des Plattenbaus steht pars pro toto immer auch für alles weitere: für die serielle Ästhetik des Montagebaus, für den Massenwohnungsbau, den Städtebau der Moderne, für Großsiedlungen, für die Gesellschaftspolitik und das Leben in der DDR, schließlich für die DDR selbst, und inzwischen auch für die spezifischen gesellschaftlichen Lagen in den neuen Bundesländern. Am Ende ist es womöglich gerade der hohe Abstraktionsgrad dieses technokratischen Produkts, das ihm eine ausuferndere Sprachmächtigkeit ermöglicht hat als jeder rhetorisch ambitionierten *architecture parlante*. Diese semantische Aufladung hat sich als problematische Hypothek für das Schicksal der Bauweise selbst und für die so errichteten Häuser erwiesen.

Die vorliegende Arbeit hat zu zeigen versucht, auf welchen Wegen der Plattenbau und seine Vorformen politisiert worden sind. Das Ergebnis war die bis heute wirksame Konnotation des Plattenbaus mit dem Attribut „sozialistisch“. Die Widerspiegelungsfunktion, die dem Plattenbau von den in der DDR regierenden Sozialisten nicht ganz friktionslos zugewiesen wurde, ist ihm auch von seinen Gegnern (und derjenigen dieser Sozialisten) bis heute immer wieder bestätigt worden.

Sahen die einen in ihm sowohl ein Mittel zum Aufbau des Sozialismus als auch ein Abbild seiner gesellschaftlichen Qualitäten, so betrachteten ihn die anderen als Abbild der Defizite dieses DDR-Sozialismus und als materialisierten Grund seines Scheiterns. Aus dem Systemwechsel nach dem Ende der DDR gingen die Plattenbauten deshalb hochgradig stigmatisiert hervor. Nachdem man den Plattenbau bis dahin im Sinne einer baupolitischen Ideologie durchaus als Aktivum begreifen konnte, war er jetzt zum passiven Objekt des Umgangs mit ihm geworden. Zu den politischen Kontaminationen trat nun auch die Projektion westdeutscher Großsiedlungserfahrungen, die sich wie eine *self fulfilling prophecy* auswirken mußten. Im Zuge der neunziger Jahre wurde der Plattenbau von den Massenmedien und der Populärkultur zunehmend als Symbol ostdeutscher Depravationserscheinungen interpretiert und inszeniert. Als mentaler

Lebensraum der „Ostdeutschen“ verstanden, wurde der Plattenbau so zum Objekt auch der innerdeutschen Befindlichkeitskonflikte seit der Wiedervereinigung.

Zugleich wurde er als End- und Tiefpunkt einer Entwicklungsgeschichte der städtebaulichen und architektonischen Moderne zur generellen Desavouierung derselben in Stellung gebracht. Dies qualifizierte ihn schließlich zum Austragungsort eines Generationenkonflikts vornehmlich westdeutscher Provenienz, in dessen Zuge sich Möglichkeiten einer Rehabilitierung andeuteten. Dabei standen die ästhetische und die politische Rehabilitierung in einem durchaus dialektischen Verhältnis zueinander. Diese Rehabilitierung der Plattenbauten glich in manchem der gleichzeitigen Rehabilitierung des Lebens in der DDR, war also weiterhin an allgemeine gesellschaftliche Diskurse angekoppelt. Sie erfolgte umso heftiger, als die Plattenbaubestände den dramatischen demographischen Verwerfungen in Ostdeutschland gänzlich zum Opfer zu fallen drohten. Als es in Reaktion auf die anhaltende Abwanderung der Bevölkerung und das Schrumpfen der ostdeutschen Städte zu Abrissen von Plattenbauten kam, schlug auch das Krisensensorium der bildenden Kunst endgültig an, die den Plattenbau seitdem als Trainingsraum kultureller Schrumpfungserfahrungen gewissermaßen endverwertet, zugleich aber auch seine Zukunftsfähigkeit erprobt und beteuert.

Das stellt die Frage, wie unter diesen widersprüchlichen Umständen seitens der Baupolitik, der Eigentümer und der Architekten seit 1990 konkret mit den Plattenbauten umgegangen wurde.

Als wohnungswirtschaftliches und gesellschaftspolitisches Problemfeld ist den Plattenbaugebieten Ostdeutschlands durch die bundesdeutsche Politik kaum weniger Aufmerksamkeit zuteil geworden als zuvor durch die der DDR. Sie waren seit den frühen neunziger Jahren unentwegt Zielgebiete eines gewaltigen Fördermittelflusses, der, von der Weiterentwicklung der Neubaugebiete über die Privatisierung bis zum Abriß, zum Teil durchaus widersinnige Ziele verfolgte und leider oft auch widersinnige Ergebnisse zeitigte. Auf gestalterischer Ebene kamen dabei Tendenzen zum Tragen, die teilweise bereits der Entwicklungsgeschichte des Plattenbaus inhärent waren: Die Geschichte des Plattenbaus wurde von Anfang an von einem Unbehagen an seinen ästhetischen Qualitäten, speziell an der Monotonie und Uniformität, begleitet, sie war dadurch zugleich immer auch die von Versuchen, seinen eigenen Konsequenzen zu entfliehen. Bereits der Bau der letzten Plattenbauten der DDR war oft einem Kampf *gegen* den Plattenbau gleichgekommen; dieser Impuls verstärkte sich,

als es nach 1990 darum ging, die bestehenden Plattenbauten zu sanieren und neu zu gestalten. Sie wurden dabei mit rustikalen Dächern und Giebeln bekrönt, hinter gemalten Säulen, Architraven oder Mansarden versteckt oder durch esoterische Farbmanöver entmaterialisiert. Verschwunden sind sie durch diese kaschierenden Gesten freilich nicht, sie sahen danach in der Regel nur karnevalistisch verkleidet und damit sehr unwürdig aus. Aus den Plattenbauten sind auf diese Weise oft zu Gebäuden geworden, die sich sichtlich vor sich selber schämen; die visuellen Strategien derartiger Sanierungen stellten den Plattenbau als lebenswerte Wohnform eher noch mehr in Frage, als ihn aufzuwerten.

Das Beispiel der thüringischen Kleinstadt Leinefelde hat schließlich gezeigt, wie der enorme Problemdruck an einem weitgehend aufgegebenen Industriestandort der ehemaligen DDR sowie das Unbehagen an den bisherigen Lösungsversuchen eine grundsätzliche Änderung der Weichenstellungen motivierte und den Mut zu konzertierten Maßnahmen freisetzte. Im Vergleich zu anderen Plattenbaustandorten Ostdeutschlands wurden hier sowohl die absehbaren demographischen Entwicklungen als auch die bisherigen Fehlentwicklungen sehr frühzeitig analysiert. Es wurde ein Rahmenplan erstellt, der sich nicht scheute, den prognostizierten Verlust von etwa der Hälfte aller Wohnungen im Leinefelder Plattenbaugebiet als langfristiges Entwicklungsziel zu akzeptieren und städtebaulich zu gestalten. Die gezielte Vernachlässigung und sogar der Abriß von Plattenbauten wurden hier zum Teil einer umfassenden Konsolidierungsstrategie erklärt, als es anderenorts noch fast fünf Jahre dauern würde, bis diese Themen überhaupt Eingang in die Diskussion fanden: Die Stadtschrumpfung wurde in Leinefelde schon als Chance verstanden, als sie von den meisten anderen Kommunen und Akteuren noch gar nicht eingestanden wurde. Dabei bemühte sich das Leinefelder Konzept, die Schrumpfung der Stadt nicht als traumatisierende Verlusterfahrung wahrnehmbar werden zu lassen, sondern, um in den anthropomorphen Traditionen der Stadtplanung zu sprechen: als Verschlankung, als eine diätische Gesundung, die dem Stadtkörper mehr Vitalität und Attraktivität verleiht. Die Architektur des Stadtumbaus folgte diesen städtebaulichen Prämissen und verlieh ihr zusätzliche Dimensionen. In einer mustergültigen Ausnutzung und Bündelung der öffentlichen Fördermittel wurden hier der Rückbau, der Ausbau und die Außenraumgestaltung so kombiniert, daß konzise Konzepte und tiefgreifende Transformationen umgesetzt werden konnten. Wie in einer Demonstration bundesdeutscher Verfahrensweisen und Rechtsgepflogenheiten kam diese Aufgabe

zwei ortsfremden Architekten zu, die im Zuge eines Ausführungswettbewerbs ermittelt wurden und deren Konzepte inhaltlich miteinander konkurrierten, auch wenn sie in einem entscheidenden Punkt übereinstimmten, nämlich in der These, daß die Zukunft der Plattenbauten wenn überhaupt dann nur in ihrer eigenen Vergangenheit zu suchen wäre. Der Rückbau, aus dem die Leinefelder Plattenbautransformationen einen wichtigen Teil ihrer Qualitäten beziehen, bezieht sich also nicht nur auf die Abtragung von Substanz, sondern gewissermaßen auch auf die Bau- und Entwicklungsgeschichte von Plattenbauten und Plattenbauvierteln selbst: Eine Architektur- und Städtebauform, die sich nach verbreiteter Einschätzung an einem End- und Tiefpunkt befindet, wird mit architektonischen Mitteln soweit „zurückgebaut“, bis sie in vielem wieder ihren eigenen Vorformen gleicht – eine Strategie, die sich als taktischer Rückzug auf architekturhistorisch und politisch neutralere, um nicht zu sagen „unschuldigere“ Positionen begreifen ließe. Aus der Großsiedlung wird damit in dem einen Fall wieder die Gartenstadt und aus dem sozialistischen Plattenbau ein sozial differenziertes Mehrfamilienhaus. In dem anderen Fall wird an die sozialistischeren Traditionen der Moderne angeknüpft, was durchaus auch eine Rehabilitation der frühen DDR-Moderne mit umfaßt, wie sie so vielleicht nur einem westdeutschen, biographisch unvorbelasteten Architekten möglich sein dürfte. Die Leinefelder Plattenbauten sind damit auch nach ihrer Transformation weiterhin stark mit weltanschaulichen und politischen Implikationen versehen, allerdings beschreiben diese nun eher wieder Möglichkeitsräume, stehen sich als Alternativen gegenüber und zeugen nicht mehr von einer diktatorischen Baupolitik, sondern von den Entscheidungsprozessen in der Fördermitteldemokratie.

Damit allein ist die Zukunft von Leinefelde nicht gesichert, und letztlich wird es immer vor allem von wirtschaftlichen Parametern und vom Arbeitsmarkt abhängen, ob die Städte schrumpfen und ob die jeweiligen Plattenbaugebiete überlebensfähig sind. Aber deutet aber vieles darauf hin, daß Architektur und Städtebau alles andere als passive Größen dabei sind. Auch in Leinefelde ging der Mieterverlust in der Plattenbausiedlung nur zu einem Teil auf das Konto der wirtschaftlich induzierten Abwanderung in andere Regionen Deutschlands und war ansonsten der neuen Konkurrenz durch andere Wohnformen, besonders durch das Eigenheim, geschuldet.

Wenn der Wettbewerb um die Mieter dazu führt, daß die Plattenbauten der DDR architektonisch so aufgewertet werden können wie in Leinefelde, wo sie von einem Grund wegzuziehen zu einem Grund zum Bleiben geworden sind, dann ist das schon

unter den Gesichtspunkten von Ökologie und Nachhaltigkeit ein lohnender Einsatz öffentlicher Mittel. Außerdem spricht es für die prinzipielle Möglichkeit, ein bauliches Produkt der Planwirtschaft funktionsfähig in die soziale Marktwirtschaft der Bundesrepublik zu integrieren. Der Plattenbau hat unter diesen Umständen seine Funktion als Antwort auf die Wohnungsfrage, wie Engels sie formuliert hatte, endgültig verloren. Aus der Wohnungsfrage ist vielmehr eine Mieterfrage geworden; dies entschärft das diktatorische Potential des funktionalistischen Massenwohnungsbaus erheblich: Es werden nicht mehr Häuser für die Menschen gebraucht, sondern vielmehr Menschen für die Häuser. Diese sind nicht mehr gezwungen, sich durch ihre Wohnform zugleich erziehen zu lassen. Sie können sich in Leinefelde weitgehend aussuchen, ob sie ihr Leben lieber in den „postsozialistischen“ Gemeinschaftsanlagen Muck Petzets einrichten wollen oder in den Gärten Stefan Forsters, oder ob sie nichts von beidem tun und sich stattdessen das Krüppelwalmdach eines Eigenheimneubaus leisten. Im Ostdeutschland der Schrumpfenden Städte ist heute der Mieter mehr denn je der Souverän über das Wohnen. Es liegt nun weitgehend an ihm, wie er mit dieser Gewalt über die Architektur umgeht. Ausgerechnet der schmerzhafteste Strukturbruch und die demographischen Erosionsprozesse haben in Ostdeutschland inzwischen Bedingungen geschaffen, die den politischen Systemwechsel auch auf den Plattenbau übertragen und ihn als Architektur- und Wohnform endgültig - und auch mit allen prekären Konsequenzen – einer Demokratisierung unterwerfen.

Quellen:

Interview mit Muck Petzet, Architekt, München. Geführt in München am 26.11.2004.

Interview mit Stefan Forster, Architekt, Frankfurt am Main. Geführt in Frankfurt am Main am 1.11.2004.

Interview mit Gerd Reinhardt, Bürgermeister Leinefelde. Geführt in Leinefelde 1.10.2004.

Interview mit Roland Senft, Bauamtsleiter Leinefelde. Geführt in Leinefelde am 13.12.2004.

Interview mit Herman Sträß, GRAS Gruppe Architektur und Stadtplanung, Darmstadt, Dresden. Geführt in Leipzig am 9.11.2004.

Architekturwettbewerbe in Leinefelde. Wettbewerbsverfahren 1990 bis 2000. Vorabzug einer Materialsammlung. Leinefelde 2005.

Rahmenplan 1995. GRAS, Gruppe Architektur & Stadtplanung. Rahmenplan Leinefelde Südstadt. Städtebauliche Entwicklungskonzeption. Leinefelde 1995.

Muck Petzet: Projekte in Leinefelde 1996 bis 2003. o.J., o.S. (Archiv des Architekten).

Projektblätter der Architekten zu ihren Arbeiten in Leinefelde.

Literatur

Dietrich Andernacht, Gerd Kuhn: Frankfurter Fordismus. In: Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-1930. (Ausstellungskatalog Frankfurt am Main) Berlin 1986, 42-62.

Nike Bätzner: Der Siedlungsbau der 20er Jahre. Laboratorium sozialer Ideen und formaler Experimente. In: Stadt der Architektur. Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000. (Ausstellungskatalog Berlin) Berlin 2000, 149-159.

Holger Barth (Hg.): Projekt Sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR. Berlin 1998.

Holger Barth (Hg.): Planen für das Kollektiv. Handlungs- und Gestaltungsspielräume von Architekten und Stadtplanern in der DDR. Erkner b. Berlin 1999.

Holger Barth (Hg.): Grammatik sozialistischer Architekturen. Lesarten historischer Städtebauforschung zur DDR. Berlin 2001.

Holger Barth, Thomas Topfstedt et al.: Vom Baukünstler zum Komplexprojektanten. Architekten in der DDR. Erkner b. Berlin 2000.

Martin Baumann: Freiraumplanungen in den Siedlungen der zwanziger Jahre am Beispiel der Planungen des Gartenarchitekten Leberecht Migge. Halle 2002.

- Adolf Behne: Der moderne Zweckbau. (1926) Frankfurt am Main, Berlin 1964.
- Heide Berndt, Alfred Lorenzer, Klaus Horn: Architektur als Ideologie. Frankfurt am Main 1968.
- Frank Betker: Handlungsspielräume von Stadtplanern und Architekten in der DDR. In: Holger Barth (Hg.): Planen für das Kollektiv. Handlungs- und Gestaltungsspielräume von Architekten und Stadtplanern in der DDR. Erkner b. Berlin 1999, 11-33.
- Torsten Birne: In weiter Ferne – Das Märkische Viertel und die Gropiusstadt. Wohnungsbau in Westberlin 1960 bis 1972. In: Stadt der Architektur. Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000. (Ausstellungskatalog Berlin) Berlin 2000, 307- 313.
- Torsten Birne: Eine Frage des Stils. Chemnitz und seine „Neue Mitte“. In: Wolfgang Kil (Hg.): Neue Landschaft Sachsen. Elf Zustandsberichte und eine Polemik. Dresden 2001, 35-42.
- Tanja Blankenburg: Stadterneuerung im Konflikt. Das Modellvorhaben Rykestraße in Berlin. In: Holger Barth (Hg.): Grammatik sozialistischer Architekturen. Lesarten historischer Städtebauforschung zur DDR. Berlin 2001.
- Harald Bodenschatz, Christiane Post (Hg.): Städtebau im Schatten Stalins. Die internationale Suche nach der sozialistischen Stadt in der Sowjetunion 1929-1935. Berlin 2003.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung: Perspektiven der Wohnungsbauinvestitionen in den neuen Ländern. Bonn 2001.
- BMBau 1991: Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.): Vitalisierung von Großsiedlungen. Expertise. Informationsgrundlagen zum Forschungsthema „Städtebauliche Entwicklung von Neubausiedlungen in den neuen Bundesländern. Bonn 1991.
- BMBau 1994: Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau: Großsiedlungsbericht. Bonn 1994.
- BMBau 1999: Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hg.) Eine Zukunft für die Plattenbausiedlungen. Abschlußbericht der Forschungsbegleitung zum Bund-Länder-Förderprogramm „Städtebauliche Weiterentwicklung großer Neubaugebiete in den neuen Ländern und im Ostteil Berlins“. Erarbeitet von Werner Rietdorf und Heike Liebmann. Berlin, Bonn 1999.
- Markus Brüderlin: Minimal Architecture und die Liebe zur Box 1970-2000. In: Ders. (Hg.): ArchiSkulpture. Dialoge zwischen Architektur und Plastik vom 18. Jahrhundert bis heute. (Ausstellungskatalog Riehn) Ostfildern-Ruit 2004, 166-172.
- Hans-Joachim Bürkner: Schrumpfung und Alltagskultur: Blinde Flecken im Stadtumbau-Diskurs. In: Karl-Dieter Keim (Hg.): Regenerierung schrumpfender Städte – zur Umbaudebatte in Ostdeutschland. Erkner b. Berlin 2001, 41-67.

Andreas Butter, Ulrich Hartung: Ostmoderne. Architektur in Berlin 1945-1965. Berlin 2004.

Helmut Caspar: Gesellschaft für Denkmalpflege zur Rettung der Altstädte.
in: Architektur der DDR, 1 /1990, 3.

Annette Ciré: „Hinter der Weltstadt“: Städtebau und Architektur der Landhauskolonien und Gartenstädte in den Berliner Vororten vor 1914. In: Stadt der Architektur. Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000. (Ausstellungskatalog Berlin) Berlin 2000., 53-65.

William J.R. Curtis: Moderne Architektur seit 1900. Berlin 2002.

Friedrich Dieckmann: Staatsräume im Innern Berlins. Ein Streifzug. In: Architektenkammer Berlin (Hg): Architektur in Berlin. Jahrbuch 1992. Hamburg 1992, 26-35.

Diedrich Diederichsen: Brachenmusik – Detroit, Bronx, Manchester. Unbezahlbare Romantik und Investitionen in postindustrielle Idyllen. In: Philipp Oswalt (Hg.): Schrumpfende Städte. Band 1. Internationale Untersuchung. (Ausstellungskatalog Berlin) Ostfildern-Ruit 2004, 324-331.

Kerstin Dörhöfer (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin 1994.

Andreas Doll, Friedemann Römhild: Platten und Einfamilienhäuser
Diplomarbeit bei Prof. Kees Christiaanse und Prof. Harald Bodenschatz
TU Berlin 2000.

Till Dorst: Was wird aus unserer Plattenbauweise? In: Architektur der DDR 2/1990, 53-54.

D. W. Dreysse: Wohnung, Haus usw. Zur Architektur des Wohnens.
In: Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-1930. (Ausstellungskatalog Frankfurt am Main) Berlin 1986, 72-76.

Werner Durth, Jörn Düwel, Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der DDR. 2 Bände. Frankfurt am Main, New York 1998.

Jörn Düwel, Niels Gutschow: Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ideen, Projekte, Akteure. Stuttgart, Leipzig, Wiesbaden 2001.

Friedrich Engels: Zur Wohnungsfrage. (1872) In: Marx-Engels-Werke Bd.18, Berlin 1971, 209-287.

Wolfgang Engler: Die ungewollte Moderne. Ost-West-Passagen. Frankfurt am Main 1995.

Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin 1999.

Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen als Avantgarde. Berlin 2002.

Kerstin Federbusch: GropiusStadt. Entstehung und Entwicklung der Berliner
Großsiedlung. Kassel 1997.

Ingeborg Flagge, Romana Schneider (Hg.): Revision der Moderne.
(Ausstellungskatalog Frankfurt am Main) Hamburg 2004.

Bruno Flierl: Gebaute DDR. Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. Berlin
1998.

Bruno Flierl: Statement. In: Holger Barth (Hg.): Planen für das Kollektiv. Handlungs-
und Gestaltungsspielräume von Architekten und Stadtplanern in der DDR. Erkner b.
Berlin 1999, 85-88.

Vera Gaserow: Mit der Platte leben. In: Die Zeit vom 15.5.1992.

Kaye Geipel: Meier-Scupin und Petzet, Mayr, Hehenberger. Rehabilitation des
Physikerquartiers, Leinefelde / Thüringen. In: DAM Architektur Jahrbuch 2001,
München 2001, 134-145.

Kaye Geipel: Baukulturführer 11. Physikerquartier Leinefelde. Herausgegeben von
Nicolette Baumeister. Amberg o.J. (2003)

Olaf Gibbins: Großsiedlungen. Bestandspflege und Weiterentwicklung. München
1988.

Michael Gneuss: Es muß nicht immer Abriß sein. Bauingenieur Hans-Jürgen Gaudig
zeigt, was man mit Sanierung und Umbau aus den oft geschmähten DDR-
Plattenbauten machen kann. In: Welt am Sonntag vom 12.1.2003

Hartmut Großhans: Mietergärten in alten und neuen Wohnquartieren.
Bundeswettbewerb „Gärten im Städtebau“ 1990. In: Architektur. 9/1991, 9-13.

Michael Grüning: Der Wachsmann-Report. Auskünfte eines Architekten. Berlin 1985.

Matthias Grünzig: 2003 – das Jahr der Abrisse. Stadtumbau Ost. In: Bauwelt 11, 2004,
4.

Matthias Grünzig: Leinefelde, Transformation einer Plattenbauzeile. In: Bauwelt
42/2004, 4.

Joachim Güntner: Schrumpfen muss nicht nur schrecklich sein. Abriss, Umnutzung,
Aufforstung – Halle an der Saale versucht den Stadtumbau. In: Neue Zürcher Zeitung
vom 17.1.2005.

Dankwart Guratzsch: Kaum noch Hoffnung für die „Platte“. Den Großsiedlungen in
Ost und West laufen die Bewohner weg – Dresden will dennoch in ein
Förderprogramm. In: Die Welt vom 29.4.2004.

Heike Haarhoff: Unternehmen Abriß Ost. In: Die Zeit vom 28.9.2000.

Thomas Hafner, Barbara Wohn, Karin Rebholz-Chaves: Wohnsiedlungen. Entwürfe, Typen, Erfahrungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Basel, Berlin, Boston 1998.

Simone Hain: Zwischen Arkonaplatz und Nikolaiviertel. Stadt als soziale Form versus Inszenierung. Konflikte bei der Rückkehr in die Stadt. In: Stadt der Architektur. Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000. (Ausstellungskatalog Berlin) Berlin 2000. 337-347.

Simone Hain: Das utopische Potential der Platte. In: Axel Watzke, Christian Lagé, Steffen Schuhmann (Hg.): dostoprimschatjelnosti. Hamburg 2003, 79-87.

Simone Hain: P 2: „neues leben – neues wohnen“. In: Susanne Hopf, Natalja Meier: Plattenbau privat. 60 Interieurs. Berlin 2004, 6-9.

Robert von Halász: Industrialisierung der Bautechnik. Bauen und Bauten mit Stahlbetonfertigteilen. Düsseldorf 1966.

Christoph Haller: Leerstand im Plattenbau: Ausmaß – Ursachen – Gegenstrategien. Berlin 2002.

Christine Hannemann: Normiertes Glück: Eigenheim und Platte. Vortrag anlässlich der Bauhaus-Konferenz Modernisierung und Urbanisierung in Dessau am 4. und 5. 12. 1997. <http://www2.hu-berlin.de/stadtsoz/mitin/ch/workingpaper3.htm>

Christine Hannemann: Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR. Berlin 2000. (2., um ein Kapitel „DDR-Neubaugebiete seit der Wende“ erweiterte Auflage. Erstausgabe: Wiesbaden 1996.)

Christine Hannemann: Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess. Berlin 2004.

Christine Hannemann, Sigrun Kabisch, Christine Weiske (Hg.): Neue Länder – neue Sitten? Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands. Berlin 2002.

Dieter Hantzsche: Kirchliche Bauten in der DDR. Geplante und ausgeführte Beispiele der Jahre 1977 bis 1989. In: Architektur der DDR 2/1990, 34-37.

Hugo Häring: Neues Bauen. In: Baukunst und Werkform. 1/1947, 31.

Tilman Harlander, Gerhard Fehl (Hg.): Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-1945: Aufsätze und Rechtsgrundlagen zur Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung. Hamburg 1986.

Jörg Haspel: Die Platte als Baudenkmal – Bewertungs- und Sanierungsprobleme an Berliner Beispielen. In: Geschichte und Zukunft des industriellen Bauens. Tag der Regional- und Heimatgeschichte Marzahn-Hellersdorf am 10. November 2001, Berlin. http://www.heimatverein-marzahn.de/tageregional_mar_hel_2001/beitrag_haspel.html

Hartmut Häußermann, Walter Siebler: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. München, Weinheim 1996.

Hartmut Häußermann: Was bedeutet der Stadtumbau für die ostdeutsche Gesellschaft? In: Berliner Debatte Initial, 2/2002, 26-33.

Heimat Moderne. 1/2005.

Armin Hentschel: Zwischen Platte und Penthaus. Wohnungspolitik am Beginn einer neuen Ära. Hamburg 2001.

Gilbert Herbert: Pioneers of Prefabrication. The British Contribution in the Nineteenth Century. Baltimore 1979.

Gilbert Herbert: The Dream of the Factory-Made-House: Walter Gropius und Konrad Wachsmann. Cambridge 1984.

Oliver Herwig: Featherweights. Light, Mobile and Floating Architecture. München, Berlin, London, New York 2003.

Dieter Hoffmann-Axthelm: Der „Republikanerschock“ und die rot-grüne Baupolitik in Berlin. In: Archplus 99, 7/1989, 40-47.

Hoffmann-Axthelm 1989a: Dieter Hoffmann-Axthelm: Rückblick auf die DDR. In: Archplus 100/101, 10/1989, 66-73.

Dieter Hoffmann-Axthelm: Die dritte Stadt. Bausteine eines neuen Gründungsvertrages. Frankfurt 1993.

Dieter Hoffmann-Axthelm: Rückblick auf Berlin-DDR. In: Ders.: Die Rettung der Architektur vor sich selbst. Zehn Polemiken. Braunschweig, Wiesbaden 1995, 24-44.

Monika Holfeld: Erhalten und Gestalten. Ästhetik am Plattenbau. Berlin 1996.

Susanne Hopf, Natalja Meier: Plattenbau privat. 60 Interieurs. Berlin 2004.

Thomas Hoscislawski: Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR. Berlin 1991.

Benedikt Hotze: Wohnumfeldverbesserungen von den 80er Jahren bis heute. In: Brigitte Jacob, Wolfgang Schäche (Hg.): 40 Jahre Märkisches Viertel. Geschichte und Gegenwart einer Großsiedlung. Berlin 2004, 62-87.

Simon Hubacher: Berlin-Marzahn: Verhinderte Stadt. In: Stadt der Architektur. Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000. (Ausstellungskatalog Berlin) Berlin 2000, 349-357.

Bernd Hunger: Städtebauliche Erfordernisse intensiver Stadtentwicklung – strategische Positionen zur Grundlagenforschung. In: Architektur der DDR 1/1990, 4-8.

Bernd Hunger: Berlin auf dem Weg zur Metropole. Soziale Probleme der Stadterneuerung. In: Architektenkammer Berlin (Hg.): Architektur in Berlin. Jahrbuch 1992. Hamburg 1992, 68-71.

Christian Hunziker: Schatten über dem Geburtstag von Marzahn. Das größte deutsche Plattenbaugebiet wird 25 Jahre alt. In: Neue Zürcher Zeitung vom 13.12.2002.

Ideenwettbewerb zur Weiterentwicklung des industriellen Wohnungsbaus. In: Architektur der DDR 2/ 1990, 17-18.

Institut für Auslandsbeziehungen (Hg.): Zwei deutsche Architekturen: 1949-1989. Stuttgart 2004.

Brigitte Jacob, Wolfgang Schäche (Hg.): 40 Jahre Märkisches Viertel. Geschichte und Gegenwart einer Großsiedlung. Berlin 2004.

Frank Peter Jäger: Neue Ästhetik. Wie geht man damit um, daß Städte schrumpfen? In: Deutsche Bauzeitung 4/2004, 41-45.

Kurt Junghanns: Das Haus für alle. Zur Geschichte der Vorfertigung in Deutschland. Berlin 1994.

Sigrun Kabisch: Stadtumbau aus Akteursperspektive. Stadtsoziologische und stadtplanerische Perspektiven zur Auseinandersetzung mit dem Problem des Wohnungsleerstandes. In: Karl-Dieter Keim (Hg.): Regenerierung schrumpfender Städte – zur Umbaudebatte in Ostdeutschland. Erkner b. Berlin 2001, 69-95.

Alice Kahl: Erlebnis Plattenbau. Eine Langzeitstudie. Opladen 2003.

Gert Kähler: Von der „Raumzelle“ zum „Freien Grundriß“ – und zurück. In: Axel Schildt, Arnold Sywottek (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt, New York 1988, 537-568.

Karl-Dieter Keim (Hg.): Regenerierung schrumpfender Städte – zur Umbaudebatte in Ostdeutschland. Erkner b. Berlin 2001.

Karl-Dieter Keim: Zur Lage: Probleme und Handlungsbedarf in den ostdeutschen Städten. In: Ders. (Hg.): Regenerierung schrumpfender Städte – zur Umbaudebatte in Ostdeutschland. Erkner b. Berlin 2001, 9-39.

Wolfgang Kil: Gründerparadiese. Vom Bauen in Zeiten des Übergangs. Berlin 2000.

Wolfgang Kil: Geordneter Rückzug. Das Zukunftsthema von Hoyerswerda heißt Schrumpfung. In: Deutsches Architektenblatt 10/2000, 1240-1242.

Wolfgang Kil: Schattenland des Neoliberalismus. Überlegungen zum Schrumpfungsprozeß ostdeutscher Städte. In: Archplus 163, 12/2002, 4-5.

Wolfgang Kil: Luxus der Leere. Vom schwierigen Rückzug aus der Wachstumswelt. Eine Streitschrift. Wuppertal 2004.

Ursula Kleefisch-Jobst: „ZukunftsWerkStadt“ Plattenbau. Sanierung zweier Quartiere in Leine-Südstadt. In: Bauwelt 17/2000, 20-29.

Thomas Knorr-Siedow: Ostdeutsche Plattenbausiedlungen als künftige soziale Problemgebiete? In: Werner Rietdorf (Hg.): Weiter wohnen in der Platte. Probleme der Weiterentwicklung großer Neubaugebiete in den neuen Bundesländern. Berlin 1997, 231-251.

Susanne Koelbl: Da hilft nur noch Dynamit. In: Der Spiegel 41/2000, 88-89.

Gerhard Kosel: Unternehmen Wissenschaft. Die Wiederentdeckung einer Idee. Erinnerungen. Berlin 1989.

Elisabeth Kremer (Hg.): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. 2 Bde. Berlin 2005.

Lothar Kühne: Gegenstand und Raum. Über die Historizität des Ästhetischen. Dresden 1981.

L 21: Protokolle 2000-2002. Leipzig 2002.

Brian Ladd: Altstadterneuerung und Bürgerbewegung in den 1980er Jahren in der DDR. In: Holger Barth (Hg.): Planen für das Kollektiv. Handlungs- und Gestaltungsspielräume von Architekten und Stadtplanern in der DDR. Erkner b. Berlin 1999, 89-93.

Thilo Lang, Eric Tenz: Von der Schrumpfenden Stadt zur Lean City. Dortmund 2003.

Gregor Langebrinck (Hg.): Tatort Stadt II. Perspektiven einer Stadtumbaukultur. Berlin 2005.

Heinrich Lauterbach, Joachim Joedicke: Hugo Häring. Schriften. Entwürfe. Bauten. Stuttgart 1965.

Karin Lenhart: Berliner Monopoly. Stadtentwicklungspolitik im Berliner Bezirk Mitte nach der Wende. Opladen 2001.

Heike Liebmann: Vom sozialistischen Wohnkomplex zum Problemgebiet? Strategien und Steuerungsinstrumente für Großwohnsiedlungen im Stadtumbauprozess in Ostdeutschland. Dortmund 2004.

Martin Luce. Die Idee vom vertikalen, seriellen Scheitern. In: Axel Watzke, Christian Lagé, Steffen Schuhmann (Hg.): dostoprimeščatjelnosti. Hamburg 2003, 97-102.

Insa Kristina Lüdke: Homestories. Der Künstler Erik Schmidt und seine Plattenbauwohnung. Eine Inszenierung zwischen Kunst und Kommerz. In: Deutsche Bauzeitung 10/2002, 60-63.

Engelbert Lütke Daldrup: Die perforierte Stadt. Eine Versuchsanordnung. In: Karl-Dieter Keim (Hg.): Regenerierung schrumpfender Städte – zur Umbaudebatte in Ostdeutschland. Erkner b. Berlin 2001, 193-203.

Engelbert Lütke-Daldrup, Marta Doehler-Behzadi: Plusminus Leipzig. Stadt in Transformation. Wuppertal 2004.

Silvio Macetti: Großwohneinheiten. Berlin 1968.

Albrecht Martiny: Bauen und Wohnen in der Sowjetunion nach dem 2. Weltkrieg: Bauarbeiterschaft, Architektur und Wohnverhältnisse im sozialen Wandel. Berlin 1983.

Ludwig Mies van der Rohe: Industrielles Bauen. In: G, 3/1924, 18-20.

Alexander Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. (1965) Frankfurt 1996.

Heinz Nagler, Riklef Rambow, Ulrike Sturm (Hg.): Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung. Berlin 2004.

Winfried Nerdinger: Walter Gropius. Berlin 1985, 2. erweiterte Auflage Berlin 1996.

Philipp Oswald, Klaus Overmeyer, Walter Prigge: Experiment und Utopie im Stadtumbau Ostdeutschlands. In: Berliner Debatte Initial 2/2002, 57-63.

Philipp Oswald (Hg.): Schrumpfende Städte. Band 1. Internationale Untersuchung. (Ausstellungskatalog Berlin) Ostfildern-Ruit 2004.

Thomas Ott: Erfurt im Transformationsprozeß der Städte in den neuen Ländern. Ein regulationstheoretischer Ansatz. Erfurt 1997.

Joachim Palutzki: Zur Baupolitik der Ära Honecker: Das Wohnungsbauprogramm. In: Holger Barth (Hg.): Planen für das Kollektiv. Handlungs- und Gestaltungsspielräume von Architekten und Stadtplanern in der DDR. Erkner b. Berlin 1999, 69-84.

Joachim Palutzki: Architektur in der DDR. Berlin 2000.

Gernot Perler: Fassadengestaltung am Plattenbau. Das Beispiel Platz der Vereinten Nationen in Berlin. In: Holger Barth (Hg.): Projekt Sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR. Berlin 1998, 235-240.

Günter Peters: Zur Geschichte des industriellen Bauens. Von den Anfängen bis Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Geschichte und Zukunft des industriellen Bauens. Tag der Regional- und Heimatgeschichte Marzahn-Hellersdorf am 10. November 2001, Berlin. http://www.heimatverein-marzahn.de/tageregional_mar_hel_2001/beitrag_peters.html.

Muck Petzet: Rationeller handeln! In: Francesca Ferguson (Hg.): Deutschlandschaft. Epizentren der Peripherie. Katalog des Deutschen Pavillons, 9. Internationale Architekturausstellung, Biennale von Venedig. Ostfildern-Ruit 2004, 234-239.

- Walter Prigge: Verflechtungen. In: Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-1930. (Ausstellungskatalog Frankfurt am Main) Berlin 1986, 14-19.
- Walter Prigge (Hg.): Peripherie ist überall. Frankfurt am Main, New York 1998.
- Walter Prigge (Hg.): Ernst Neufert. Normierte Baukultur. Frankfurt am Main, New York 1999.
- Ylva Queisser, Lidia Tirri: Allee der Kosmonauten. Einblicke und Ausblicke aus der Platte. Berlin 2004.
- Uwe Rada: Baulicher Exorzismus. In: Die Tageszeitung vom 27.7.2000.
- Hanno Rauterberg: Ballast abwerfen. Warum Antje Vollmer, die kulturpolitische Sprecherin der Grünen, den Denkmalschutz auflösen möchte. In: Die Zeit vom 20.4.2000.
- Brigitte Reimann: Franziska Linkerhand. Roman. (1974) Vollständige Neuausgabe, Berlin 1998.
- Werner Rietdorf, Heike Liebmann, Thomas Knorr-Siedow: Großsiedlungen in Mittel- und Osteuropa. Erkner b. Berlin 1994.
- Werner Rietdorf: Genesis, Status und Perspektive ostdeutscher Großsiedlungen. In: Ders. (Hg.): Weiter wohnen in der Platte. Probleme der Weiterentwicklung großer Neubauwohngebiete in den neuen Bundesländern. Berlin 1997, S.11-57.
- Frank Roost: Reclaim the Moderne. In: Die Tageszeitung vom 29.8.2000.
- Andreas Ruby, Ilka Ruby, Angeli Sachs: Minimal Architecture. München 2003.
- Marco Rumler: Hoyerswerda - Abschied Ost? - Aufstieg und Fall der zweiten sozialistischen Wohnstadt der DDR. Examensarbeit. WWU Münster 2002.
- Manfred Sack: Deutschland im Bau. Architektur und Städtebau nach 1945: Stalinallee, Stahlbeton, Plattenbau, Postmoderne. In: Die Zeit vom 11.11.1999.
- Adelheid von Saldern: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. Bonn 1997.
- Enrico Santifaller: Acht Stadtvillen in Leinefelde-Worbis. In: Baumeister 9/2004, 86-93.
- Enrico Santifaller: Baukulturführer 12. Stadtvillen Leinefelde. Herausgegeben von Nicolette Baumeister. Amberg o.J. (2004).
- Wolfgang Schäche: Geschichte und stadträumliche Bedeutung der „Ministergärten“. In: Architektenkammer Berlin (Hg): Architektur in Berlin. Jahrbuch 1992. Hamburg 1992, 58-67.

Christian Schädlich: Der Postmodernismus – eine alternative Architektur? In: Architektur der DDR 6/1982, 340-346.

Andreas Schätzke: Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945 – 1955. Wiesbaden 1991.

Axel Schildt, Arnold Sywottek (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt am Main, New York 1988.

Hans Schmidt: Die Farbe in der Architektur und im Städtebau. In: Deutsche Architektur 3/1963, 157-161.

Hans Schmidt: Beiträge zur Architektur 1924-1964. Herausgegeben von Bruno Flierl. Berlin 1965.

Bernhard Schneider: Die Zukunft des Märkischen Viertels im gewandelten Berlin. In: Geschichte und Zukunft des industriellen Bauens. Tag der Regional- und Heimatgeschichte Marzahn-Hellersdorf am 10. November 2001, Berlin. http://www.heimatverein-marzahn.de/tageregional_mar_hel_2001/beitrag_schneider.html.

Günter Schulz: Eigenheimpolitik und Eigenheimförderung im ersten Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg. In: Axel Schildt, Arnold Sywottek (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim. Frankfurt am Main, New York 1988, 409-439.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie: Planwerk Innenstadt Berlin. Berlin 1999.

Richard Sennett: Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Frankfurt 1997.

Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt am Main 2004.

Mark Siemons: Es ist nicht deine Schuld, daß die Stadt ist, wie sie ist. Hoyerswerdas Rückbau: In die verlassenen Regionen des Ostens dringen Theorie und Kunst ein. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2.10.03.

Thomas Sieverts: Der Traum der Moderne, der zu einem Alptraum geworden ist. Die „Neue Stadt“, die grossen Würfe der Architekten und Stadtplaner und die Plattensiedlungen im Osten. In: Frankfurter Rundschau vom 6.5.1995.

Thomas Sieverts: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig, Wiesbaden 1997.

Specht + Partner, Ingenieurbüro für Bauwesen: Montagebau in Berlin (Ost), Bestandsaufnahme und Bewertung der industriell errichteten Wohngebäude. Berlin 1992.

Barbara Steiner: Komplizenschaft? Zur Rolle von Kunst und Kultur in der zeitgenössischen Stadtplanung. In: Archplus 173, 5/2005, 78-79.

Gabor Steingart: Deutschland. Der Abstieg eines Superstars. München 2004.

Ansgar Steinhausen: Plattenbau. Eine architekturhistorische Darstellung. In: DAM Architektur Jahrbuch. München, New York 1994, 25-38.

Rudolf Steger: Plattenvilla. In: Francesca Ferguson (Hg.): Deutschlandschaft. Epizentren der Peripherie. Katalog des Deutschen Pavillons, 9. Internationale Architekturausstellung, Biennale von Venedig. Ostfildern-Ruit 2004, 243.

Sträß 1998: Ministerium für Wirtschaft und Infrastruktur Freistaat Thüringen (Hg.): Städtebauliche Weiterentwicklung großer Neubaugebiete in Thüringen seit 1993. Ergebnisse, Erfahrungen, Aufgaben. Bearbeitet von Hermann Sträß. Leinefelde 1998.

Herbert Schwenk: Die Splanemann-Siedlung. In: Berlinische Monatsschrift 4/1997, 67-71.

Karoline Terlau-Friemann: Industrielles Bauen in Europa - 75 Jahre Großtafelbauweise. Ein Versuch zur Einordnung der „Platte“ in die moderne Architekturgeschichte. In: Geschichte und Zukunft des industriellen Bauens. Tag der Regional- und Heimatgeschichte Marzahn-Hellersdorf am 10. November 2001, Berlin. http://www.heimatverein-marzahn.de/tageregional_mar_hel_2001/beitrag_terlau.html.

Thomas Topfstedt: Städtebau in der DDR. 1955-1971. Leipzig 1988.

Thomas Topfstedt: Stadtdenkmale im Osten Deutschlands. Fotografien von Bertram Kober. Leipzig 1994.

Wolfgang Uchatius: Häuser zu Steinmehl. Abriß statt Aufbau: Im Osten stehen eine Million Wohnungen leer. Dem Westen wird es bald ähnlich gehen. In: Die Zeit vom 26.4.2001.

Martin Warnke: Bau und Gegenbau. In: Hermann Hipp und Ernst Seidl (Hg.): Architektur als Politische Kultur. Berlin 1996, 11-18.

Axel Watzke, Christian Lagé, Steffen Schuhmann (Hg.): dostoprimestschatjelnosti. Hamburg 2003.

Frank Werner, Joachim Seidel: Der Eisenbau: Vom Werden einer Bauweise. Berlin 1992.

Helga Wetzel: Stadterhalt und Bürgerbewegung 1989/90. In: Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.): Alte Städte – neue Chancen. Städtebaulicher Denkmalschutz mit Beispielen aus den östlichen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1996, 450-467.

WVL GmbH Leinefelde (Hg.): Von der KWV zur WVL. Leinefelde 2004.

Dieter E. Zimmer: Der Platte eine Chance. In: Die Zeit vom 26.6.1992.

Annett Zinsmeister (Hg.): Plattenbau oder Die Kunst, Utopie im Baukasten zu warten.
Hagen 2002.